A352-1 Bibl. Mont]

Neue

Religionsgeschichtliche

Abendunterhaltungen

eines

Pfarrers mit seinem Schulmeister

und

einem Bauer.

Ein nützliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelsorger, Lehrer und jeden wahrheitliebenden Christen.

Leipzig und Kölln,
bei Peter Hammer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Es ist, meine lieben Bürger und Landsleute, herkommliche Sitte, daß man einem Buche fast allemal eine Vorrede, oder Vorerinnerung voransetzt. Darin giebt der Verfasser gemeiniglich den Beweggrund an, der ihn zur Verfertigung und Herausgabe seines Buches veranlaßte oder aufforderte.

Der Fall soll nun auch bei dieser Schrift statt haben.

Der Verfasser ist wirklich ein Geistlicher, und steht schon mehrere Jahre in der Seelsorge. Da hatte er denn — bald hier, bald dort — vielfältige Gelegenheit, das Thun und Lassen; vornehmlich aber die oft so laut geäusserten Meinungen mancher Bürger und Landleute genau zu beobachten und mit anzuhören.

Nun thut es dem Verfasser oft in der Seele wehe, wenn er manchen Bürger und Landmann über die Verordnungen des weisen Königs von Baiern und seiner thätigen Regierung, manche gehässigen und Unzufriedenheit verrathenden Anzüglichkeiten mit anhören muß. — Da wird denn oft ein Jammer- und Zettergeschrei erhoben — darüber, daß die Religion in sichtbarer Gefahr stehe vollends untergraben zu

werden, seitdem man die Klöster aufgehoben habe, und die frommen Religiosen so sehr verfolge; selbst auf den Pabst ist man nicht gut zu sprechen, weil er solche Umänderungen geduldet: und wenn man einmal mit den Klostergeistlichen fertig sey, werde die Reihe auch an die übrige Geistlichkeit kommen. Sofort könne es ja nicht fehlen, daß die Religion nächstens auf dem Sprunge seyn werde. „Vor Zeiten" setzt man gewöhnlich hinzu, „war es gewiß nicht so; da war noch Glauben und Religion in der Welt."

Derlei Gerede, meine lieben Bürger und Landleute! hat der Verfasser öfter als einmal von euch gehört, und gewiße Geistliche, die aus Gemächlichkeit gerne dem alten Schlendrian nachhängen, stimmen tapfer mit in eure Klaglieder ein; am heftigsten aber strengen dabei die bekutteten und — unbekutteten Mönche, worun-

ter sich die Bettelmönche ganz besonders hervorthun, ihre Kehlen bis zum Heissers werden an.

Nun muß ich euch aber, meine lieben Bürger und Landleute! ganz unverhalten sagen, eure Besorgnisse sind wohl recht überflüssig und ganz zur Unzeit. Aus allen zeitherigen Anstalten und Verordnungen unsers theuersten Königs und seiner Regierung glaub' ich, euch die Versicherung geben zu dürfen, daß sie es mit der Religion — mit dem Christenthum — ungleich redlicher und herzlicher meinen, als unsere, meinetwegen noch so fromme Vorfahren.

Glaubet doch ja nicht, daß ein weiser Regent die Religion gefährlich anzutasten sich erlauben sollte. Er müßte seine und seiner Unterthanen Wohlfahrt viel zu wenig kennen. Die Religion ist das allerkostbarste Geschenk, das die Menschen von

Gott haben; die Religion schreibt den Regierungen und Unterthanen die gegenseitigen Pflichten genau vor. Mit diesem edlen Geschenke des Himmels darf man nun wohl kein muthwilliges Spiel treiben, wie ihr euch etwa einbilden möget. Von unserm väterlich gesinnten Landesfürsten ist also nur um so weniger etwas solches zu vermuthen.

Das, was die baierische Regierung zeither in Ansehung der Religion, Theils abgeändert, Theils beseitiget wissen will, betrifft blos ein gewisses pharisäisches Aussenwerk unsers Christenthums. Dieses blendende Aussenwerk hat das habsüchtige und unersättliche Mönchthum, von einen ehemals mächtigem Schutze unterstützt, in die sanfte Christus-Religion hineingeschwärzt: Mit dergleichen frömmelnden Religionsständeleien betrogen diese Menschen ganz besonders das gutmüthige gemeine Volk um uns

geheure Summen Geldes. Daß es dem so sey, darüber sollt ihr nach und nach vernünftiger, und auch von eurer weisen Regierung ehrfurchtsvoller denken lernen.

Nur jene Religion ist die allein ächte und wahre, welche edle Gesinnungen in unsere Seele pflanzet; zu menschenfreundlichen Handlungen uns aufmuntert; mit einem Worte: welche unsere und unserer Mitmenschen Sittlichkeit befördert. Und diese Religion haben uns Christus und seine Apostel im Evangelium hinterlassen. Alles, was darüber ist, hat man meistentheils der menschlichen, oftmals übertriebenen mönchischen Erfindung zuzuschreiben, woraus aber mit der Zeit wilde Greuelthaten, entsetzliche Uebel und Landplagen in der christlichen Welt entstanden sind, wie euch diese Schrift einigen Aufschluß hierüber geben soll.

Nehmt also ohne Bedenken dieses Buch zur Hand, durchleset es unbefangen, ohne Vorurtheil. Was ihr darin findet, ist reine Wahrheit, die ihr, meines Dünkens, wohl auch wissen dürfet und — wissen sollet. Zuverlässig werdet ihr von der baier'schen Regierung mildere Gesinnungen fassen.

Euch nun, meine lieben Bürger und Landleute! diese Schrift in die Hände zu liefern, schien dem Verfasser ein wahres Zeitbedürfniß.

Jetzt nur noch ein Paar Worte an solche Leser, die sich nicht gerne in die Klasse der Bürger und Landleute wollen zählen lassen. —

Diese Schrift hat ihr Daseyn einer elenden, und gegen Regenten achtungslosen Kapuzinade zu verdanken. Die Einleitung dazu weiset es.

Nun werden freilich manche mürrische Zionswächter, und selbst auch dieser und jener buntschäckichte Mönchspatron, den Verfasser einer unverzeihlichen Inkonsequenz beschuldigen, daß er von dieser einzelnen (?) Kapuzinade einen so fatalen Seitensprung auf das gesammte Mönchthum hinüber machen konnte.

Wohlan, meine hiperorthodoxen Herren! wenn ihr diese Kapuzinade einzeln, oder — einzig in seiner Art nennet; so habt ihr in der Mönchswelt entweder gar keine Erfahrung, oder ihr meint es mit der unbefangenen Wahrheit höchst unredlich. — Ich kann euch einstweilen nichts anders darauf sagen, als daß ihr nur die Geschichte selbst einer Inkonsequenz beschuldigen wollet.

Daß gegenwärtiger Schrift „Schmids Geschichte der Deutschen" zu Grunde liege, wird jeder leicht ersehen, der solche gelesen hat. Ob der Verfasser deswegen nichts weiter, als blose zusammen gestoppelte Waare geliefert habe, das überläßt er ganz kummerfrei der Beurtheilung jedes Sachkündigen.

Wem übrigens so manche Schilderung selbst im Betreffe manchen Pabstes zu auffallend scheint, der hadere nur mit der Geschichte; an dieser möge er seinen Unmuth auslassen.

Derbe Mönchereien und herrschsüchtige Schwärmereien heischen auch derbe Wahrheiten. —

Der Verfasser.

Eigentliche Veranlassung dieser Schrift: als Einleitung zu betrachten.

An einem angenehmen, aber schon ziemlich kühlen Winterabend, schlenderten der Schulmeister und sein Nachbar — der sogenannte Kirchenbauer zu N.. — vom benachbarten Dorfe Br..., wo sie auf einem Kirchenfest Andacht halber waren, ganz gemächlich nach Hause. Eine gute Strecke Weges wandelten sie ganz bedächtlich und gedankenvoll, ohne ein Wort miteinander zu verlieren, fort: als endlich der Schulmeister das Stillschweigen mit seinem

Weggefährten auf einmal mit diesen Worten unterbrach: Nun, lieber Nachbar! warum denn aber gar so stille und in Gedanken vertieft? — Ihr seyd doch sonst viel redseliger; besonders wenn ihr ein kleines Spitzgen im Kopfe habt. Aber freilich! heute hat euch, als wir nach dem Ablaßgebeth aus der Kirche ins Wirthshaus giengen, so viel ich merkte, weder Essen noch Trinken geschmeckt; welches doch sonst der Fall nicht ist.

Bauer. Mein guter Schulmeister! wer sollte bei den gegenwärtigen Zeiten nicht nachdenkend und tiefsinnig werden! — Ihr wißt, daß ich da von den eingezogenen Gütern des Klosters R... mehrere Aecker und Wiesen in Bestand genommen habe —

Schulmeister. Nun ja! daß weiß ich freilich wohl. Deswegen werdet ihr aber doch nicht so nachdenkend seyn? Denn die jährliche Bestandsgebühr ist doch wahrlich nicht übermacht; und was ist das wieder für eine vortheilhafte Bequemlichkeit für euch, daß alle die bestandenen Aecker und Wiesen nächst um eure eigenen Güter herumliegen.

Bauer. Das alles wohl recht. — Aber habt ihr denn heute in der Predigt gar nicht aufgehorcht? — Wahrhaftig diese Predigt macht mir viel Skrupel im Kopf und Unruhe im Gewissen.

Schlmstr. Aha! nun merk' ich, wo euch der Schuh drückt. Aber hört, mein lieber Nachbar! wegen dieser Predigt machte ich mir schon gar keine Bedenklichkeiten, am allerwenigsten eine Gewissensbangigkeit. Denn seht — Doch schaut auf — ist das nicht unser Herr Pfarrer, der dort die Anhöhe herunterkömmt? — Ja wirklich, er ist's; er muß uns schon bemerkt haben — er scheint auf uns zu warten: denn er steht stille. Wir wollen unsere Schritte etwas beschleunigen. — Unser Herr Pfarrer ist doch ein recht braver, liebreicher Herr, der einem jeden ohne Unterschied freundlich begegnet, ohne dabei sich etwas zu vergeben. — Den Kindern weiß er besonders durch eine gewisse herablassende, freundliche Ernsthaftigkeit eine wahre kindliche Ehrfurcht gegen sich einzuflößen. — Ihr sollt nur sehen, wie aufmerksam und gelehrig die Kinder sind, wenn der Herr Pfarrer in der Schule erscheint, und mit so gefälligem Ernste

mit seinem Unterricht im Christenthume, im Lesen, Schreiben und Rechnen mir so unverdrossen an die Hand geht. Ich muß nur gestehen: durch seinen Kinderunterricht hab' ich mich selbst schon in meinem Schulgeschäft um vieles vervollkommnet. — Ja, ja! erwiederte sein Weggefährte, da habt ihr vollkommen recht. Unser gegenwärtiger Herr Pfarrer verdient die Liebe und Hochachtung der ganzen Gemeinde schon darum, weil er mit dem Unterricht unserer Jugend sich so unermüdet abgiebt. Ich hab' allemal eine so herzliche Freude, wenn meine Kinder mir oftmals so etwas Schönes recht hübsch vorlesen, und selbst alle meine Ausgaben und Einnahmen, Käufe und Verkäufe so genau spezifiziren und vorrechnen können. — Während dem naheten sie sich allmählig dem Herrn Pfarrer, der sie freundlich grüßte mit den Worten: Guten Abend, liebe Männer! woher heute schon?

Schlmstr. Euer Hochwürden Herr Pfarrer! da haben wir heute auf dem Kirchenfeste zu Br... den Ablaß geholt. — Es scheint aber, als wolle dieser Ablaß meinem Nachbar da nicht recht anschlagen. Er ist seit dem gar so tiefsinnig, und ordentlich melancholisch.

Pfarrer. Ei! warum denn? Das soll mir doch wunderlich vorkommen! Die fromme Besuchung eines feierlichen Gottesdienstes soll ja doch nicht traurig und niedergeschlagen machen! — Denn da unterreden und unterhalten wir uns gleichsam recht herzlich und vertraulich mit Gott; wir empfehlen ihm unsere Angelegenheiten, und stellen sie mit kindlichem Vertrauen und mit zuversichtlicher Ergebenheit seiner väterlichen Leitung und Obsorge, und weisesten Vorsicht anheim. Und da soll man doch wohl nicht niedergeschlagen und mismuthig, sondern vielmehr recht von Herzen fröhlich und zufrieden werden!

Schlmstr. Erlauben mir Euer Hochwürden! ich will Ihnen den Hergang und die Veranlassung dazu nur gleich offenherzig herausgen. Der Kapuziner, Pater M.. von W..., hat da eine gar so sonderbare Predigt gehalten, daß man es mit Händen greifen konnte, daß er auf den König von Baiern gar nicht gut zu sprechen ist. Unter vielen andern anzüglichen und seltsamen Ausdrücken, sagte er in seiner Predigt rund heraus: daß alle diejenigen, die Klostergüter in Bestand genommen, oder käuflich an sich gebracht hätten, nicht

könnten selig werden. *) Darüber ist nun mein Nachbar da, weil er mehrere solche Güter beständet, ganz melancholisch.

Bauer. Ja, Euer Hochwürden Herr Pfarrer! ich muß bekennen: diese Predigt wurmt mir nun immer im Kopfe herum.

Pfarrer. Mein lieber Kirchenbauer! zuerst muß ich euch sagen, daß dieser Kapuziner sehr unklug, und wirklich frevelhaft gethan hat. Das heißt ja die Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn ordentlich zum Aufruhr reitzen wollen! — Und wahrlich! dieß ist nicht die Lehre, nicht die Vorschrift unsers Heilandes, nicht die Sprache des Evangeliums! — Doch genug! Nur wollen wir noch die Umstände in Betrachtung ziehen, welche die Einziehung, oder Säkularisation (Verweltlichung) der Klöster, und selbst so mancher ansehnlichen geistlichen Fürstenthümer nothwendig herbeiführen mußten. Der vor-

*) Dies ist erwiesene erhobene Thatsache. Und was noch das Sonderbarste dabei ist — diese saubere Kapuziner-Predigt geschah in Neubaiern — in Schwaben. Breitenthal heißt der Ort, und war vorher Kloster roggenburgischer Herrschaft. — Das ist ja unvergleichlich!!! Pater Melcher heißt dieser vortreffliche Prediger und Kapuziner!

vorlezte Franzosenkrieg ist euch gewiß noch im frischen Andenken. Ihr werdet euch auch erinnern, daß die französischen Waffen fast allenthalben siegreich waren. Besonders im Feldzuge 1800 spielten die Franzosen ganz den Meister. Bei uns in Deutschland hatten sie so große und mächtige Vorschritte gemacht, daß sie bereits selbst die Kaiserstadt Wien bedrohten, wovon sie nur mehr ein Paar Tagmärsche entfernt waren. Einige Jahre früher schon hatten mehrere mächtige deutsche Fürsten alle ihre Besitzungen über dem Rhein verloren. Um nun Deutschland nicht einer noch größern Gefahr preis zu geben, und am Ende beinahe Alles auf das Spiel zu setzen: mußte man endlich einmal ernstlich auf Frieden denken. Die Herstellung dieses Friedens war aber nur dadurch möglich, daß die weltlichen Erbfürsten mit den geistlichen Gütern und Besitzungen entschädigt wurden.

Bauer. Aber erlauben mir Euer Hochwürden! es scheint mir doch ungerecht, einem Andern sein Eigenthum nehmen, um es einem Dritten zu geben.

Pfarrer. In der Regel habt ihr ganz recht. Indeß aber werdet ihr wohl wissen:

keine Regel ist ohne Ausnahme. Und dann fordert es allzeit schon die Natur der Dinge, daß, wenn zwei Uebel zugleich zusammen treffen, man das kleinere wählen müsse. Nun konnte aber Deutschland durch ein kleiners Uebel — durch Darbringung und Aufopferung der geistlichen Güter, von einem ungleich gröfsern — von der augenscheinlichen Zerrüttung, oder gar Zertrümmerung des ganzen Reiches, gerettet werden. Kurz von der Sache: der zwischen den kriegführenden Mächten einverständig abgeschlossene Frieden hat den weltlichen Erbfürsten Deutschlands die geistlichen Güter und Ländereien, als wahres Staatseigenthum überwiesen.

Schlmstr. Nun da hätte also dieser rothe Milchbart von Kapuziner mit seiner nasenweisen Predigt wohl zu Hause bleiben können. Und wenn ich mir die Sache hin und wieder durch den Kopf ziehe; so kömmt es mir immer etwas ungereimt vor, daß Bischöfe und Prälaten, gleich den weltlichen Landesherren, Ländereien besitzen sollen. Da fällt mir allemal das kurze, aber recht schöne Gedicht ein, welches mir der Student meines Schwagers, schon vor einigen Jahren, zum Abschrei-

ben gab, als er bei mir ein Paar Wochen in der Vakanz war. Ich bin von jeher ein guter Freund der Studenten gewesen, weil auch ich einige Jahre mich auf dieses Handwerk verlegte. Nun wieder auf das erwähnte Gedicht zu kommen, so kann ich es auswendig und lautet also:

„Sagt Diener Christi! ob nicht schon
die Säkularisation
längst euers Meisters Wort enthält:
„Mein Reich ist nicht von dieser
Welt! — ? — "
Wie find't der Diener Anspruch Statt,
auf das der Herr Verzicht einst that?
Er wandelte stets arm herum,
und ihr besitzt manch Fürstenthum. —
Er gieng in einem wollnen Kleide;
ihr prangt im Purpur, Samt und Seide.
Wie fiel euch der Gedanke ein,
mehr als der Meister selbst zu seyn?
Wenn ihr ihm hier wollt ähnlich werden:
so herrschet nicht als Herrn der Erden.
Ihr seyd als Lehrer in der Welt,
nicht als Regenten angestellt.
Drum fordert selbst Religion
die Säkularisation!

Und so scheint es mir auch in der That. Denn so viel mir mein bischen Verstand sagt,

so

so meinte ich, daß besonders die Kloster-geistlichen ihre weltlichen Besitzungen nie als wirkliches Eigenthum; sondern nur als vom Staate ihnen bis daher überlassene Genuß-güter ansehen konnten. Für was hätten sie denn sonst das Gelübde der freiwilligen Armuth abgelegt! — Und sorgt indeß der Staat nicht hinlänglich für sie, da ihnen der Landesherr jährlich 400 bis 500 Gulden zum Unterhalt auswirft? Ei! damit können sie das Gelübde der freiwilligen Armuth noch immer recht gemächlich, und im beinahe herkommlichen Wohlbehagen ausüben. *). Mein mühevoller und saurer Schulmeisterdienst trägt mir nicht so viel ein, und ich bringe mich, Gott sey Dank, nebst Weib und Kindern, bisher doch im-

---

*) Wenigstens in einem für den phisischen und moralischen Menschen gedeihlichern Wohlbehagen. — — Unlängst versicherte ein junger Benediktiner-Mönch aus der säkularisirten Reichsprälatur D . . . den Verfasser, daß, seit dem sie die — noch immer hinlänglich fette Pensionssuppe genössen, auch äusserst selten die sonst so gewöhnliche Klosterkrankheiten sich einstellten. — Doktor und Apotheker fänden dieß — fast zu ihrem Verdrusse — bestättiget.

immer mit Ehren durch. Da halt' ich mich aber auch treulich an meinen lateinischen Lieblingsspruch: Tempori serviendum — ja freilich wohl! in die Zeiten muß man sich schicken — nach dem Wind muß man dem Mantel hängen. —

Pfarrer. Hör er, Schulmeister! er hat da so Manches herraisonirt, als wenn er ein wirklicher Staatsmann, oder gar erster Finanzminister wäre. Uebrigens muß ich's ihm lassen, daß er, beim nahen Lichte betrachtet, so gar unrecht nicht hat.

Bauer. Dem, was da der Schulmeister sagte, mag nun seyn, wie ihm wolle: so scheint es mir doch, daß der König von Baiern übrigens sonst zu viele Neuerungen anfängt, selbst in Sachen, die, nach meinem Dafürhalten, den katholischen Glauben betreffen. Denn daß er gleich so eigenmächtig, ohne die Bischöfe, und besonders den Papst zu fragen, die Feiertage aufhebt; die Wallfahrts- und Kreuzgänge einschränkt oder gar abstellt; hierin scheint er mir doch zu weit zu gehen, und zu viel sich anzumassen: dazu sollte er doch wenigstens um die Erlaubniß und Einwilligung des Papstes ansuchungsweise einkommen. In

den vorigen alten Zeiten war es gewiß nicht so: da würde der Papst sicherlich ganz anders gesprochen haben. Es ist ja heut zu Tage, als wenn kein Papst zu Rom mehr wäre!!!

Pfarrer. Zu eurem verdienten Lobe, mein lieber Kirchenbauer! muß ich gestehen, daß ihr ein guter, rechtschaffener Christ seyd. Ihr bethet, so viel ich an euch abmerken kann, bei öffentlichen Andachtsversammlungen mit Eifer und herzlicher Inbrunst zu Gott; ihr wohnet dem Vortrage und der Erklärung des Evangeliums (den Predigten) mit gelehriger Aufmerksamkeit bei; und findet euch, was besonders lobenswerth ist, und mir an euch ausnehmend wohl gefällt, selbst auch bei den nachmittägigen Christenlehren fast allzeit ein. Aber wohlgemerkt! diese eigentlich noch immer nur äusserliche Gottesverehrung, und dann die sonstige Beobachtung äusserlicher Kirchengebräuche, machen den wahren Christen noch bei weitem nicht; sondern man muß damit vorzüglich und ganz wesentlich die Handlungen — die Werke des Herzens vereinigen. Das wichtigste und allernothwendigste, was das Christenthum von uns fordert, ist und bleibt immer die Erfüllung unserer Pflichten und Ob-

lie-

liegenheiten, die unser Stand und Beruf mit sich bringen, und die die Menschheit von uns fordert. Seine Kräfte also wohl anwenden; so viel Gutes, als möglich, für sich und andere stiften; gegen Jedermann gut gesinnet; ohne Falsch und Betrug seyn; keiner Ungerechtigkeit sich schuldig machen; gegen seinen Mitmenschen, ohne Unterschied der Religion, sanftmüthig, gerecht, nachgiebig und verträglich seyn; das Amt und die Stelle, worein uns die göttliche Vorsehung bestimmt und gesetzt hat, mit Treue, Redlichkeit und ausharrendem Eifer versehen; Gott lieben und verehren; seinem Landesherrn den schuldigen Gehorsam leisten, und die gebührende Abgaben willig entrichten: dies fordert eigentlich einzig und allein das Christenthum von uns, dieß ist das allein Wesentliche unserer Religion, darauf weiset uns der göttliche Erlöser Jesus in seinem heiligen Evangelium fast bei jeder Zeile hin. Weil ihr nun, mein lieber Kirchenbauer! zu eurer fernern Ermunterung sag ich's euch — weil ihr nun alles dieses nach eurem sittlichen Vermögen gewissenhaft beobachtet und erfüllet: so nenne ich euch eben nur darum einen guten rechtschaffenen Christen.

Jetzt

Jetzt noch etwas weniges von Feiertagen und Wallfahrten. Ihr haltet euch darüber auf, daß der König die Feiertage aufhebe, und die Wallfahrten einschränke — und zwar eigenmächtig. Da seyd ihr sehr übel berichtet, mein lieber Kirchenbauer! und ganz irrig daran. Schon Papst Benedikt XIV. hatte beiläufig um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die übermäßigen Feiertage abgewürdiget, und als aufgehoben erklärt. Die Veranlassung dazu war: die Landesherren sowohl, als selbst auch die ersten Vorsteher der Kirche — die Bischöfe, sahen ein, daß durch die zu vielen und immer mehr überhand nehmenden Feiertage die Wohlfahrt der einzelnen Bürger und Unterthanen, und selbst das allgemeine Beste des Staates leide und vernachlässiget werde. Man sah endlich auch ein, daß durch träges, müßiges Herumschlenzen auf Wallfahrten gar wenig Gutes geschehe; sondern daß im Gegentheil dabei die größten Misbräuche unterliefen, oft der grellste Unfug, die schändlichste Ausschweifungen und schmutzigsten Zügellosigkeiten verübt wurden. Und aus eben dergleichen gewiß höchst wichtigen Ursachen und Beweggründen sahen sich die geistlichen und weltlichen

Obrig-

Obrigkeiten genöthigt, im Einverständniß mit-einander, gemeinsam Hand an das Werk zu legen, die überhäuften Feiertage abzuschaffen, und sie, wie es nun bei uns in Neu- und Altbaiern der Fall ist, auf eine bestimmte Zahl herunterzusetzen, mit der bischöflichen Anweisung und väterlichen Erinnerung: die frommen Gläubigen möchten nun die noch beibehaltenen Festtäge desto eifriger und wahrhaft christlich halten und begehen.

Die Verordnung des Königs von Baiern wegen den Feiertagen, ist also, wie ihr seht, keineswegs neu.

Weil aber der faule Eigensinn mancher frömmelnden Bet-Schwester und manches eiteln, verdächtigen Bet-Bruders, ganz vorzugsweise aber der schmutzige Eigennutz und die heilige Prellerei *) so mancher Wallfahrts-Vorsteher, diese landesherrliche Verordnung nicht nur blos auffer Acht liessen; sondern selbst höhnisch, und sogar mit schnöder Verachtung sich darüber hinweg setzten: so konnte es nicht anders seyn, als daß die wohlthätige Bezweckung

*) Nur keine Belege gefordert! Sie könnten sonst zu auffallend und zu treffend werden.

ckung des Landesfürsten sowohl, als auch der Bischöfe von Jahr zu Jahr immer mehr mußte vereitelt werden. Da nun unser weiser und väterlicher Landesfürst diesem oft so wilden, grellen, unsittlichen und ärgerlichen Feiertags- und Wallfahrtsunwesen einmal mit Ernst und angemessenem Nachdrucke zu begegnen und Schranken zu setzen trachtet: so besteht seine Neuerung nur darin, daß er unter allen — wenigstens katholischen Regenten, der Erste ist, welcher sein ihm untergebenes Volk von frömmelnden, pharisäischheiligen Misbräuchen, die nur den Bettelmönchen, und den so genannten Wallfahrts- und Bruderschaftskassen und Vorstehern eintragen, mit zweckmäßigem Ernst abzuhalten sucht, und dafür dasselbe auf seine eigenthümliche Seelen- und Leibeswohlfahrt zurückgebracht wissen will. Dazu hat jeder Landesfürst nicht nur Befugniß; sondern es ist für ihn höchste, unerläßliche Regentenpflicht. Mögen dagegen die Kapuziner mit und ohne Kapuze und Kutte immerhin in ihre unmächtige Lärmposaune stossen!!

Gesteht mir unverhalten, mein lieber Kirchenbauer! Da diese landesherrliche Verordnung einzig nur zum Vortheil und Nutzen des einzel-

zelnen Bürgers und Landmannes sowohl, als auch zur Wohlfahrt des allgemeinen Besten abzwecket: was dünkt euch? — Meint ihr nicht, daß wir unter dem Gewissen verbunden und durchaus verpflichtet sind, nur um so eher zu gehorchen? — Seht! die heilige Schrift sagt nirgends: Selig sind, die da auf Wallfahrten herumziehen; von dem einzigen Sabbathe, bei uns Sonntage, bindet uns Moses recht nachdrücklich ein, daß wir ihn heiligen — das heißt: daß wir an einem solchen Tage der öffentlichen Gottesverehrung beiwohnen, und besonders durch aufmerksame und gelehrige Anhörung des göttlichen Wortes, die Lehren und Vorschriften unsers Erlösers immer mehr einbekommen und uns eigen machen, und nach denselben stets fort recht viel Gutes für uns und andere stiften sollen. Wallfahrten, Feiertage und dergleichen, sind gar leicht entbehrliche Nebendinge, die zu unserer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit nicht nur nichts beitragen; sondern ein sehr grosses Hinderniß dazu sind. Hingegen ist es eines der nothwendigsten und wesentlichsten Stücke unserer Religion, daß wir der rechtmäßigen Obrigkeit Gehorsam leisten sollen, dazu ermahnt der Apostel Paulus

in seinem Briefe an die Römer (Kap. 13.) die ersten Christen recht ernstlich, wo er schreibt: „Jedermann sey den höchsten Obrigkeiten unterthan; denn die Obrigkeit ist nur von Gott gesetzt, und alle (Obrigkeiten) sind von Gott verordnet. Wer also der Obrigkeit widerstehet, der widerstrebt der Anordnung Gottes; und diese Widerstrebende ziehen sich die eigene Verurtheilung zu. Denn die Obrigkeiten sind nur den Bösen zur Strafe, und nicht den Guten. Willst du also von der Obrigkeit nichts zu fürchten haben: so handle rechtschaffen, und du wirst ihren Beifall haben. Denn die Fürsten sind Diener Gottes zu deinem Besten. Thust du aber Böses: so fürchte dich; denn sie tragen das Schwert nicht umsonst. Sie sind Gottes Diener zur Rache und Strafe des Uebelthäters. Man muß also gehorchen, nicht allein um der Strafe; sondern auch um des Gewissens willen". — — Seht also, mein Lieber! dieß ist die Lehre unserer heiligen Religion; und ich denke: unser Heiland und seine Apostel müssen ihre Sache doch wohl besser verstanden haben, als dieser Kapuziner und alle seines Gleichen. Ihr werdet die Wahrheit davon hoffentlich einsehen. Doch künftigen Sonntag werde ich

eigends über diesen Gegenstand eine Predigt halten.

Bauer. Verzeihen mir Euer Hochwürden Herr Pfarrer! von einer Widersetzlichkeit gegen unsern gnädigsten Landesherrn, wie Sie selbst wissen, fiel mir noch nie das geringste ein. Nur wegen den Feiertagen und Wallfahrten war ich innerlich etwas ungehalten und misvergnügt. — Wie man doch gar so unwissend, und bei offenen Augen stockblind in der Welt dahin leben muß, wenn man nicht lesen und schreiben kann! Wie vieles wollt' ich mich, selbst in meinen bereits alten Tagen kosten lassen, wenn ich nur ein wenig zu lesen verstünde. Dank sey dem guten König daß er so väterlich auf die Schulen dringt. Vorzüglichen Dank aber sind wir alle Ihnen schuldig, daß Sie mit dem Unterricht unserer Jugend sich so eifrig abgeben. — Ich bin nun ganz beruhigt. Wahrhaftig! ich wußte noch nie, daß selbst der Pabst, und die Bischöfe, die überhäuften Feiertage abgewürdigt hatten, und zwar freilich aus nur zu sehr gegründeten Ursachen; denn ich selbst bin aus genugsamer Erfahrung überzeugt, daß an solchen Tagen, und bei den, besonders entfernten Wallfahrten und Kreuzgängen, gewöhnlich sehr wenig

Gutes, dagegen aber viel — recht viel Schlimmes gestiftet wurde.

Pfarrer. In einem Stücke, mein guter Kirchenbauer! muß ich euch doch recht geben, daß es nemlich in ältern Zeiten, in mancher Hinsicht, ganz anders in unserm Deutschland aussah, als heut zu Tage. Besonders war damals das Ansehen und die Macht der römischen Päbste über Fürsten, Könige und Kaiser ohne Vergleich viel ausgebreiteter und bedeutender, als gegenwärtig. O ja freilich! dort in den grauen Vorzeiten führten die Päbste mit den Fürsten, Königen und Kaisern eine ganz andere Sprache, als heut zu Tage; hierin habt ihr ganz recht. Wenn ihr zu wissen wünscht, wie es in dieser Hinsicht ehemals in unserm deutschen Vaterlande hergieng und aussah: so bin ich bereit, euch hierüber eine möglichst genaue Schilderung zu machen.

Bauer. O ja! dies wäre mir wohl recht lieb. Belieben Sie dazu nur Zeit und Ort zu bestimmen, wo und wann es Ihnen bequem ist.

Schlmstr. Ei! Ihr Hochwürden! dürfte ich nicht auch Theil daran nehmen? — An so geschichtlichen Erzählungen und Schilderungen find' ich immer eine ungemein angenehme Unterhaltung. Darf ich also dabei auch mit ein Zuhörer seyn?

Pfar=

Pfarrer. Warum nicht! von Herzen gern. Wenn es euch also recht ist, so kommet allzeit am Sonntage nach dem nachmittägigen Gottesdienste, so gegen Abend, zu mir in den Pfarrhof. Nächsten Sonntag wollen wir damit gleich den Anfang machen. Für heute wünsch' ich euch gute Nacht!

Erster Abend.

Der Kirchenbauer und Schulmeister fanden sich am folgenden Sonntage zur bestimmten Zeit pünktlich auf dem Zimmer des Herrn Pfarrers ein, der auf folgende Art begann:

Nun, meine lieben Männer, es freut mich, daß ihr nach Neuigkeiten aus den Zeiten unserer Vorältern begierig seyd. Ich denke, ihr sollet durch meine Erzählungen von manchem Vorurtheil — von mancher vorgefaßten, und falschen eigensinnigen Meinung befreiet werden. Ja! ich muß es nur gerade, unverholen heraussagen: ihr Bauersleute *) besonders habt oft

*) Hiemit sey aber zugleich angemerkt, daß die mehresten eiteln und oft so aufgedunsenen Klein- und Großstädtler in ihren dummen Vorurtheilen, in ihrem frömmelnden, pharisäischen Aberglauben, und wegen ihrer steifreligiösen Unsittlichkeit, oft sehr weit hinter dem sonst gutmüthigern und viel gelehrigern Landmanne zurück sind.

oft gar so wunderliche Köpfe, worin sehr viele schädliche Vorurtheile stecken, die ihr euch durchaus nicht wollet herausnehmen lassen. Alles Neue ist euch anstößig und gehässig, nur darum, weil es neu ist. Fragt man euch um die Ursache; so ist eure gewöhnliche Antwort: „Es ist nie, oder allzeit so gewesen." Dies ist aber ein recht tadelnswürdiger Eigensinn. Wenn Jedermann ohne Unterschied, und zu allen Zeiten so gedacht, und diesem falschen, verderblichen Grundsatze gefolgt hätte: so würde unser deutsches Vaterland, noch bis auf gegenwärtigen Augenblick, eben so wüst und elend aussehen, als wie vor 1800 Jahren. Unser Deutschland war wegen unermeßlichen Waldungen und Sümpfen ein äusserst unfreundliches, kaltes und sehr rauhes, ödes Land, darin nur diejenigen zu wohnen sich kümmerlich entschliessen konnten, die da gebohren und erzogen waren. Mit was für ungeheuern Waldungen Deutschland müsse angefüllt gewesen seyn, könnet ihr daraus abnehmen, daß der Harzwald allein eine Länge von sechzig, und eine Breite von neun Tagreisen in sich begriff. Beinahe nichts baute man an. Es konnte auch wegen Wäldern und Sümpfen nichts gedei-

deihen; und die Sümpfe auszutrocknen, und die Waldungen auszuhauen und urbar zu machen, dazu waren die alten Deutschen theils zu faul, theils zu dumm. Ihre einzige Beschäftigung war Jagen, Fischen und fast beständiger, ununterbrochener Krieg. Das einzige, womit sie sich nebenher noch abgaben, war, daß sie Gerste und Haber anbauten. Aus diesem bereiteten sie sich eine Art Mus (Haberbrei); aus jener bräuten sie Bier. Ihr ganzer Reichthum bestund übrigens in zahlreichen Viehheerden.

In Ansehung der Religion waren unsere Voreltern äußerst abergläubig, oder vielmehr abgöttisch. Sie beteten die Sonne, den Mond, die Sterne, das Feuer, und selbst ihre unfruchtbare Erde an. Tempel oder Kirchen hatten sie keine; statt derselben bedienten sie sich zu ihren sogenannten Gottesdiensten der Eichenwälder, die sie vorzüglich heilig hielten; wo sie dann ihre Opfer und übrige Religionszeremonien verrichteten, auch zugleich ihre Kriegszeichen als Heiligthümer aufbewahrten. Uebrigens glaubten sie zwar ein künftiges Leben. Was sie aber für verkehrte, rohe und sinnliche Begriffe und Vorstellungen davon müssen gehabt haben; könnet ihr leicht daraus ersehen,

daß

daß sie fest dafür hielten: ihre Seligkeit bestünde in dem, daß sie sich in der andern Welt unter einander mit Kriegsgefechten belustigen, und aus großen Hörnern erlegter Thiere, und aus den Hirnschalen ihrer überwundenen, erschlagenen Feinde ein köstliches Bier trinken würden. Ihren Verstorbenen gaben sie Waffen mit ins Grab, damit sie sich derselben, etwa in einem Nothfalle auf ihrer Hinreise in die andere Welt, wenn sie angefochten würden, bedienen könnten. Gemeiniglich pflegten sie ihre Todten zu verbrennen, und die Asche davon vergruben sie. Da geschah es nun nicht selten, daß sie zugleich mit einem solchen Todten, besonders wenn er ein Vornehmer war, auch seine Pferde, Hunde, wohl gar seine Knechte und Bediente verbrannten, damit er sich ihrer noch in der andern Welt zu seiner Bequemlichkeit bedienen könnte. Es war auch ihre gewöhnliche Sitte, daß sie auf die Gräber große Steine hinwälzten, damit der Verstorbene nicht beunruhiget, und das ihm Mitgegebene nicht möchte gestohlen werden. — Ihr müßt wissen, daß die alten Deutschen auch das öfters im Brauche hatten, ihren Todten Geld mit ins Grab zu geben, daß sie auf der

Hin-

Hinüberreise in die Ewigkeit sich Erfrischungen anschaffen könnten, und keinen Mangel leiden möchten. Weil dergleichen Geld in spätern Zeiten bei den Kohl- und Begräbnißstätten der verbrannten Leichname oftmal gefunden ward: so entstund allmählig bei den einfältigen Leuten der Aberglaube, daß da, wo man Kohlen in der Erde anträfe, auch Schätze verborgen seyn müßten; oder man hielt solche Kohlen wohl gar für Geld selbst, welche durch Zauberung erst in solches verwandelt würden.

Bauer. Ach! du lieber Gott! in diesen traurigen, und, meines Dünkens, recht armseligen Lebenszustand der alten Deutschen wünschte ich mich wahrlich nicht. Und von Gott und der seligen Belohnung der Frommen und Rechtschaffenen in jener Welt, hatten sie vollends gar die sonderbarsten, verkehrtesten und unanständigsten Vorstellungen. Das war doch in der That ein gräulicher Aberglaube — eine wilde Abgötterei! — Ist wohl die christliche Religion nicht schon zu der Apostel Zeiten, oder wenigstens bald darnach zu ihnen gekommen?

Pfarrer. Darüber verfloßen mehrere Jahrhunderte, bis endlich auch in Deutschland das Christenthum Eingang fand, wozu eigentlich

ihr Hang zum Kriege das mehrste beitrug. Zuvor müßt ihr wissen, daß die deutsche Nation aus mehrern Stämmen, oder Völkerschaften bestund, wo dann eine die andere zu berauben und zu plündern, mit gewaffneter Hand auszog, und im glücklichen Falle des Sieges, mit der gemachten Beute wieder in ihre waldichten Schlupfwinkel heimkehrte. Nachdem aber die mächtigere deutschen Völkerschaften, in Rücksicht des rauhen Landes, und des öden unfruchtbaren Bodens, ihre immer zunehmende Raubsucht nicht mehr zur Genüge unter sich selbst befriedigen und sättigen konnten: so richteten sie ihr Augenmerk auf die benachbarten fruchtbaren Länder, als auf Gallien, das jetzige Frankreich; und vornehmlich auf das reiche, an Allem mit üppigen Ueberflusse prangende Italien. Dazu wurden sie aber ordentlich selbst mit Gewalt aufgefordert und gereitzet. Die damals noch heidnischen römischen Kaiser suchten ihre unumschränkte Herrschaft in der Welt immer weiter auszubreiten. Es wandelte sie daher auch die alberne Lust an, das ärmliche, unfruchtbare Deutschland unter ihr Joch zu beugen, und in eine römische Provinz umzuschaffen. Allein so sehr sie alle ihre

Macht

Macht darauf verwendeten, konnten sie gleichwohl nie damit auslangen, indem die römischen Kriegsheere mehrmals von den tapfern Deutschen aufs Haupt geschlagen wurden. Als endlich mehrere ohnmächtige, schwachköpfige Kaiser hinter einander folgten, und noch dazu die Römer, wegen ihren stets überhand nehmenden Weichlichkeiten und wilden Ausschweifungen, keine solche Heere mehr in Krieg schicken konnten, die an strenge Mannszucht und anhaltende Strapatzen gewohnt, und also nicht mehr im Staude waren, der unerschrockenen und ausdaurenden Tapferkeit der Deutschen die Spitze zu bieten: da bedienten sich die letztern des Rechtes der Wiedervergeltung, fielen nun selbst, gleich einem wild tobenden Waldstrom, über die römische Monarchie her, eroberten eine Provinz nach der andern, und machten sich dieselben unterwürfig. Auf solche Weise gieng das vorher so große, mächtige römische Reich zu Trümmern. Denn jede deutsche Völkerschaft behielt das von ihr eroberte Land für sich im Besitze.

Diese deutschen Völker waren nun auf einmal gleichsam in eine neue Welt versetzt. Sie trafen in den eroberten römischen Provinzen andere Sitten; andere Sprachen; andere

Begriffe; andere Gesetze; andere Kleidung; eine ganz andere Lebensart; kurz: alles trafen sie anders, als es bei ihnen war, an. Das Hauptsächlichste aber und Wichtigste bei alle dem war: sie trafen eine ihnen bisher ganz fremde, und kaum vom Hörensagen bekannte Religion an, nehmlich die christliche, wozu sich die alten Einwohner bereits durchgängig bekannten. Indeß ließen die siegreichen Deutschen den überwundenen Völkern ihre Religion nicht nur unangefochten; sondern gewannen sie nach und nach selbst lieb, und bekannten sich allmählig immer mehr und mehr zum Christenthum. Es ist also eine unläugbare Sache, daß ohne den kriegerischen Karakter der Deutschen die christliche Religion vielleicht manches Jahrhundert später zu ihnen gekommen wäre.

Schlmstr. Nun da hätten wir doch einmal einen Krieg, der wirklich etwas wesentlich Gutes mit sich gebracht hätte!

Pfarrer. Unter den deutschen Völkerschaften zeichneten sich an kriegerischem Muth und Tapferkeit besonders die Franken aus. Diese eroberten Gallien, das eben von ihnen nach der Hand den Namen „Frankreich" bekam

kam. Von diesen Franken erhielt Deutschland eine ganz andere Gestalt. Denn die nehmliche Kirchen- und Staatsverfassung, die sie in Gallien angetroffen und selbst angenommen hatten, wurde auch nach Deutschland übersetzt und da eingeführt.

Bauer. Erlauben Euer Hochwürden! kehrten denn die Franken nach längerer Zeit aus Gallien wieder nach Deutschland, in ihr altes Vaterland zurück?

Pfarrer. Nichts weniger. Ihr müßt euch nicht vorstellen, als wenn das ganze fränkische Volk zur Eroberung Galliens ausgezogen wäre; nur der Kern der jungen Mannschaft that es, unter Anführung ihrer Fürsten und Großen. Hier nun lernten sie von den zwar besiegten, aber gut behandelten Einwohnern mancherlei nützliche Kenntnisse, sie bekamen über verschiedene Gegenstände hellere und vernünftigere Begriffe; auch gewöhnten sie sich allmählig an feinere, menschlichere Sitten; sie verlegten sich auf Künste, und wurden selbst für die dort angetroffene Regierungsform, Gesetze und übrigen Bequemlichkeiten des Lebens eingenommen. Alles dieses theilten sie auch ihren alten Landsleuten mit, die dann nicht

von

von dem eigensinnigen Vorurtheil: „daß alles beim Alten bleiben müsse“ eingenommen waren; im Gegentheil beeiferten sie sich, diese nützliche Kenntnisse, Künste, Bequemlichkeiten und selbst Gesetze auch bei sich einzuführen. Es war daher eine ihrer wichtigsten Angelegenheiten, daß sie auf bessere Viehzucht dachten; auf den Ackerbau sich verlegten, und in dieser Hinsicht große, öde liegende Strecken Landes urbar machten, Dörfer und Städte erbauten, und auf Handhabung einer bessern Ordnung und Landesverfassung drangen. Auf solche Art also entstund allmählig die nachherige deutsche Verfassung.

Einer der ersten besonders bekannten Könige der Franken in Gallien hieß Klodwig, oder Ludwig. Er war ein sehr tapferer, erfahrner und einsichtsvoller Kriegsheld; dabei aber nebst dem größten Theile seiner Franken, noch dem Heidenthum ergeben. Nun fügte es sich, daß König Klodwig um die Hand einer benachbarten Prinzessin, die eine Christin war und Klotild hieß, sich ernstlich bewarb. Klotild, die nach ihrem Tode unter die Heiligen gezählt wurde, verstund sich endlich dazu, in der angenehmen Hoffnung, ihren künftigen Gemahl

zum

zum Christenthum zu vermögen. So sehr sie sich anfangs damit Mühe gab, konnte sie doch immer nicht zum Zwecke kommen, bis endlich ein besonderer Vorfall ihre Bemühung begünstigte.

Klodwig ward einmal in einem blutigen Treffen von seinen Feinden so sehr in die Enge getrieben, daß er, aus banger Besorgniß die Schlacht zu verlieren, gelobte, ein Christ zu werden. Glücklicher Weise änderten sich die Umstände zu seinem Vortheil. Er und seine Franken sammelten jetzt ihre letzten Kräfte zusammen; giengen auf den Feind nochmals muthig los; trieben ihn in die Flucht, und brachten ihm eine große Niederlage bei. Nun erinnerte ihn seine Gemahlin an sein Gelübde. Er hielt es, und ward ein Christ. Nichts geht über die Freude, welche die Bischöfe und alle, vorzüglich die alten, Inwohner von Gallien, die alle seine Unterthanen waren, darüber bezeugten.

Schlmstr. Wie doch der liebe Gott die Schicksale der Menschen so wunderbar zu fügen weiß! Schon wieder muß ein Krieg zur Beförderung der christlichen Religion dienen. Wurde nun Klodwig sogleich ein Christ?

Pfar=

Pfarrer. Wirklich. Mit gröſter Pracht ward am heiligen Weihnachtabend, in der Kirche zu Rheims, mit ihm die Taufhandlung vom dortigen Biſchofe Rhemigius vorgenommen. Zugleich ſalbte ihn dieſer aus einem Oelfläſchgen zum erſten chriſtlichen König von Frankreich. Nebſt Klodwigs Schweſter ließen ſich auch mehrere tauſend Franken taufen. Hierauf beſchenkte der König die Kirchen mit vielen Gütern; hielt im Jahr 511 eine fränkiſche Kirchenverſammlung zu Orleans, und beſtättigte die Beſchlüſſe derſelben. Bald darauf ſtarb er, nachdem er durch vielfältige Eroberungen ſein Reich mächtig erweitert hatte.

Klodwig hatte vier Söhne, Theodorich, Klodimir, Kildebert und Klotar, welche das Reich unter ſich theilten, hinterlaſſen. Als die erſten drei Brüder nach einander mit Tod abgegangen waren, brachte Klotar im Jahr 558 die ganze fränkiſche Monarchie an ſich. Im Jahr 561 ſtarb auch er mit Hinterlaſſung von vier Söhnen, Karibert, Gunthram, Kilperich und Siegbert. Auch dieſe theilten ſich in das Reich; ſie waren aber nicht viel bedeutende Regenten. Anſtatt das Reich, nach dem Beiſpiel ihres Großvaters Klodwig, durch Tap-

pferkeit zu vergrössern, oder wenigstens durch Eintracht von innen zu befestigen, führten sie unter sich selbst, weil ein jeder sich verkürzet glaubte, einen blutigen Krieg. Endlich schlossen Kildebert, ein Sohn Siegberts, und Gunthram miteinander Frieden — unter Vermittlung der Bischöfe, welche sich bei dieser Gelegenheit treflich ihres Vortheils zu bedenken wußten. In den Friedensvertrag, den sie selbst zusammenschmiedeten, rückten sie willkührlich den Artikel ein: „Was die Könige den Kirchen zugewendet haben, oder noch zuwenden werden, das soll ihnen für beständig verbleiben.“

Im Jahr 596, nachdem Gunthram ihm schon vorausgegangen war, starb Kildebert; und nach dessen Tode wird in der fränkischen Geschichte alles so finster, als die Zeiten selbst waren. Denn damals konnte fast niemand schreiben, der die Zeitbegebenheiten aufgezeichnet hätte: nur die Bischöfe, und diese nur selten, verstunden sich kümmerlich ein wenig auf's Schreiben; und was sie schrieben, bestund fast durchgehends in übertriebenen, meistentheils lügenhaften und oft recht läppischen Lebensbeschreibungen der so genannten heiligen

Mön-

Mönche und Einsiedler. Von der Nachkommenschaft des Kildebert kann man also schwer etwas mit Zuverläßigkeit bestimmen. Nur das weiß man, daß er zwei Söhne, Theudebert und Theuderich, hinterließ. Auch diese bekriegten und verfolgten sich auf's äusserste, bis endlich Theudebert unterlag. Jetzt war aber noch Klotar II., ein Enkel Klotars I. da, der zugleich Anspruch auf das Reich machte. Auch diesen zu bekämpfen rüstete sich Theuderich; er starb aber darüber weg, und Klotar ward Alleinherrscher des fränkischen Reichs, im Jahr 631.

Inzwischen war das königliche Ansehen nach und nach ziemlich heruntergesunken, welches daher rührte, daß die Grossen am Hofe bereits die verworfene Kunst verstunden, den königlichen Prinzen die schlechteste und blödeste Erziehung beizubringen, und dieselben noch über das von aller Theilnahme an der Regierungskunst entfernt hielten. Ganz vorzugsweise aber wußten manche Bischöfe, die sich, nicht selten mit einer recht heimtückischen Manier, in das königliche Hoflager einschlichen, durch alberne und nichtswürdige Religionständeleien die königlichen Prinzen so sehr in Unthätigkeit

hinzuhalten, und sie so zu ihrer Willkühr zu lenken, daß die Könige sich bereits ordentlich mußten gefallen lassen, was diese unternahmen und verlangten — und sie verlangten gewöhnlich ziemlich vieles. Unter andern machten sie die Forderung, daß der König keine Bisthümer mehr vergeben; sondern die Besetzung derselben der Wahl der Geistlichkeit überlassen sollte. Gleichwohl konnten sie mit diesem Ansinnen zur Zeit noch nicht zu ihrem Zwecke gelangen; denn die Könige behaupteten noch immer ihr alt hergebrachtes Recht, Bischöfe zu ernennen, ja sie hielten es für unerläßliche Regentenpflicht, welches aus einer alten Urkunde vom Jahr 615 erhellet, wo es ausdrücklich heißt: „Ob schon Wir, vermög unserer königlichen Würde, mit vielen Geschäften und Sorgen überhäuft sind: so finden Wir doch nichts für einen Fürsten anständiger, als daß er, wenn eine Gemeinde ihren Hirten verloren hat, solchen Personen das bischöfliche Amt übertrage, die das Volk nicht minder durch Frömmigkeit und gutes Beispiel, als durch Ernsthaftigkeit und Strenge zu regieren wissen.“ — Daß zeither die Bischöfe nichts ohne Gutheißen und vorhergegangene Bestättigung der Könige thun

und

und unternehmen, auch ohne dessen Bewilligung zu keiner Kirchenversammlung zusammen kommen durften, ist daraus klar, wo die Bischöfe unter Klodwig sich ausdrücken: „Der König habe ihnen den Befehl ertheilt, sich zu versammeln; habe ihnen die Punkte vorgelegt, über die sie berathschlagen sollen, damit das, was sie beschlossen, auch durch des Königs Urtheil für recht erkannt und gutgeheißen werde.“ — Wenn die Bischöfe ohne Einwilligung des Königs auf einer solchen Versammlung erscheinen wollten: wurden sie ohne weiters nach Hause gewiesen. Ueberhaupt stunden sie unter der Gerichtsbarkeit der Könige.

Inzwischen hatten die Bischöfe ihr Ansehen gleichwohl schon sehr geltend gemacht, und giengen in ihren Anmassungen immer mehr stracks vorwärts. So gelang es ihnen, unter Klotar II. der weltlichen Gerichtsbarkeit sich allmählig zu entziehen. Nur in solchen Fällen, wo sie in eigener Person eines Staatsverbrechens sich schuldig machten, und als Ruhestörer und Verletzer der Majestät befunden wurden, da wurden sie noch immer vom König ohne weiters zur Strafe gezogen, z. B. ihrer Würden entsetzt, und ins Elend verwiesen. Auch in sol-

chen Vorfällen, welche entweder ihre eigene oder überhaupt die Kirchengüter betrafen, stunden sie noch immer, wie ein jeder anderer Unterthan, dem König zur Verantwortlichkeit und Rechenschaft; und mußten, wenn sie in dieser Hinsicht belangt wurden, vor dem königlichen Hofgericht erscheinen.

Uebrigens weiß man von dem oben erwähnten Klotar II. nichts besonders merkwürdiges, ausser daß er die Kirchen und Geistlichkeit ungemein reichlich bedachte. Seinen Sohn Dagobert, der ihm 628 in der Regierung folgte, verstunden die Bischöfe und Mönche, gegen ihre Kirchen und Klöster noch ungleich freigebiger zu machen. Unter mehrern andern stiftete er das, vor der neulichen französischen Revolution, sehr berühmte Kloster St. Denis. Deswegen erhoben ihn die Mönche und Bischöfe in ihren lügenvollen Legenden bis in den höchsten Himmel; ob er gleich ein sehr ausschweifendes, ärgerliches Leben führte, und ausser einer Menge Beischläferinnen, drei Weiber zugleich hatte. Er starb 638, mit Hinterlassung zweier Söhne, Siegbert und Klodwig, dieser 5, jener 9 Jahre alt.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich leicht ermessen, was jetzt bei der Minderjährigkeit dieser Prinzen für eine Wirthschaft bei Hofe sowohl, als im ganzen Reiche müsse geführt worden seyn. Die Bischöfe und Ersten an der Regierung thaten nun vollends, was ihnen beliebte. Gleichwohl ließ man die Prinzen noch mithin kommen. Im Jahr 656 giengen beide mit Tod ab. Von lezterm waren zween Söhne da, Klotar III. und Kilderich II. Klotar starb 670; und Kilderich ward bald nachher ermordet. Man geduldete zwar noch einen und den andern Schattenkönig. Endlich aber wurden die Nachkömmlinge und Anverwandte aus dem Stamme Klodwigs I. ganz auf die Seite gesetzt, und die ersten Hofherren, die man Majores Domus hieß, rissen alle Macht an sich.

Bauer. Worin bestund denn eigentlich das Geschäft eines Hofherrn, oder Major Domus?

Pfarrer. Ein jedesmaliger Major Domus besorgte alle Staatsangelegenheiten. Zugleich hatte er die Aufsicht und Verwaltung über alle königliche Güter und Schätze; auch übte er das unumschränkte Kommando über

das Kriegswesen aus. Daraus ist leicht zu ersehen, was für eine grosse, weit umfassende Hand so ein Major Domus gehabt haben müsse. Wie sehr diese Hofherren ihre Gewalt, auf Kosten der königlichen Prinzen in kurzem Verlaufe misbrauchten, zeigte gar bald die Folge.

Ein gewisser Pipin von Herstall, einem Schlosse im lütticher Lande, ein Enkel des heiligen Arnulf, Bischofs von Metz, war der erste, der als Major Domus die unumschränkte Herrschaft über das ganze fränkische Reich sich anmaßte. Im Grunde war er dessen freilich vor andern würdig; denn er war sehr rechtschaffen, einsichtsvoll und tapfer. Er starb im Jahr 714, und hinterließ in seiner Würde, als gebietenden Major Domus, seinen Sohn Karl, mit dem Beinamen „Martel", der die nemlichen grossen Eigenschaften seines Vaters besaß. Nebst mehrern bedeutenden Siegen, die er über seine Feinde erfocht, schlug er auch die Sarazenen, die über Frankreich herfallen wollten, gänzlich aufs Haupt.

In diesem Zeitraume, wo Karl Martel durch fast ununterbrochene Siege sich allenthalben,

ben, bei Freunden und Feinden, Ansehen und Achtung erworben hatte, haben sich manche so sehr wichtige Auftritte zugetragen, die auf alle kommende Ereignisse einen ungemein wichtigen Einfluß haben.

Ich habe euch gesagt, daß die Deutschen das römische Kaiserthum übern Haufen warfen und es zertrümmerten: wie z. B. die Franken Gallien, welches eine römische Provinz war, eroberten, und da ein eigenes Königreich errichteten. So zogen wieder auf einer andern Seite die Longobarden, ebenfalls ein deutsches Volk, mit einer großen Heeresmacht nach Oberitalien, und gründeten sich dort ein Reich. Da diese Longobarden sich in Italien eben so, wie die Franken in Gallien, mit dem Verlaufe der Zeit zum Christenthum bekannten: so hatten sie jetzt gegen die Päbste, die schon in großes Ansehen sich zu setzen verstanden hatten, tiefe Ehrfurcht. Die Päbste hielten sich für gewöhnlich von jeher in Rom auf und besassen, ausser dieser mächtigen Stadt, ein zimlich großes Gebiet, über welches sie herrschten, und das sie das Patrimonium (Erbgut) des heiligen Petrus hiessen.

Schlmstr.

Schlmstr. Ei doch! das kommt mir recht sonderbar vor. Hab' ich doch in meinem Leben noch niemals gehört, und auch nirgends gelesen, daß der heilige Apostel Petrus über Rom und das herumliegende Land geherrschet haben soll; und welches er hernach vor seinem Hinscheiden, in einem darüber verfaßten Testament seinen Nachfolgern — den Päbsten, als ein eigenthümliches Erbgut vermacht haben soll! Wahrlich! das scheint mir drolligt: Oder erlauben Sie, Herr Pfarrer! hatten vielleicht die Päbste von den Trümmern des zerfallenen Kaiserthums auch so ein hübsches Stück weggekappert, weil sie nun doch einmal Rom und eine große Strecke Landes im Besitz hatten?

Pfarrer. Dies mag eben nicht erwiesen seyn; sondern man sagt, die Päbste hätten Rom und das umher liegende Land, daß sie, vermuthlich aus einem heiligen Kniffe, Patrimonium St. Petri nennen, schon im Anfange des vierten Jahrhunderts vom Kaiser Konstantin dem Großen — zum Geschenk erhalten; welches aber freilich eben nicht authentisch dokumentirt ist. Dem sey nun, wie ihm wolle: der Päbste Herrschaft über Rom und die ermeldtete Landesstrecke war zeither gleichwohl

nicht

nicht unumschränkt (souverain); sondern sie erkannten die Oberherrschaft der orientalischen Kaiser zu Konstantinopel.

Bauer. Nun müssen Euer Hochwürden mir schon auch eine Frage erlauben. Nachdem das römische Kaiserthum aufgelößt war, gab es denn hernach auch noch ein Kaiserthum?

Pfarrer. Ja, mein guter Kirchenbauer! Die Sache verhält sich so. Als Kaiser Konstantin der Große im Jahr 337 mit Tod abgieng, theilten sich seine Söhne in das damals noch ungemein mächtige und weitschichtige römische Kaiserthum. Einer nahm alle Länder, die gegen Abend (Okzident) hin liegen, in Besitz, und wählte sich Rom zur Residenzstadt; ein anderer herrschte über die übrige Provinzen, die gegen Morgen (Orient) lagen, und bestimmte Konstantinopel in Griechenland zu seinem bleibenden Hauptsitz. Von dieser Zeit an waren zwei Kaiserthümer, das griechische, oder morgenländische (orientalische); und das römische, oder abendländische (okzidentalische). Was für ein Schicksal das letztere in kurzem Verlaufe erfahren habe, wissen wir. Das orientalische hingegen, oder griechische Kaiserthum erhielt sich bis auf das Jahr Christi 1453.

Und

Und nun wollen wir auf den eigentlichen Endzweck unserer vorhabenden Erzählung einlenken.

Nachdem also das abendländische Kaiserthum eigentlich von den Deutschen übern Haufen geworfen worden, retteten die griechischen Kaiser aus den Trümmern desselben noch Rom und das fast ganze Mittlere- und Unteritalien, das sie von nun an ihrer Botmäßigkeit unterwarfen. Die Päbste zu Rom unterzogen sich noch zur Zeit ohne Weigerung der Oberherrschaft (Souveränität) der griechischen Kaiser, also zwar, daß ein jedesmaliger Pabst von seiner Würde nicht Besitz nehmen durfte, er hatte dann zuvor vom Kaiser die Bestättigung und Erlaubniß dazu erhalten. — Freilich entspannen sich darüber manche Zwistigkeiten, und die Päbste suchten von Zeit zu Zeit sich ganz unabhängig von den Kaisern zu Konstantinopel zu machen.

Endlich zerfielen Pabst Gregor III. und Kaiser Leo Isaurikus gänzlich miteinander; wovon die Folge war, daß dieser seinen Einfluß und seine zeitherige Oberherrschaft über Rom, und nach und nach beinahe das ganze übrige Italien verlor. Die eigentliche Veranlassung hiezu war: Kaiser Leo wollte die Bilderverehrung der Heiligen abgeschafft wissen; dagegen

sich

sich aber der Pabst setzte, und es als eine Kezzerei erklärte. Der Kaiser drang mit Gewalt darauf, und der Pabst stemmte sich mit Gewalt dagegen. Darüber kam es zu Thätlichkeiten. Leo Isaurikus ertheilte seinem Statthalter in Italien den Befehl, den Pabst gefangen von Rom abzuholen. In dieser gedrängten Lage rief Gregor III. den Longobarder König Luitprand um Hülfe und Unterstützung an, welche ihm dieser auch ungesäumt gewährte. Er zog gegen den Statthalter aus, schlug ihn in die Flucht, und nahm den Griechen mehrere Städte und manche schöne Strecke Landes weg.

Bauer. Nun das gefällt mir! Das ist doch recht schön von den Longobarden, daß sie sich für den heiligen Vater so nachdrücklich verwendeten, und ihre Erfurcht gegen ihn so werkthätig erzeigten; das freut mich recht von Herzen!

Pfarrer. Nur nicht zu voreilig mit eurer Freude! — Ein gewisser italienischer Große lehnte sich wider den König der Longobarden auf, und griff zu den Waffen. Aus Dankbarkeit gegen Luitprand für die kurz vorher geleistete Gefälligkeit, that jetzt der Pabst dem Rebellen allen möglichen Vorschub.

Bauer. Ei! das sollt' ich kaum glauben! Indeß muß doch wenigstens ein höchst wichtiger Umstand dazu Anlaß gegeben haben.

Pfarrer. Ei freilich wohl! das will ich meinen. Die so sehr wichtige Ursache ist folgende. So gehäßig den Päbsten die Nachbarschaft und Oberherrlichkeit der griechischen Kaiser schon vorlängst war, eben so sehr missfiel ihnen die über die Griechen stets mehr anwachsende Macht der Longobarden.

Schlmstr. Aber das ist mir doch etwas recht Auffallendes! Wenn der Pabst weder die Griechen, noch die Longobarden um und neben sich leiden mochte: so war ihm wohl schwerlich weder zu rathen noch zu helfen. Auf solche Art wußte ja der Pabst nicht einmal, was er wollte!

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! das stellt er sich nur so vor. O! die Päbste wußten allbereits recht wohl, was sie wollten. Sie hatten sich nemlich schon den festen Vorsatz gemacht, ihr Gebieth immer mehr zu erweitern, dann selbst über Italien zu herrschen, und keineswegs unter der Oberherrschaft irgend eines weltlichen Regenten zu stehen. Hiezu haschten sie nach jeder Gelegenheit; und des-

wegen hetzte jetzt Gregor III. jenen italienischen Grossen gegen König Luitprand.

Um die niederträchtige Undankbarkeit des Pabstes nicht so gleichgiltig hingehen zu lassen, nahm Luitprand einige, nicht zur römischen Kirche, als dem sogenannten Patrimonium des heiligen Petrus, sondern zum Herzogthum Rom gehörige Städte, worauf Gregor Anspruch zu haben vorgab, mit gewaffneter Hand in Besitz. Weil der Pabst sich dagegen zu setzen, nicht mächtig genug war: sprach er in seiner Bedrängniß den mächtigen Major Domus, Karl Martel, um Beistand an. Karl aber wandte dieses Gesuch von sich ab, weil er es vor der Hand nicht räthlich fand, Frankreich, über das er erst die unumschränkte Herrschaft sich angemasset hatte, auf ein Ungefähr zu verlassen.

Ueber der Obwaltung dieses Zwistes mit Luitprand starb Gregor III. Sein Nachfolger, Pabst Zacharias war klüger, oder vielmehr politischer. Er suchte die Sache in Güte beizulegen, und machte in der Absicht dem König der Longobarden einen persönlichen Besuch. Luitprand nahm den Pabst auf das freundlichste auf, bewirthete ihn prächtig, und

vergaß nicht nur alles Vorgefallene großmüthig; sondern nebst dem, daß er alle Städte, auf welche der Pabst Anspruch zu haben glaubte, freiwillig herausgab, vermachte er der römischen Kirche selbst noch mehrere andere Güter als Geschenke. Sohin konnte also Zacharias die mächtige Vermittlung des Major Domus, auf den auch er, im äussersten Nothfalle, seine Hoffnung gesetzt hatte, leicht entbehren.

Karl Martel gieng 741 mit Tod ab, und sein Sohn Pipin ward Major Domus. Dieser gieng nun schon so weit, daß er mit dem unbeschränkten Staatsruder in den Händen nicht zufrieden war; sondern er mochte auch keinen König mehr neben sich leiden. Um aber gleichwohl in dieser delikaten Sache nicht zu rasch vorzufahren, und nicht das Ansehen zu haben, als wenn er hierin eigenmächtig zu Werk gienge: schickte er an den Pabst nach Rom eine Gesandtschaft, mit der leicht verständlichen Anfrage: „Ob man denjenigen, König, nennen soll, der die königliche Macht in Händen habe, oder den, welcher nur den blossen Königstitel führe?“ — Wirklich merkte auch der Pabst sogleich, wo das hinaus

wolle;

wolle, nemlich: er möchte sein entscheidendes Gutachten von sich geben, ob Pipin mit gutem Gewissen, als König, sich könne ausrufen und anerkennen lassen, oder nicht? — — — Der verschmitzte Pabst Zacharias entschied in dieser wichtigen Sache sogleich ohne allem Anstand zu Gunsten des Machthabenden — oder besser des Gewalträubers — und Pipin ward von ihm als wirklicher König erklärt und bestättigt. Sofort mußten der bisher noch aus Gnaden geduldete König Kilderich und der Kronprinz Theuderich — ins Kloster wandern. Von dieser Begebenheit her entstund die Meinung, als könne der Pabst Könige ab = und einsetzen. — —

Schlmstr. Aber du gerechter Himmel! wie konnte denn der Pabst eine so unerhörte, verabscheuungswürdige Ungerechtigkeit, auf Kosten der rechtmäßigen königlichen Thronerben, so schwer auf sein Gewissen laden? —! —

Pfarrer. Dafür hatte der Pabst wieder eine äusserst wichtige Ursache. Der Longobarden KönigAistulph, Luitprands Thronfolger, verwickelte sich mit den Griechen in einen Krieg, wo er ihnen, unter andern bedeutenden Eroberungen, auch die Stadt Ravenna

wegnahm. Gleich kam jetzt der Pabst mit einem Anspruch darauf angezogen, indem er behauptete, die Stadt sey ein Eigenthum der römischen Kirche. Solche nichtswürdige Possen nahm aber Aistulph sehr übel auf; zog die von seinem Vorgänger dem Pabste geschenkten Städte und Güter größtentheils wieder an sich, und machte sich gefaßt, selbst auf Rom loszugehen. In dieser bedenklichen Lage gieng Pabst Stephan III. des Zacharias Nachfolger, den neugemachten König Pipin, aufs dringendste um seinen Beistand an, und verfügte sich deswegen sogar selbst zu ihm nach Frankreich. Als er dort am königlichen Hofe erschien, bestreute er sein Haar mit Asche; legte ein schlechtes Kleid an; fiel dem Pipin zu Füssen, und flehte in dieser demuthvollen Stellung um Hilfe und Unterstützung wider die schlimmen Longobarden. Pipin, dem diese Demüthigung gewiß schmeichelhaft kommen mußte, und der ohnehin dem gefälligen Machtspruch des vorhergehenden Pabstes Zacharias sein gegenwärtig unangefochtenes Königseyn zu verdanken hatte, war jetzt gar nicht unerkenntlich. Auf der Stelle bricht er mit einem mächtigen Kriegsheere nach Italien auf,

und

und zwingt den König Aistulph, alle Eroberungen, die er den Griechen abgenommen, herauszugeben — dem Pabste einzuräumen und für immer zu überlassen.

Schlmstr. Bravo! Auf solche Art lassen sich freilich Geschenke leicht austheilen, und an Mann bringen. Aber was sagte denn der Kaiser von Konstantinopel dazu? Still wird er doch sich nicht verhalten haben?

Pfarrer. Sehr begreiflich. Er schickte Gesandte an Pipin, die über ein solches Verfahren sich beschwerten, und im Namen ihres Kaisers verlangten, daß diese Städte mit den Zugehörungen ihrem rechtmäßigen Herrn und Eigenthümer zurückgegeben würden. Allein Pipin gab auf Erinnern und Einrathen des Pabstes, den Gesandten die seltsame Antwort mit auf den Weg: „Er habe nicht den Griechen zu lieb; sondern lediglich nur dem heiligen Petrus zu gefallen, und um Nachlaß seiner Sünden zu erhalten, diesen Feldzug unternommen.“ Dabei hatte es sein Verbleiben. Er starb 768, und hinterließ als Thronfolger seinen Sohn Karl, den man gemeiniglich den Grossen nennet.

Karl verdient den Ehrennamen „der Große“ mit allem Rechte. Er war ein weiser und in jeder Hinsicht ein grosser Regent. Seine ganze Regierung bestund in fast ununterbrochenen Kriegeführen; aber auch in stetem Siege. Nur machten ihm die Sachsen am längsten zu schaffen: er brauchte gegen 30 Jahre, bis er sie endlich bezwang. Die Ursache davon liegt größtentheils darin, daß er ihnen das Christenthum, (denn die Sachsen waren noch durchgehends dem Heidenthum zugethan,) ordentlich mit Feuer und Schwert aufdrang; welches ihnen, ganz natürlich wenigstens im Anfange, diese Religion nur verhaßt machen mußte, um so mehr, da sie dieselbe als die Unterdrückerin ihrer Unabhängigkeit und alten Freiheit, die sie über alles liebten, ansahen.

Bauer. Begnügte sich denn Karl nicht mit Frankreich; suchte er seine Herrschaft vielleicht auch über ganz Deutschland auszudehnen?

Pfarrer. Nicht anders. Sein glücklicher Eroberungsgeist ließ es nicht anders zu. Indeß hat aber Deutschland ihm ungemein vieles zu verdanken. Er war es, der den im Durchschnitte noch immer ziemlich rohen Deutschen

schen etwas feinere, menschlichere Sitten beizubringen sich angelegen seyn ließ, dadurch daß er allenthalben auf die Anlegung der Schulen drang, und so mitunter auch die Aufnahme und feinere Ausbildung der deutschen Sprache und der Wissenschaften beförderte. Er selbst brachte es durch eigene Anstrengung und unverdrossene Mühe in der Belesenheit und in den Wissenschaften so weit, daß ihm sogar kein Bischof seiner Zeit gleich kam. Doch genug davon. Wir wollen das fernere Verhältniß zwischen den Päbsten und Königen — nachherigen Kaisern, gemäß unserm Vorhaben, weiter verfolgen.

Daß die Päbste ein für allemal die unversöhnlichsten Feinde der Longobarden waren, möget ihr aus Folgendem abnehmen. Als Karl eine Prinzessinn des nunmehrigen Longobarden Königs Desiderius zur Gemahlin nahm, schickte der Pabst Stephan III. ein Schreiben an ihn, des sonderbaren Inhalts: „Wie kannst du dir doch beigehen lassen, deine so edle Familie durch die Verbindung mit der treulosen und stinkenden Nation der Longobarden, die nicht einmal verdienen, unter die Nationen gezählt zu werden, und von der ganz gewiß

die Aussätzigen herkommen, zu beflecken. Wer nur gesunden Menschenverstand hat, kann nicht einmal auf die Muthmassung verfallen, daß so berühmte Könige sich in eine so abscheuliche Verunreinigung einlassen wollen. Was für eine Gemeinschaft hat wohl das Licht mit der Finsterniß, und ein Gläubiger mit einem Ungläubigen?" — —

Schulmstr. Ei ei! das ist weiter keine gar schöne, und keine erbauliche Sprache von einem Pabste. — Und mein! was will er denn mit den Ungläubigen sagen? Waren denn die Longobarden nicht Christen?

Pfarrer. Ei freilich wohl. Ihr Unglaube mochte etwa nur darin bestanden haben, daß sie nicht glauben wollten, als wenn alle Städte und Ländereien, die sie im Kriege den Griechen abnahmen, hernach sogleich dem Pabste und seiner römischen Kirche angehören sollen. Die Longobarden rächten sich aber auch, für den ihnen vom Pabst oben angehängten Schimpf, wieder dadurch, daß einer ihrer Bischöfe dem Kaiser zu Konstantinopel, bei einer Gelegenheit, von den Römern die Schilderung machte: „Wenn wir Longobarden" sagte der Bischof, „einen schimpfen wollen:

so heißen wir ihn nur einen Römer. Unter dieser Benennung verstehen wir alles, was niederträchtig, was furchtsam, geitzig, unkeusch, erlogen und schändlich ist — ja alle Laster zusammen."

Die Rachsucht des nachherigen Pabstes Hadrian gedieh endlich so weit, daß er im Unmuth den Untergang der Longobarden beschloß. Zu dem Ende rief er den König Karl herbei, welcher diesem Rufe um so williger Gehör gab, als er durch eine so erwünschte Gelegenheit ein neues Königreich an sich bringen konnte. Er kömmt; überwindet die Longobarden; nimmt das Reich in Besitz; führt den König Desiderius gefangen mit sich, und sperrt ihn lebenslänglich ins Kloster zu Korvei. Somit hatte also die Selbstständigkeit der longobardischen Nation ein Ende — und der Pabst seine Absicht vollkommen erreicht. Karl theilte von dem eroberten Königreich mehrere Städte und beträchtliche Ländereien dem Pabste als Geschenke zu, und die vorigen Schaukungen seines Vaters Pipin bestättigte er feierlich. Sohin hatten sich also die Päbste bereits zu mächtigen Landesherren aufgeschwungen, sie wußten nicht wie.

Aus Erkenntlichkeit machte der nachfolgende Pabst Leo III. den König Karl zum römischen Kaiser. Der Hergang davon ist dieser. Einige vornehme Römer, mißvergnügt und wegen mancher nicht gangbaren Handlungen aufgebracht über den Pabst, mishandelten ihn bei Gelegenheit einer öffentlichen Prozession so unsanft, daß er kümmerlich mit dem Leben durchkam. Karl davon unterrichtet läßt den Pabst zu sich nach Deutschland kommen, wo er ihn aufs zärtlichste und ehrerbietigste empfieng. Er versprach ihm hinlängliche Genugthuung für die erlittene Schmach und Kränkung. Karl hielt Wort. Er macht sich mit einer beträchtlichen Kriegsmacht und in Begleitung Leo III. auf den Marsch nach Rom, und züchtiget die Missethäter, die ihre unreinen, frevelhaften Hände an die geheiligte Person des Pabstes gelegt hatten, aufs empfindlichste.

Als hierauf Karl am Weihnachtfeste 801 in der Peterskirche seine Andacht verrichtete, setzte ihm Leo ganz unvermuthet eine kostbare Krone auf das Haupt, unter dem dreimaligen Zuruf einer zahlreichen Volksmenge: „Dem von Gott gekrönten, mächtigen, großen und friedfertigen römischen Kaiser Karl Leben und Sieg!“

Sieg!" *). Nun sehet, Freunde! durch diese vom Pabst angestellte Zeremonie ward das zerfallene Kaiserthum im Okzident, welches man nachher das römisch-deutsche nannte, plötzlich wieder hergestellet. Von nun an legte sich Karl den erhabenen Titel „römischer Kaiser" bei. Bald darauf kehrte er wieder nach Deutschland zurück, wo er zu Achen, seiner gewöhnlichen Residenz, starb im Jahr 814. Ihm folgte als Kaiser sein Sohn Ludwig „der Fromme."

Schlmstr. Erlauben mir Euer Hochwürden wieder eine Anfrage. Waren die orientalischen Kaiser damit aber auch zufrieden, daß jetzt der Pabst da gleich so eigenmächtig, mir nichts, dir nichts, ihnen einen neuen Kaiser auf die Nase setzte? — Zu dem hatten ja die Kaiser zu Konstantinopel die Oberherrlichkeit über Rom? Hatten sich jetzt vielleicht die Päbste auch zugleich davon losgemacht?

Pfarrer. Ganz natürlich! Kurz von der Sache: ihr habt gehört, daß die Päbste mit den Griechen in einer eben so gespannten Zwie-

tracht

*) Carolo Augusto a Deo coronato, magno et pacifico Imperatori Romanorum Vita et Victoria.

tracht lebten, als mit den Longobarden. Nachdem sie diese letztern tief genug gebeugt, und bis zu ihrer gänzlichen Auflösung gedemüthiget hatten, dachten sie den Griechen das nehmliche Schicksal zu. Weil es aber nicht so leicht hielt, das orientalische Kaiserthum zu zernichten; spielten sie den Kaisern zu Konstantinopel wenigstens den Streich, daß sie sich ihrer Bothmäßigkeit gänzlich entzogen, und zur Zeit lieber unter dem neugemachten Kaiser stehen wollten.

Eine der ersten Ursachen, warum die Päbste gegen die orientalischen Kaiser fortwährend so abhold und gehäßig sich betrugen, war: weil diese noch immer wegen der Bilderverehrung im heftigsten Streit mit ihnen verwickelt waren. Dieser Streit ist unter dem verrufenen Namen „Bilderstürmerei" bekannt.

Bauer. Aber warum drangen denn die griechischen Kaiser immer so sehr auf die Abstellung der Bilderverehrung? — Dies geht mir doch nicht recht ein!

Pfarrer. Mein lieber Kirchenbauer! die Kaiser hatten die beste, und eine wirklich christliche Absicht dabei. Seht! der gemeine grosse Haufe trieb bei seiner Bilderverehrung

die

die Schwärmerei und abergläubische Ausschweifung so unsinnig weit, daß es im tiefsten Heidenthum kaum trauriger aussehen konnte. Die Leute betheten die Bildnisse nicht anders an, als die Heiden ihre Götzen. Wenn es hier und da eine für das Ganze unbedeutende Ausnahme gab; so setzten doch die meisten ihr einziges Vertrauen und ihre ganze Hoffnung allein auf die Heiligen, vergaßen darüber den gütigen, alleinhelfenden Gott, und schoben ihn gleichsam auf die Seite.

Ueber dieses abgöttische Unwesen hatten sich schon in den allerersten Jahrhunderten der Christenheit mehrere fromme und rechtschaffene Männer aufgehalten und geärgert, besonders eiferte und setzte sich der heilige Vater und erleuchtete Kirchenlehrer Chrisostomus, der Patriarch zu Konstantinopel war, sehr nachdrücklich dagegen, und prägte seinen Zeitgenossen und Kirchenuntergebenen recht ernsthaft ein, daß sie ihre Hoffnung allein auf Gott setzen, und in ihren Anliegen und Nöthen ihre Zuflucht und Hilfe einzig nur bei Christus, welcher der wahre Mittler bei seinem Vater für uns sey, nehmen sollten. In der 12ten Predigt (Homilie), wo er das kananäische Weib

im Evangelium redend anführt, sagt er mit den ausdrücklichen Worten: „Sag' mir, o Weib! wie hast du dich getraut, als eine Sünderin zu Christus unmittelbar hinzugehen? — Ich wußte wohl, antwortete sie, was ich that. Sieh nun die Klugheit dieser Person: sie bittet nicht den Jakobus; sie schmeichelt nicht dem Johannes; sie macht keinen Umweg zum Petrus, oder zu den Aposteln überhaupt; sie braucht keinen Mittelsmann; sie nimmt nur ihre wahre Herzensbesserung zu ihren Gefährten, und so gieng sie zur Quelle alles Heils — zu Jesus selbst hin. Er ist ja, fährt das Weib fort, deswegen auf die Erde gekommen, daß ich Muth haben soll, mit ihm zu reden."

„Wenn du also zu Gott bitten willst, brauchst du nicht erst einen Pförtner gute Worte zu geben; einem Liebling zu schmeicheln; durch eine Mittelsperson deine Bitte Gott vortragen zu lassen. Gehe du selbst geraden Wegs hin, und sag ihm selbst: Mein Gott, erbarme dich meiner!"

In einer andern Predigt (in den Homilien von den Fortschritten des Evangeliums) sagt dieser heilige Vater: „Willst du in einem Beispiele sehen, daß Gott uns eher erhört,

hört, wenn wir ihn selbst anflehen, als wenn andere für uns bitten! — Nun so sieh! das kananäische Weib ruft von ferne Jesum um Hilfe; die Jünger legen eine Bitte für sie ein, aber er giebt auf ihre Fürbitte nicht acht. Sobald sie aber selbst zu ihm hinzu nahet, erhört er sie. Sieh nun! die Fürbitte hat er abgewiesen; aber das selbstbittende Weib hat er gnädig angesehen."

„Du hast bei Gott keine Patronen nöthig; du darfst auch nicht erst überall umher laufen, und andern schmeicheln; nein! wenn du auch allein bist, und ohne alle Fürbitter: so wird er doch dein Gebeth nicht verachten. Ja! Gott erhört uns nicht so gerne, wenn andere für uns bitten, als wenn wir es selbst thun, gesetzt auch, wir wären noch so große Sünder."

Dies ist die Beurtheilung und gemessene Meinung des heiligen Chrisostomus über die Heiligenverehrung in den ersten Jahrhunderten der Christenheit. Der nemlichen Meinung war auch, zu derselben Zeit, der heilige Augustin. Weil nun im spätern Verlaufe dieser Bilderdienst immer mehr überhand nahm, und in wirkliche abgöttische Schwärmerei ausartete: so

woll-

wollten die griechischen Kaiser in ihren Staaten diesem häßlichen Unfuge vom Grunde aus steuren; deswegen drangen sie mit Ernst darauf, daß alles, was Bildniß hieß, sollte entfernt und gänzlich auf die Seite geräumt werden; wogegen sich dann die Päbste so hartnäckig stemmten, und von den Mönchen, wegen wechselseitigem Interesse, mächtig unterstützet wurden.

Inzwischen war die Streitfrage: ob man die Bildnisse verehren soll? vom Orient auch in den Okzident zu uns herüber gekommen. Karl der Große säumte nicht, nach Frankfurt am Main eine Kirchenversammlung seiner unterhabenden Bischöfe auszuschreiben, wo sie diese Frage genau und strenge untersuchen, und darüber ihr Urtheil nach Wissen und Gewissen geben und absprechen sollten. Die Entscheidung des Kirchenraths fiel dahin aus: daß es eine unerlaubte, und dem reinen Christenthum ganz entgegen gesetzte Sache sey, die Bildnisse anzubethen. *)

Bau-

*) Wie weit und schändlich damals, und schon früher, auch im Okzident die Schwärmerei — oder eigentlicher, der abscheulichste Misbrauch mit den Bildnissen und Reliquien müsse getrie-

Bauer. Damals mag nun freilich eine recht ungebührliche, ausschweifende und unchristliche Heiligenverehrung gewesen seyn. Indeß wird aber daraus doch nicht folgen, daß man

---

trieben worden seyn, sey Folgendes zum Belege. In Frankreich waren unter den schwachen Nachkommen Klodwigs I. zween Große des Reichs, ein gewisser Martin und Ebroin, in die blutigste Fehde miteinander verwickelt. Da beede an Kräften erschöpft des Kämpfens müde waren, that Ebroin dem Martin Friedensanträge, und lud ihn deswegen zu sich ins Lager; wozu sich aber Martin, aus gegründeter Besorgniß einer boshaften Ueberlistung, nicht verstehen wollte. Doch ließ er es unter der Bedingniß sich gefallen, daß zween Bischöfe über einen Reliquienkasten, zum Beweise seiner persönlichen Sicherheit von Seite Ebroins, schwören sollten. Sogleich liessen sich der Bischof Egilbert von Paris, und der Bischof Riolus von Rheims zum schändlichen Werkzeug der Treulosigkeit Ebroins gebrauchen. Sie schwuren auf den Reliquienkasten, daraus sie aber zuvor schelmischer Weise die Reliquien genommen hatten, und gaben dann dem Martin die eidliche Versicherung, daß ihm von Ebroin kein Leid widerfahren werde. Mit trau-

li-

man auch jetzt noch die Heiligen nicht verehren dürfe? Denn wir bethen sie ja nicht an, wie die Heiden ihre Götzen!

Pfarrer. Das folgt nun freilich daraus nicht, so lange die Verehrung der Heiligen christlich-vernünftig ist. — Indeß, was meint ihr aber? Ist das wohl eine christlich-vernünftige Verehrung, wenn es wirklich noch immer so viele Leute giebt, die, besonders in den so genannten Wallfahrtskirchen, vor einem Nebenaltar hinknien; *) da ein Heiligenbild-

---

licher Zuversicht kömmt Martin ins Lager Ebroins — und wird samt seiner Begleitung, auf der Stelle treulos ermordet. — Die beiden boshaften Bischöfe bildeten sich ein, ihrer Ehre und ihrem Gewissen genug gethan zu haben, wenn sie nach der Hand anzeigten, daß keine Reliquien in dem Kasten gewesen, als sie darüber schwuren. — Mezeray erzählt dieses altheilige Bubenstück.

Sind wohl alle Reliquien, und alle so genannten heiligen Leiber so viel werth und würdig, daß sie nur diesen einzigen Schurkenstreich auslöschen oder ersetzen könnten?!

*) Das ist gleichwohl so auffallend noch nicht. Aber das ist für jeden Rechtschaffenen und Unbefangenen

Bildniß, ohne gewöhnlich an den Heiligen selbst zu denken, ordentlich nach Art der Heiden an-

be-

genen, der herzliche Hochachtung und tiefe Ehrfurcht für solides Christenthum besitzt, anstößig und ärgerlich, wenn man so vielfältig Leute — Jung und Alt, anstatt in ihrem besonders nachmittägigen Gottesdienste sich einzufinden, bei Feldstöcken und Feldkapellen umher streichen sieht; wohin manches junge Paar, statt bei den oft abscheulich grotesken Heiligenfiguren seiner unchristlichen Heidenandacht zu pflegen, Bestellungen macht, und nicht selten die schmuzzigsten Schandthaten verübet. — — Am allerempörendsten aber ist es, wenn nicht selten ledige Pursche und freche Dirnen, unter dem Vorwand der Andacht, hinausschlendern in Gehölze — zu etwa einem alten Baume und einer hohlen Eiche, worin die häßlichste, verzerrteste Karrikatur irgend eines schwer zu errathenden Heiligen hücket und spucket, vor dem hernach solche andächtige Waldfahrter eine oft noch häßlichere und verzerrtere Karrikatur vertreiben — — Doch Pfui! weg von diesem unsittlichen, scheußlichen, mitten im Christenthume zeither geduldeten Heidenthum!! Und o Gott! was für ein stupider oder erzboshafter Zelot und elender Religionsgecke muß der seyn, der Jammer und Zetter über den

Ei-

wei-

bethen, und Christus, den göttlichen Erlöser, auf die Seite setzen, und ihn gleichsam verächtlich vorbeigehen, der doch ganz allein der wahre Vermittler bei seinem Vater für uns ist, der allein uns so gern helfen will — und helfen kann! Weiter! Was dünkt euch! wenn ein Unterthan in einem bedrängten Anliegen vor seinem Landesfürsten erscheinen darf, um von ihm eine Gnade zu erflehen; und er wollte nun

---

weisen König von Baiern schreit, weil er schon hier und da eine Feldkapelle, und ganz überflüssige und zwecklose Nebenkirche niederreissen ließ. Gäb' es wohl nicht noch sehr viele dergleichen überflüssige Feldkapellen und zwecklose Nebenkirchen? — ! — Ein für allemal! jeder Landesherr sollte, ausser den geeigneten Pfarrkirchen und durchaus unentbehrlichen Filialkirchen, keine andere, am allerwenigsten Feldkapellen, als Schlupfwinkel der schmutzigsten Ungezogenheiten gedulden. Oder wie! soll dieses nicht ein zur sittlichen Landespolizei geeigneter Gegenstand seyn? — Und soll vielleicht dem Landesherrn deswegen erst eine Rücksprache bei der geistlichen Behörde nothwendig seyn? — O! das müßte mir eine blinde geistliche Behörde seyn, die dem Landesherrn, ohne alle Rücksprache, nicht selbst freiwillig und werkthätig die Hände dazu böte!!!

nun in Gegenwart des Fürsten zuerst vor seinen Hofherren auf den Knien herumrutschen, und sie um ihr gnädiges Fürwort ansprechen: würde der Fürst, im gerechten Unwillen über solche niederträchtige, mistrauische Umschweife, diesen Unterthan nicht alsogleich unerhört weiter schicken? — Wenn auch hier und da das Fürwort irgend eines Großen bei Hofe, um Erlangung einer fürstlichen Gnade, nothwendig ist; o so glaubt deswegen nur nicht, daß dies auch bei Gott der Fall sei. Unser gütige Gott und liebvolle Vater im Himmel ist keinen menschlichen Schwachheiten oder Eitelkeiten unterworfen, wie die Fürsten dieser Erde, die immerhin nur Menschen sind — und bleiben. Wahr ists, es ist nützlich, wie der Kirchenrath von Trient eine weitere Entscheidung selbst nicht räthlich erachtete, die Heiligen zu verehren; welche Verehrung sich aber nur darin gründen soll, daß wir ihre Tugenden, die sie während ihres Wandels auf Erde übten, auch uns eigen zu machen bemühet sein sollten. Ob aber übrigens in unserm Anliegen wir die Heiligen um ihre Fürsprache und Beihilfe, gleich so ohne weiters, ansprechen sollen; darüber verweiß' ich euch auf die obige Stellen des heili-

gen Chrisostomus. — Genug jetzt von dem! Wir wollen auf das Konzilium in Frankfurt wieder zurückkommen.

Karl der Große schickte die, vom dortigen Kirchenrath über die Heiligenverehrung abgefaßten Akten und Beschlüsse an den Pabst nach Rom; auch übermachte er ihm zugleich einige Bücher, die er über diesen Gegenstand hatte verfassen, und die Ursachen und Beweggründe darthun und auseinander setzen lassen, warum der Bilderdienst sollte abgethan werden. Pabst Hadrian verwarf die Akten, und suchte die mitgeschickten Bücher zu widerlegen. Doch weil er dem Kaiser mehrere und wichtige Kirchenschankungen zu verdanken hatte, und auch vielleicht in der Zukunft nicht leer auszugehen hoffte: so that der heilige Vater keine fernern Schritte. Ueberhaupt gedachte der römische Hof noch zur Zeit, in Absicht des römischen Kaisers, nicht an solche Gewaltthätigkeiten, die man zeither gegen die orientalischen Kaiser sich erlaubt hatte. Die Päbste verhielten sich bei dieser Bilderangelegenheit, wenigstens vor der Hand, dem Scheine nach ganz ruhig; überliessen und empfahlen aber den ganzen Handel den Mönchen zur tapfern Ver-

fechtung, womit sie sich auch recht trefflich und heldenmüthig abgaben.

Zur Zeit des frankfurter Konziliums arbeitete man auch in England an der Abstellung des Bilderdienstes. Allein die Mönche boten nun vereint alle ihre Kräfte auf, vertheidigten und beförderten ihn allenthalben aufs nachdrücklichste und auf die allerniederträchtigste Art. So z. B. war in den Klöstern eine gewisse Anzahl Mönche besonders dazu bestimmt, daß sie auf Mittel und Wege denken mußten, wie sie irgend ein Bein, einen Knochen, oder einen alten Fetzen von der Kutte, oder sonst einige Reliquien, von was immer für einem Heiligen auftreiben konnten. Dergleichen Sächelchen stellten sie dann dem gefoppten Volke zur Verehrung öffentlich aus, oder verschacherten solchen Plunder wohl auch um einen ziemlich hohen Preis. Beides war ein sehr ergiebiges Geschäft, eine reichhaltige Quelle, sich Schätze und Reichthümer zu sammeln. Konnten sie keine Gebeine, Knochen und Reliquien von Heiligen aufbringen: so half man sich mit den Gebeinen und alten Lumpen von solchen Leuten, die ihrer Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt, oder wenigstens von solchen, die

in der Mönche Kirchen begraben worden waren. Denn alte Fetzen und Gebeine von diesen waren doch immer leichter zu bekommen, als von Verbrechern *). Doch von dergleichen mönchischen Kunstgriffen und heiligen Schurkenstreichen

mag

*) Als ich noch ein Knabe von 9—10 Jahren war, erzählte mein Pfarrer, ein Exjesuit, da er in seiner Fastenchristenlehre eben etwas von Verehrung und Anrufung der Heiligen miteinfließen ließ, uns Kindern in der Schule ganz zutraulich folgende, gewiß sehr frappante Geschichte. Die Bürgerschaft eines Landstädtchens wollte einen heiligen Leib in ihrer Pfarrkirche haben. Zu dem Ende wurden aus der Mitte des Wohlweisen Stadtmagistrats einige gleichfalls Wohlweise Glieder nach Rom geschickt: wo sie dann ohne Anstand vom heiligsten Vater einen taxierten heiligen Leib, nebst ausgefertigter Authentik erhielten. Aber o Unglück! — — — Auf der Heimrese wird ihnen in einer ihrer Nachtherbergen die Kiste erbrochen — und die heiligen Gebeine daraus gestohlen. (Vermuthlich suchten die Diebe Geld und andere Kostbarkeiten) — Ihre Lage war die traurigste. Die Authentik hatten sie zwar freilich noch — in der Wohlweisen Rocktasche. Allein ohne den so sehnlich erwarteten heiligen Leib,

wo-

mag ich für jetzt kein Wort mehr weiter verlieren. Wir wollen wieder auf die kurze Geschichte der römischen Kaiser kommen.

Lud-

---

wofür sie ein so hübsches Sümmchen Geldes, theils zu Rom erlegt, theils auf dem Hin- und Herwege verzehrt hatten, jetzt mit der bloßen Authentik in ihre Vaterstadt einziehen, was würden ihre Mitbürger dazu gesagt haben! — Sie wußten sich weder zu rathen, noch weniger zu helfen. Wieder nach Rom umkehren und einen andern heiligen Leib kaufen, dazu gebrach es ihnen schlechterdings an Geld. Traurig und niedergeschlagen setzten sie mit der leeren Kiste und der Authentik ihren Heimweg fort, des festen Entschlusses, das betroffene Unglück ihren Mitbürgern unverholen zu entdecken. Nun traf es sich, daß sie bei einem Galgen, woran eben die von Witterung und Raaben bereits schon abgeschälten Gebeine eines armen Sünders hingen, vorbeigehen mußten. Sie blieben eine Weile dabei stehen. Endlich that Einer von ihnen, der zuverlässig an Wohlweisheit alle seine Mitbürger übersah, an seine Reisegefährten den Vorschlag: „Was dünkt euch, ihr Herren Kollegen! wie wär' es, wenn wir diesen armen Sünder da vom Galgen herunternähmen, und statt unserm

ge-

Ludwig der seinem großem Vater Karl in der Regierung als Kaiser folgte, war ein Prinz

---

gestohlnen heiligen Leib in die Kiste packten? — Somit kämen wir doch aus der Verlegenheit, und wären auch aller Verantwortlichkeit beim Wohllöblichen und Wohlweisen Magistrat überhoben. Was wissen unsere Herren Kollegen, ob diese Knochen da aus Rom oder vom Galgen herkommen. — — Für jeden Fall haben wir ja die Authentik, die wohl auch auf den armen Sünder da paßt!" Gesagt, gethan! — Flugs machen sie sich über den Knochenmann her; schneiden ihn herunter vom Galgen; waschen Ribben, Kopf, Beine, Knochen und alle Gliedmassen in einem nahe vorbeifliessenden Bache reinlich, bis zum Weiswerden, ab, packten Alles recht ordentlich in die Kiste — und ziehen heiter und wohlgemuth nach Hause. Bei ihrer Annäherung wird der vermeinte heilige Leib mit Kreuz und Fahnen, in einer feierlichen Prozession der ganzen Bürgerschaft, des Stadtpfarrers und der gesamten Klerisei empfangen; sofort zur öffentlichen Verehrung auf einen Altar in der Pfarrkirche beigesetzt. Man verrichtet da die herzbrechendsten Stoß- und Schußgebethleins — und sehet Wunder! der arme Sünder, vom Galgen auf den Altar versetzt,

Prinz, der nebst schönen Anlagen zum Regieren, das beste Herz hatte. Nur war er im Grun-

---

setzt, wirket Mirakel über Mirakel — und die Stadtgeistlichen konnten auf dem Altare des armen Sünders nicht Messen genug lesen. — — Nun mochte es aber denselben Rathsgliedern, die wohl wußten, was es mit diesem nunmehrigen Heiligen kurz vorher für eine Bewandtniß hatte, doch nicht mehr recht ruhig im Gewissen gewesen seyn. Kurz: sie legten bei der geistlichen und weltlichen Stadtbehörde den ganzen Hergang mit allen seinen Umständen an Tag. Der Stadtmagistrat, ganz besonders aber die Klerisei war darüber sehr betroffen, und wegen Zelebrirung auf besagten Altar in äusserster Verlegenheit. Was Raths nun! Man schreibt und berichtet nach der Länge und Breite den ganzen Verlauf dieser Heiligengeschichte, wobei recht vorzüglich der schon geschehenen Mirakel gedacht wurde, an jene Gerichtsbehörde, die diesen nunmehr wunderthätigen Malefikanten zum Galgen verurtheilt hatte. — Auf dieses hin instruirt dortige Obrigkeit den Kriminalprozeß des armen Sünders nochmal, durchgeht und erwägt alle Umstände und Verhältnisse genau, reiflich und bedachtsam; und da findet es sich, daß der zum Galgen Verurtheil-

Grunde zu empfindsam, und für einen Regenten viel zu gutherzig; eben deßwegen verstund er ein

---

te — unschuldig war! (Eine treffliche, lehrreiche Lektion für manche Kriminalisten!!!)

Der Pfarrer, der dieses wirklich erzählt hat, ist noch bei Leben; und im etwa erforderlichen Falle, ist der Niederschreiber des Gegenwärtigen erbietig, Namen und Ort desselben zu nennen. Uebrigens war die Anwendung der Erzählung des Pfarrers: „Sehet, Kinder! es kann also oftmals der Fall seyn, daß man Jemanden für verdammt hält, der doch ein großer Heiliger im Himmel seyn kann. Man muß also von den Verstorbenen, und selbst auch von solchen, die als Verbrecher hingerichtet werden, nicht gleich so voreilig und lieblos in seinen Urtheilen seyn. Urtheilet nicht, so werdet ihr nicht geurtheilet; verdammet nicht, so werdet auch ihr nicht verdammet werden — So lehrt uns unser Heiland J. Chr."

Die ganze geschichtliche Erzählung des Pfarrers mag nun, wenigstens nach den Hauptumständen, sich wirklich zugetragen haben, oder fromme Erdichtung irgend eines einfältigen und blödsinnigen Bollandisten seyn, in welchem heiligenärrischen Fache die Jesuiten nicht die

Lek-

ein Volk, das noch in einem tiefen Grade von robuster Rohheit und Unsittlichkeit steckte, nicht mit dem Ernst

---

Letzten waren: so hat es doch dahin seine Richtigkeit, daß schon manche sogenannte heilige Leiber, welches vorzugsweise in frühern stockfinstern Zeiten ziemlich gäng und gäbe war, aus den römischen Katakomben um theures Geld in die weite Welt hinaus versendet wurden, die in Hinsicht ihres, theils weder erbaulichen noch nachahmungswürdigen, (der heilige Krispin stahl den Reichen das Leder, und machte daraus den Armen Schuhe unentgeidlich. — — Er muß also ein Schuster gewesen seyn. Aber das bekannte „Sutor ne ultra crepidam“ nahm er schlecht in Rücksicht. Indeß ward er ja doch ein Heiliger; denn der Zweck heiliget die Mittel!!!) theils ganz unbekannten Wandels, keineswegs hätten dürfen an die Seite so Mancher gesetzt werden, welche ehemals wegen vorgeblichen Zaubereien, oder auch anbeschuldigter Kezereien geradbrecht, geviertheilt und auf dem Scheiterhaufen gar jämmerlich verbrannt wurden. — Doch da ersetzt ja die römische Authentik Alles — — — O heilige Infallibilität — aber auch: O sacra auri fames!!!

Ernst und Nachdruck, wie sein Vater, zu beherrschen. Zu seiner schwachen, ohnmächtigen Regierung, wovon er bald die traurigsten Folgen erfahren mußte, trug ein übel verstandener, und beinahe schwärmerischer Religionseifer nicht wenig bei. Ludwig machte freilich die heilsamsten Verordnungen; er suchte den Unterdrückten gegen seine Verfolger zu schützen, und allenthalben die schönste Ordnung und strengste Gerechtigkeit einzuführen und handzuhaben. Nur Schade, daß er seine bestgemeinten Befehle nicht mit gehörigem Nachdrucke durchzusetzen entweder nicht wußte, oder zu schwach war. Sohin that jeder, vornehmlich die Großen, was ihnen beliebte, und wie es ihr Interesse erforderte.

Zu Rom hatte sich gleich anfangs seiner Regierung fast der nemliche Auftritt ereignet, wie unter seinen Vater. Einige der angesehensten Römer waren neuerdings mit dem Pabste sehr unzufrieden, und empörten sich wider ihn. Diesmal aber ward er ihnen Meister, und ließ sie — ohne Gnade und Barmherzigkeit auf der Stelle hinrichten. Ein so strenges Verfahren von dem ersten Priester und Oberhaupt der christlichen Kirche schien dem from-

frommen Ludwig ein für allemal zu hart und grausam. Er schickte deswegen seinen Enkel Bernhard nach Rom, die Sache zu untersuchen, und den Pabst über sein rasches Verfahren zur Verantwortung zu ziehen. Aber Leo wußte seine That zu beschönigen, und den gutmüthigen Ludwig zu beruhigen. Indeß ist dieß wenigstens wieder ein Beweiß mehr, daß die Päbste die Oberherrschaft und richterliche Obergewalt der erst unlängst wieder neu entstandenen römischen Kaiser anerkannten.

Nach Ableben des Pabstes Leo bestieg den Stuhl Petri Stephan IV. Sogleich ließ er das römische Volk dem Kaiser Ludwig den Eid der Treue schwören; und schickte zugleich Gesandte an ihn, die wegen seiner Besteigung des päbstlichen Stuhls Rechenschaft ablegen mußten.

Schlmstr. Ei nun! das konnten die Päbste aber auch leicht prästiren, da sie schon vom Kaiser Karl so ansehnliche Städte und Ländereien geschenkt erhielten. Dergleichen Huldigung und Unterwürfigkeit mußten sie vor dem ja auch den griechischen Kaisern leisten, ohne daß sie sich solcher Schankungen von denselben zu erfreuen hatten. Und von alle dem abgesehen; scheinen mir die Päbste mit ihren

neu gemachten Kaiserin unter der Hand ohnehin nur die blinde Kuh zu spielen. Denn wer sich gegen die vorherige alte Obrigkeit untreu und störrig betrug, der legt seine Treue und Ergebenheit auch gegen die neue Obrigkeit bei der nächsten besten Gelegenheit bei Seite. — —

Pfarrer. Ob er hierinfalls richtig prophezeiht habe, das, mein lieber Schulmeister! wollen wir in der Folge erfahren. Nun weiter. Pabst Stephan würdigte sich sogar, den Ludwig um Erlaubniß zu bitten, daß er zu ihm nach Frankreich kommen dürfe. Dahinter war aber ein sehr feiner politischer Kniff versteckt. Stephan überbringt ihm, ausser andern beträchtlichen Geschenken, eine sehr kostbare Krone, die er ihm während dem Gottesdienste feierlich aufsetzte. Dergleichen päbstliches Zeremoniel ward nun für die Zukunft als eine wesentliche Erforderniß zur kaiserlichen Gewalt und Machtübung angesehen, woher in der Folge die wildesten Auftritte und Verwirrungen ihren Ursprung nahmen, wie wir, leider! genug erfahren werden.

Wie wenig übrigens Ludwig sich zu einem Regenten eignete, ist daraus ersichtlich, daß er das Reich unter seine Söhne, Pipin,

Ludwig und Lothar vertheilte. Den Aeltesten, Lothar, ernannte er sogar zum Mitkaiser, nur damit er seinen übertriebenen, für einen Regenten äusserst unschicklichen Andachtsübungen desto eifriger obliegen konnte.

Bauer. Worin bestunden denn eigentliw seine Andachten?

Pfarrer. Unter andern Frömmeleien vorzüglich darin, daß er, gleich den müßigen Mönchen, auf Lesung der lügenhaften Heiligenlegenden, und auf das blöckende Absingen der Psalmen stetsfort sich verlegte; anbei die Klöster mit Gütern und Reichthümern beschenkte, die Bischöfe und ihre Kirchen mit Ländereien reichlich versah. Leider aber mußte er seine Religionsschwärmerei, seine Andächteleien und fromme Verschwendung bald theuer büßen; besonders legten die reichlich bedachten Bischöfe ihre Dankbarkeit gar nicht mit der erbaulichsten Manier an den Tag: wozu ihnen sehr bequem und erwünscht kam, daß Ludwig den großen Staatsfehler schon begangen, und das Reich unter seine Söhne vertheilt hatte.

Der Tod entrieß ihm seine Gemahlin. Ludwig entschloß sich zur zwoten Heurath, und nimmt eine baierische Prinzessinn, die Jutta,

ta, oder Judith hieß, zur Gattin, mit der er einen Sohn, dem er den Namen Karl gab, erzeugte. Diesem wollte er, weil er ihm eben so lieb war, als seine andern Söhne erster Ehe, ebenfalls einen Theil des Reichs anweisen, dazu sich aber die drei Brüder durchaus nicht verstehen wollten. Da jedoch Ludwig sein Vorhaben ins Werk setzte, und dem jungen Karl eine Strecke Landes anwies: so kam es darüber zwischen Vater und den drei ältern Söhnen zum förmlichen Ausbruch eines blutigen Kriegs, darin der Kaiser ins äusserste Gedränge kam, so, daß die ungerathenen Söhne ihm den Frieden unter keiner andern Bedingniß anbothen, ausser er entsage der Kaiserwürde und begebe sich in ein Kloster.

Als gleichwohl Ludwig noch Standhaftigkeit genug hatte, diese schändliche, unnatürliche Forderung von sich zu weisen, ob er gleich bereits in der Gewalt Lothars, welcher der ehrloseste seiner Söhne war, als Gefangener sich befand: so verfiel dieses Ungeheuer aller Söhne auf eines der verworfensten Bubenstücke, um seinem Vater Krone und Zepter zu rauben. Zu diesem abscheulichen Unternehmen ließen sich mehrere Bischöfe als dienstfertige

Werk-

Werkzeuge aufs bereitwilligste brauchen — und spielten die Hauptrolle dabei. Es war nemlich ein Kirchengesetz vorhanden, daß einer, der öffentliche Kirchenbuße gethan hatte, keine Kriegsdienste mehr thun konnte. Weil nun zu damaligen Zeiten persönliche Tapferkeit, und Erfahrenheit in der Kriegskunst, als eine der ersten Eigenschaften und Erfordernisse für einen König oder Kaiser gehalten wurde, und man sich unmöglich eine würdige Vorstellung von einem Regenten machen konnte, der nicht selbst in eigener Person in den Krieg zöge und wider die Feinde kämpfte: so glaubte also der ungerathene Lothar, am sichersten seinen Zweck zu erreichen, wenn der Kaiser zu einer öffentlichen Kirchenbuße gezwungen würde. Das ganze Geschäft nahmen die Bischöfe über sich. Mit heuchlerischen, pharisäischen Frömmigkeitsgeberden, mit gleisnerischen Grimassen schleichen sie hin zu Ludwig; mit verstellter, kriechender Wehmuth, mit banditenmäßiger Schüchternheit stellen sie ihm allerunterthänigst vor, und mit schleichender Beredtsamkeit führen sie ihm zu Gemüthe: er möchte doch seine Augen einmal öffnen, einsehen und erkennen, daß einzig sein zeitheriges Betragen an allen Un-

ruhen und Verwirrungen des Reichs Schuld sey; darum möchte er doch endlich einmal in sich gehen, und — durch eine öffentliche Buße sich mit seinem erzürnten Gott aussöhnen. Sie mahnten, bathen, flehten; predigten und drohten mit Hölle und ewig brennendem Schwefelpfuhle dem ohnehin ängstlich gewissenhaften Ludwig so vieles und so lang vor, bis er versprach, ihren Rathschlägen nachzukommen, ihrer Führung sich anzuvertrauen, und der öffentlichen Kirchenbuße sich zu unterziehen. Wie hätte wohl der gutmüthige Kaiser dahinter nur von weitem eine so boshafte Hinterlistung sich vorstellen können? — Wie hätte der fromme, treuherzige, nur mit Mönchsandächteleien erfahrne, und mit der Welt ganz unbekannte Ludwig zu vermuthen sich getrauen sollen, daß Bischöfe unter Schaafskleidern wilde reißende Wölfe seyn könnten? — ! —

Wohlan! Ludwig wird nun von den Bischöfen in die Kirche des Klosters St. Medard zu Soisons geführt; und da, auf einen Bußsack hingestreckt, legt der fromme, ängstliche, so gutherzige Kaiser vor einer unzählbaren Volksmenge das öffentliche Bekenntniß ab: daß er sein Amt unwürdig versehen; Gott oft be-

leidiget; die Kirche geärgert habe; durch seine Nachläßigkeit an vielen Unruhen unter dem Volke Schuld gewesen, wofür er nun verlange, öffentliche Kirchenbuße zu thun. — —

Damit waren die Bischöfe noch nicht begnügt; denn das von Ludwig so eben abgelegte Bekenntniß schien ihnen theils zu gelinde, theils zu allgemein und unbestimmt. Sie gaben ihm daher einen Zettel in die Hand, auf dem sie selbst alle seine vorgeblichen, nur von ihnen selbst erdichtete Verbrechen aufgezeichnet hatten. Ludwig ward darin als ein Todtschläger; als ein Schänder des Heiligthums; als ein Urheber von Unruhen und Aergernissen; als ein Stöhrer des Friedens; als ein Meineidiger, der auch das Volk zu mehrern Meineiden verleitet, geschildert und beschuldigt. Zugleich ward ihm sogar zum Verbrechen angerechnet, daß er sich gegen seine Söhne mit den Waffen zu vertheidigen gesucht hat. — Dieses Papier, nachdem er es laut vor dem versammelten Volke hatte ablesen müssen, stellte er jetzt den Bischöfen zu, die es auf den Altar legten. Jetzt legt der tiefgebeugte Kaiser, nebst den Waffen, auch sein Wehrgehäng ab — und zieht dafür das öffentliche Buß-

kleid an, während die Bischöfe ihm die Hände auflegten und Psalmen über ihn sangen.

Auf solche Art ward also, wie es wenigstens Lothar und die Bischöfe voraussetzten, Ludwig des Thrones und Reichs förmlich als unfähig und verlustig erklärt; denn die Bischöfe nannten ihn schon nicht mehr weder König noch Kaiser. Traurig und tiefgerührt über ein so hartes, abscheuliches Verfahren mit dem guten Kaiser, verließ das Volk die Kirche.

Schlmstr. Ach Gott! — Ich kann mich das Weinens nicht mehr enthalten! — — Aber sagen Sie uns doch, Herr Pfarrer! hat denn Kaiser Ludwig sich wirklich eines und des andern von den anbeschuldigten Verbrechen theilhaftig, oder in der That selbst schuldig gemacht?

Pfarrer. Ich versichere ihm, der gute, sanfte, fromme Ludwig war zur Verübung solcher wilden Verbrechen nicht einmal fähig. Daß man ihm alles nur aus überlegter Bosheit aufbürdete, ist ja wohl unschwer daraus abzunehmen, da man es ihm zum Verbrechen auslegte, daß er gegen seine ungerathene, ehrlosen Söhne sich vertheidigte.

Bauer. Aber du lieber Gott! wie konnten denn die Bischöfe sich so sehr vergessen,

und so weit vergehen, daß sie dem guten Kaiser, der doch schon so freigebig gegen sie sich bezeigte, dennoch so entsetzlich mitspielten? Das ist mir unbegreiflich!

Pfarrer. Nun, mein guter Kirchenbauer! das will ich euch gleich begreiflich machen. Ludwig machte, wie ihr schon gehört habt, die heilsamsten Verordnungen. Unter andern empfahl er den Geistlichen mit Nachdruck, daß sie dem Volke mit gutem Beispiele vorangehen sollten. Mit den Bischöfen war er vollends gar nicht zufrieden. Diese trugen die kostbarsten, buntschäckigsten Kleider, Wehrgehänge, Messer, und große Spornen trotz den vornehmsten Kriegshauptleuten. *) Darüber ließ

*) Ich glaube unsere säkularisirten, buntschäckigten und aufgestutzten Mönche einhertretten zu sehen, so wie manchen andern Stutzer von Geistlichen, der seine ganze Aufklärung nicht selten in Zuschnitt und Farbe der Kleidung setzt. — Wahrlich! wär' ich König von Baiern, ich würde alle Weltgeistliche zur Tragung einer ihrem Stande zweckmäßigen und anständigen Staatsuniform, mit gemessenem Ernste unnachsichtlich anhalten. Dies würde, in gar

ließ der fromme, rechtschaffene Kaiser Ludwig an die Bischöfe einen scharfen Verweiß ergehen, mit dem gemessenen Befehle, diese für Bischöfe so höchst unanständige und ärgerliche Dinge ohne weiters abzulegen, und auf ein anständigeres und sittlicheres Betragen sich zu befleißen. — — Das, meine Freunde! ist es eigentlich, was ihm die Bischöfe nicht verzeihen konnten. Deswegen waren sie dem Lothar zu seinem schandvollen Werke so sehr zu Willen; deswegen suchten die Bischöfe eine so verabscheuungswürdige Rache an dem guten Kaiser zu üben. Doch wider Vermuthen ward ein Strich durch ihre Rechnung gemacht.

Kaum hatten Pipin und Ludwig diese niedrige, entehrende Mishandlung ihres Vaters vernommen, als sie in sich giengen; und von tiefstem Mitleiden gerührt, entschlossen sie sich, selbst mit Gewalt der Waffen, es möge kosten, was es wolle, ihren unglücklichen, so schänd-

---

vielfältiger Hinsicht, seine sehr gute Seite haben. Und dann — ist der Geistliche, als Volkslehrer, nicht im vollen Sinne des Worts, eigentlicher Staatsdiener? — und zwar keineswegs in der untersten Klasse!

schändlich gemißhandelten Vater aus den ehrlosen Händen ihres unnatürlichen Bruders Lothar, der ihn noch immer gefangen hielt, und gar nicht kindlich mit ihm verfuhr, zu befreien und in die gebührende Kaiserwürde wieder einzusetzen. Es gelang ihnen. Bevor aber der Vater von seiner Würde und Regierung Besitz nahm, ließ sich jetzt der so ängstlich gewissenhafte Ludwig allererst von den Bischöfen wegen der öffentlichen Kirchenbuße absolviren, und aus ihren Händen sich wieder Waffen und Wehrgehäng überreichen. — Seinem rebellischen, ehrvergessenen Sohne Lothar verzieh er großmüthig, und wieß ihm noch über das Italien an. Den einzigen Erzbischof Ebbo von Rheims, welcher der größte Anstifter und erste Theilhaber dieser gottlosen Unthat war, entsetzte er seines Amtes, und verwieß ihn ins Elend.

In der Zukunft hatte der gute Kaiser, weil er ihren Stiefbruder Karl ohne Rücksicht mit einem angemessenen Theile des Reichs bedachte, noch manches Widrige von seinen Söhnen auszustehen. Ueberhaupt war seine ganze Regierung mit Unstern, und aller Art Widerwärtigkeiten verflochten; freilich aus keiner andern

dern Ursache, als weil seine Söhne sowohl, als die Großen des Reichs, seine Güte auf's schnödeste misbrauchten, dabei sich die Bischöfe überhaupt an Niederträchtigkeit am meisten auszeichneten.

Dieser freilich nur mönchischfromme, aber übrigens durchaus rechtschaffene und doch so unglückliche Monarch verließ diese undankbare Welt im Jahr 840.

Und nun, meine Lieben! für heute wollen wir unsere Erzählung beschließen. Künftigen Sonntag wieder ein Mehrers.

Schlmstr und Bauer. Wir danken Euer Hochwürden Herr Pfarrer. Diese Erzählungen sind sehr unterhaltend; aber freilich kommen hier und da mitunter auch traurige, unangenehme Auftritte vor.

Zwei-

Zweiter Abend.

Nun, mein lieber Kirchenbauer und Schulmeister! begann heute der Herr Pfarrer, seyd mir willkommen. Weil ihr wieder so pünktlich eintreffet: muß ich doch glauben, daß ihr auf den fernern Verlauf meiner Erzählung wißbegierig seyd. So vernehmet denn also weiter:

Ludwig des Frommen Söhne, Lothar, Ludwig und Karl — Pipin war seinem Vater in die andere Welt vorangegangen — führten, weil keiner mit seinem angewiesenen Theile sich begnügen wollte, längere Zeit einen sehr blutigen Krieg unter sich. Endlich verglichen sie sich darüber, daß Deutschland bis an den Rhein, nebst einigen Städten jenseits dieses Flußes, als Mainz, Worms und Speier, dem Ludwig zu Theil ward. Von der Zeit dieses Vergleiches, der 842 vor sich gieng, ward Deutschland ein eigenes, selbstständiges und unabhängiges

giges Reich, welches seine eigenen Regenten, in ununterbrochener Reihe, noch bis heutiges Tags hat.

Lothar I. behielt, nebst der Kaiserwürde, ganz Italien und den größten Theil Frankreichs für sich: mit dem Ueberreste mußte sich sein Stiefbruder Karl begnügen. Lothar verrichtete während seiner Regierung wenig merkwürdiges. Endlich gieng er 855 in ein Kloster, wo er auch noch in demselben Jahr mit Hinterlassung dreier Söhne, die Ludwig, Karl und Lothar hießen, starb.

Diese drei Brüder theilten sich wieder in das Reich, und Kaiser ward Ludwig II. Diese Nachkömmlinge Karls des Großen waren aber bereits so schwache unbehilfliche Regenten, als die des Königs Klodwig I. Die eigentliche Ursache davon ist wieder keine andere, als weil sie die nehmliche schlechte, vernachläßigte Erziehung genoßen. Karl und Lothar giengen bald nacheinander mit Tod ab. Im Jahr 875 starb auch Kaiser Ludwig II. ohne Zurücklassung eines männlichen Erben.

Jetzt waren von Karl des Großen Nachkommen nur noch Ludwig, König in Deutschland, ein Sohn Ludwigs des Frommen, und

sein

sein Stiefbruder Karl, nunmehriger Alleinherrscher von Frankreich, bei Leben. Nach dem Rechte der Erstgeburt hätte nun Ludwig, den man gewöhnlich den Deutschen heißt, den ersten Anspruch auf die Kaiserwürde gehabt. Allein Karl wurde vom Pabst Johann VIII. begünstiget und zum Kaiser gekrönt.

Schlmstr. Dahinter mag wohl wieder eine geheime Ursache verborgen seyn!

Pfarrer. Allerdings. Erstlich behaupten die deutschen Geschichtschreiber durchgehends: Karl II. den man gemeiniglich nur den Kahlen nennt, habe den Pabst und die Römer bestochen, und also das Kaiserthum durch Geschenke erkauft. Dem sei nun, wie ihm wolle, so ist doch so viel richtig, daß die Päbste den französischen Prinzen von jeher geneigter waren, als den Deutschen, wie wir zu seiner Zeit und an seinem Orte noch zur Genüge hören werden. Und dann machten die Päbste bereits kein Geheimmniß mehr daraus, daß sie das Kaiserthum nach Gefallen ertheilen könnten.

Karl II. starb nach einer zweijährigen und wenig rühmlichen Regierung im Jahr 877. Sein Sohn Ludwig III. wurde vom Pabst Johann

hann VIII. unter der Bedingniß zum Kaiser gekrönt, daß er ihm wider die Sarazenen und übrigen Feinde kräftig beistehen soll. Nach einer ebenfalls nur zweijährigen und noch unrühmlichern Regierung folgte er seinem Vater in die andere Welt nach. Einige noch übrige Prinzen waren vollends ohne Ansehen, an Kopf und Herz verkrüppelte, von den Ministern und Großen des Reichs schändlich gemisbrauchte Schwächlinge, die bald nacheinander wegstarben.

Inzwischen war auch Ludwig, König der Deutschen, im Jahr 876 mit Tod abgegangen, nachdem er zuvor das Reich unter seine drei Söhne Karlmann, Ludwig und Karl vertheilt hatte. Die beiden erstern verschieden nach einer kurzen Regierung, und Karl, den man sonst den Dicken heißt, ward jetzt, als der noch einzig vorhandene Sprößling aus Karls des Großen Stamme, Alleinherrscher des deutschen und französischen Reichs.

Schlmstr. Nun wird doch dieser deutsche Prinz und Beherrscher zweier so mächtiger Reiche vom Pabste in Gnaden angesehen — und zum Kaiser gekrönt worden seyn?

Pfar=

Pfarrer. Der Drang der Umstände ließ es wohl nichts anders zu. Pabst Johann konnte sich seiner Feinde, besonders der Sarazenen, kaum mehr erwehren. Nach Erlöschung des französischen Stammes hatte er von daher auf keinen Beistand mehr zu rechnen; und mit den ein für allemal den Päbsten so verhaßten Griechen wollte er auch nicht wieder anbinden. Somit blieb ihm also kein anderer Weg einzuschlagen übrig, um sich aus dem Gedränge zu retten, als sich jetzt gleichwohl an die noch vor Kurzem wenig geachteten Deutschen zu wenden. Er gab daher Karl dem Dicken gute Worte, lud ihn zu sich nach Italien ein, um das Kaiserthum von ihm zu übernehmen.

Indeß war dieser großmüthige Antrag des Pabstes mit einer zimmlich wichtigen Bedingung begleitet. Karl mußte nehmlich vor allem das feierliche Versprechen thun, daß er den Pabst jederzeit auf Verlangen wider seine Feinde schützen, anbei die Erhöhung der römischen Kirche stetsfort und nach Kräften zu befördern sich sollte angelegen seyn lassen. Zu dem Ende, um in seiner Forderung desto sicherer zu gehen, übermachte er an Karl einen eigens dazu bestimmten Aufsatz, worin von Punkt zu

Punkt alles enthalten war, was er allererst seiner Mutter — der römischen Kirche und seinem Beschützer — dem heiligen Petrus, zusagen und aufs heiligste halten müsse; bevor dieses nicht aufrichtig und feierlich geschehen wäre, sollt' er sich nicht erkühnen, nur einen Fuß auf die Grenzen des heiligen Petrus zu setzen. — —

Schlmstr. Bravo! das gefällt mir einmal! Also ist es ja wirklich schon so weit gekommen, daß man das Kaiserthum zu Rom beim Pabste abholen mußte; und dann gegen theure, schwere Verpflichtungen, dieses vermuthlich auf einem pergamentenen Diplom ausgefertigte Kaiserthum in der Rocktasche gleichwohl mit nach Hause tragen durfte?! — Nein! meinetwegen hätte der Pabst mit seinen Feinden bis zum Ausgeistern sich herumraufen und herumbalgen können; ich wäre ihm, auf so eine Großmuth, gewiß nicht zu Hilfe geeilet. — Karl wird doch hoffentlich diese sonderbare Einladung nach Rom mit verdienter Verachtung von sich gewiesen haben?

Pfarrer. Nein! Er zog mit einem mächtigen Kriegsheere nach Italien, schlug des Pabstes Feinde — und ward dafür zum rö-

mischen Kaiser gekrönt. Ausser diesem Siege weiß man von seiner Regierung nicht eine einzige ruhmwürdige That mehr. Ueberhaupt war Karl III., sonst der Dicke, ganz unfähig, sein so weitläuftiges Reich zu beherrschen; er ward daher in einer deswegen gehaltenen Versammlung der deutschen Fürsten des Reichs wirklich als unwürdig und entsetzt erkläret. Hierauf begab er sich aus Verdruß in das Kloster Reichenau am Bodensee, wo er im Jahr 888 starb.

Es war in diesen, wie in vorigen Zeiten sehr gewöhnlich, daß die Minister und Großen des Reichs absichtlich auf eine nachläßige und durchaus schlechte Erziehung der königlichen und dann kaiserlichen Prinzen bedacht waren, um selbst im Reiche nach Willkühr schalten und walten zu können. Wie die Bischöfe sich werden verhalten haben, könnet ihr leicht aus ihrem niedrigen, abscheulichen Verfahren mit Ludwig dem Frommen absehen. Und die Päbste? — Diese verfuhren mit den Königen und Kaisern schon allmählig, wie mit Schulbuben. Zum Belege nur ein Paar Beispiele. Ein gewisser Boso, ein Vasall (Lehns-Unterthan) der fränkischen Könige, erfrechte sich, seinem rechtmäs-

sigen Herrn und König abtrünnig zu werben, und warf sich selbst zum Königauf. Die königlichen Prinzen wollten ihn mit bewaffneter Hand zum schuldigen Gehorsam zurückbringen. Aber seht! unser schon öfters erwähnte Pabst Johann VIII. schrieb an sie: „Den glorreichen Fürsten Boso hab' ich an Sohns Statt angenommen. Begnüget euch daher mit den Gränzen eures Reichs, und befleißet euch Frieden und Ruhe zu halten; weil wir von nun an alle diejenigen exkommuniziren, die gegen unsern vorgenannten Sohn sich auflehnen werden."

Eben dieser Johann schrieb an Karl den Dicken, da er etwas von den Gütern eines Nonnenklosters bei Breszia verschenkt hatte: „Wenn du diese Güter nach Verlauf von 60 Tagen nicht wirst dem Kloster zurückgegeben haben, also zwar, daß dein Gesandter zu Rom Uns darüber befriedigende Rechenschaft wird abgelegt haben: so sollst du von dieser Zeit an exkomunizirt seyn; und wenn du dich dadurch nicht bessern wirst: so wisse, daß du durch derbere Schläge sollst klug gemacht werden." —

Schlmstr. Immer schöner! Nun da trifft meine obige Ahndung ja nur zu auffallend schon ein, wo ich sagte: wer seiner vorigen Obrigkeit

keit ungetreu und ungehorsam war, der wird es seiner neuen bald auch werden. Und dieser Pabst Johann ist ja vollends gar ein Aufwiegler — ein offenbarer Ruhestörer. — — Ich will doch sehen, was noch alles weiter kommen wird!

Pfarrer. Meine lieben Freunde! ihr müßt euch nun schon auf manche noch seltsamere und ganz unerwartete Auftritte gefaßt machen. Wir wollen jetzt den Faden unserer eigentlichen Erzählung wieder anknüpfen.

Von Karl dem Dicken war ein natürlicher (unehlicher) Sohn da. Er hieß Arnulf. Dieser hatte sich durch seine Tapferkeit und mehrere schon erfochtene Siege bei den Deutschen in großes Ansehen gesetzt; und ward daher einmüthig von ihnen als ihr König anerkennt. Er wußte seine Würde auch wirklich mit Macht und Ansehen zu behaupten. Ueber die Feinde Deutschlands erfocht er noch manchen herrlichen Sieg.

Pabst Formosus, Johanns VIII. Nachfolger, wurde von seinen Italiänern und Römern sehr in die Klemme genommen, und ersuchte daher den König der Deutschen dringend um Beistand. Unverweilt bricht Arnulf mit

Bayerische Staatsbibliothek München

einem mächtigen Heereszug nach Italien auf. Sein ausharrender Muth trotzt jedem Hinderniß; er zerstreut die feindlich gesinnten Wälschen, die ihn auf allen Seiten umgaben; rückt vor die Stadt Rom; erobert sie mit Sturm, und befreit den Pabst aus den Händen seiner Feinde. Formosus, über die Ankunft und den Sieg Arnulfs ungemein erfreut, krönte ihn jetzt zum Kaiser, der dann vom römischen Volke den Eid der Treue sich schwören ließ.

Die Treue der Römer und der Italiäner überhaupt dauerte aber nur, so lange der Kaiser gegenwärtig war. Nicht viel besser war auch selbst so mancher Pabst.

Auf Formosus, der 897 mit Tod abgieng, folgte Pabst Stephan VI. Dieser erkannte und krönte nicht nur einen gewissen Lambert, einen italiänischen Großen, zum Kaiser; sondern ließ auch des Formosus Körper, weil er den Arnulf zum Kaiser gekrönt, und den Deutschen sich etwas gewogen erzeigt hatte, ausgraben, ihm den Prozeß machen, und, nachdem er (der todte Körper!!) der päbstlichen und priesterlichen Kleidung war beraubet worden, in den Tiberfluß werfen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Arnulf würde einem so schändlichen und verworfenen Betragen gewiß nicht gleichgültig zugesehen haben; hätte ihn nicht der Tod 899 überfallen. Er starb am welschen Gift. — — Sein noch unmündiger Sohn, Ludwig IV., der erst 6 Jahr alt war, folgte ihm 911 ins Grab nach. Von Karl dem Großen war also kein Abkömmling mehr vorhanden.

In der Zwischenzeit hatten die Franzosen einen gewissen Grafen Odo von Paris und Orleans zu ihrem König ausgerufen und gekrönt. Von diesem Zeitraume an kamen Deutschland und Frankreich nie mehr unter einen Regenten. Frankreich hatte stetsfort seine Könige und Deutschland seine Kaiser.

Im Verfolge unserer Erzählung wollen wir nun, welches ohnehin unser eigentlicher Zweck ist, immer nur die fortlaufende Geschichte der deutschen Kaiser und so mancher römischen Päbste, mitunter auch unsers Vaterlandes, vor Augen behalten, ohne daß wir — höchstens nur nach Erheischung im Vorbeigehen — viel nach Frankreich hinübersehen.

Weil also nach Verblühung des Karolingischen Stammes Niemand mehr war, der gerechten Anspruch auf den deutschen Thron hätte

machen können, vereinigten sich die deutschen Hauptnationen, die Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben und Lothringer, und wählten im Jahr 911 einen der vornehmsten, mächtigsten Fürsten der Franken, Konrad I. zu ihrem Könnig. Daß er des Thrones in jeder Hinsicht würdig gewesen, bezeugen alle damalige Geschichtschreiber. Einer derselben sagt: daß Konrad zu Hause und im Krieg der vortrefflichste Mann, tapfer und mächtig, freigebig, und in allen Tugenden sich hervorgethan habe.

Wie sehr Konrad auf das allgemeine Wohl seines deutschen Vaterlandes müsse bedacht gewesen seyn, könnet ihr aus folgendem edeln, wahrhaft großmüthigem Zuge ersehen. Mit dem Herzog Heinrich von Sachsen lebte er fast in beständigem Zwist und Krieg, ohne daß er ihm viel anhaben konnte; ja er bekam einsmal in einem hartnäckigen Treffen derbe, blutige Schläge von ihm, so daß er sich genöthigt sah, mit ihm Frieden zu machen. Deß ungeachtet war er so sehr über jede feindselige und rachgierige Leidenschaft erhaben, daß er vor seinem Hinscheiden 919, anstatt den deutschen Fürsten seinen eigenen Bruder zu empfehlen, er dieselben vielmehr ernstlich angieng, den tapfern Her-

zog Heinrich von Sachsen zu ihrem Oberhaupt zu wählen; weil er der einzige wäre, der dem Reich zu Macht und Ansehen verhelfen könnte. So geschah es auch.

Durch Heinrichs I. Klugheit, Weisheit und Tapferkeit ward dem deutschen Reich die trefflichste Vorsehung gethan. Durch zweckmäßige Vorkehrungen und weise Anstalten verschaffte er den Deutschen ihren alten Muth, und ihre unerschrockene Tapferkeit wieder. Er lehrte sie eine bessere, behendere Manier Krieg zu führen, und brachte daher den Hunnen, oder Hungarn, Deutschlands schlimmsten Feinden, eine empfindliche Niederlage bei, vor denen sich zeither die Deutschen sehr gefürchtet hatten. Nach einer glücklichen, ruhmvollen Regierung starb er im Jahr 936, nachdem er vorher seinem Sohn Otto die Nachfolge im Reich durch die anwesenden Fürsten sich hatte zusichern lassen.

Otto I. ward wirklich ohne den geringsten Anstand von den deutschen Fürsten einmüthig erwählt und zu Aachen vom Erzbischof zu Mainz zum König gekrönt. Während seiner ganzen Regierung war er in beinahe unaufhörlichen Krieg verwickelt, aber auch stets sieg-

reich. Den Hunnen versetzte er bei Augsburg auf dem Lechfeld eine so blutige Niederlage, daß Deutschland von diesem wilden Räubervolk in der Zukunft nichts Sonderliches mehr zu besorgen hatte.

Seinem Namen und seiner Regierung gab er unter andern auch dadurch einen bedeutenden Glanz, daß er das zeither sehr störrige Italien mit Deutschland vereinigte. Es währte aber nicht lange, und seine ganze Aufmerksamkeit, sein deutscher ausharrender Muth wurde zur entschlossensten Thätigkeit dahin aufgefordert. Denn kaum hatte Otto Deutschlands innere und auswärtige Feinde gedemüthiget und zur Ruhe gebracht: als in Italien alles wüst durcheinander gieng. Ein gewisser Berengar, der dem Otto Treue und Unterwürfigkeit gelobet hatte, ward meineidig, und unterdrückte und mißhandelte alle, die er im Verdacht hatte, daß sie es mit Otto hielten. Auch nahm er keinen Anstand, sich an die römische Kirche zu wagen, der er verschiedene Städte und Distrikte entriß; überhaupt spielte er bereits in ganz Italien den Meister, und schaltete ganz nach Willkühr.

In dieser bedrängten Lage wandten sich die Italiäner an Otto. Vorzüglich dringend bath ihn der Pabst Johann XII. durch eine ausserordentliche Gesandtschaft um Beistand.

Otto folgt diesem Ruf, und zieht mit einem zahlreichen Heere nach Italien. Er bezwingt die Rebellen; unterwirft sich alle feindlich gesinnten Städte; läßt sich in Mailand zum König der Lombardei krönen; zieht unaufhaltsam siegreichen Schrittes vor Rom; bemächtiget sich des ehrlosen Rebellen Berengars; verbannt ihn nach Bamberg ins Elend, und befreit sofort den Pabst von seinen Feinden: dafür er von demselben aus Erkenntlichkeit zum Kaiser gekrönt wurde. So ganz ohne Gegenverpflichtung gieng es gleichwohl nicht her. Otto mußte dem Pabste das feierliche Versprechen thun: daß er in Zukunft jederzeit zu seinem Schutze und seiner Sicherheit bereit seyn wolle. Anbei wußte Johann den kaum gekrönten Kaiser dahin zu bestimmen, daß er zu Gunsten der römischen Kirche eine stattliche Schankungsurkunde ausfertigte.

Schlmstr. Daß doch die Kaiserkrone zu Rom ordentlich immer erkauft werden muß!

ver-

Verpflichtete sich wohl der Pabst seiner Seits nicht auch zu etwas wenigem gegen Otto?

Pfarrer. Doch ja! So ganz unerwiedert ließ er die große Gefälligkeit Otto's eben nicht. Pabst Johann verpflichtete sich aufs heiligste, daß er mit den Feinden des Kaisers nie und auf keine Art sich nur in die entfernteste Verbindung einlassen werde.

Otto verweilte einige Zeit hindurch zu Rom, und stund mit dem Pabst auf sehr freundschaftlichem Fuß. Wie wenig er aber übrigens den Römern traute, diene Folgendes zum Belege. Während seiner Anwesenheit in Rom widmete er die Stunden, die er von den Regierungsgeschäften erübrigen konnte, gewöhnlich der Andacht. So oft er in dieser frommen Absicht in die Peterskirche sich verfügte, mußte immer sein treuer Waffenträger mit entblößtem Schwerte sich nahe bei ihm hinstellen, um ihm allenfalls zum Schutz und zur Sicherung zu dienen, wenn etwa ein Römer seinen treulosen Muth an ihm abzukühlen sich sollte gelüsten lassen. Darüber pflegte er gewöhnlich zu sagen: „Ich weiß, wie sehr der Römer Treu und Glauben meinen Vorfahren von jeher verdächtig gewesen. Der Kluge muß die

wi-

widrigen Zufälle auch von weitem vorher sehen, damit er ihnen noch bei Zeiten ausweichen kann.“ —

Ob Kaiser Otto zu so einem auffallendem Mistrauen wirklich berechtigt war, darüber, meine Freunde! wollen wir uns nur gleich aus allem Zweifel ziehen. Wohlan! Kaum hatte sich Otto von Rom weg und nach Deutschland auf den Heimweg gemacht; als er schon die höchst auffallende Nachricht erhielt: der Pabst Johann habe des Berengars Sohn, Adalbert, aus Korsika zu sich nach Rom berufen, um mit demselben auf Mittel zu denken, wie sie mit vereinten Kräften die verhaßten Deutschen wieder gänzlich und auf immer aus Italien verdrängen könnten.

Bauer. Erlauben Euer Hochwürden! Sie werden sagen wollen: die treulosen Römer haben sich solch eine gehäßige Handlung erlaubt. Denn da sich der Pabst aufs heiligste anheischig gemacht hatte, nie und auf keinerlei Art mit des Kaisers Feinden anzubinden: so scheint mir dies durchaus unglaublich, und unbegreiflich.

Pfarrer. Mein lieber Kirchenbauer! es wird euch von so manchem Pabste noch vieles unglaublich und unbegreiflich vorkommen, und ist doch so. Auch Otto wollte sich lange nicht entschließen, derlei Sagen und wiederholten Nachrichten einigen Glauben zu schenken. Um endlich doch der Sache auf den Grund zu kommen, schickte er einige Vertraute nach Rom, die hierüber, so ganz im Verborgenen, geheime Erkundigung einziehen sollten. Diese fanden nicht nur die obige Nachricht bestättigt; sondern machten zugleich von der Aufführung und den Sitten des Pabstes dem Kaiser eine so entsetzlich grelle Schilderung, daß alles darüber in Staunen gerieth.

Sohin machte sich Otto mit einem Theile des Heeres auf den Marsch nach Rom, um den Pabst über sein wortbrüchiges, meineidiges Betragen zur Rede zu stellen. Johann wartete aber seiner Ankunft nicht; sondern flüchtete sich mit Adalbert nach Kampanien. Die Stadt Rom öffnete gutwillig die Thore; und das Volk sowohl, als die Geistlichkeit brachten jetzt, was die Aufführung des Pabstes betraf, das nemliche beim Kaiser klagbar an. Otto, weil er in dieser kützlichen und et-

was schwierigen Sache gleichwohl keinen Schritt eigenmächtig für sich thun wollte, rief ein Konzilium (Kirchenrath) zusammen, das aus deutschen, lombardischen und andern italienischen Bischöfen, nebst der gesammten römischen Geistlichkeit bestund. Die Wortführer der letztern stunden in der Versammlung auf, und beschuldigten den Pabst als einen Ehebrecher; als einen Meineidigen; als einen Mörder; endlich als einen der abscheulichsten Wüstlinge, der Frauenspersonen von allen Ständen und Nationen, die Andacht halber nach Rom kämen, mit Gewalt zur Unzucht gemisbraucht hätte; und der sich so wenig aus der Religion machte, daß er einen Diakon (Altarsdiener) im Pferdestall ordinirt hätte; der überhaupt den Jupiter, den Merkur, ja den Teufel selbst, beim Spiele, bei der Tafel und allenthalben, beständig im Munde führte. — —

Schlmstr. Ach! Sie hatten wohl recht, Herr Pfarrer! daß wir uns auf noch seltsamere Auftritte gefaßt machen müßten. Das sind bereits schon recht ärgerliche Auftritte genug. — Welche Maaßregeln ergrif nun wohl der Kaiser gegen diesen saubern Johann?

Pfarrer. Otto forderte ihn vor sich und die Kirchenversammlung, um sich über sein zeitliches Betragen zu verantworten und zu rechtfertigen. Anstatt aber sich zu stellen, drohte er mit Exkommunikationen. Sohin ward über ihn, als einen Widerspenstigen, als einen scheußlichen Aergernißstifter vorgefahren, vom Kaiser und Konzilium des Pabstthums als unwürdig erklärt und entsetzt, und an seiner Statt Pabst Leo VIII. vom Volk und der Geistlichkeit erwählt, Hier muß ich euch so gelegenheitlich erinnern, daß die Päbste zeither gewöhnlich von dem römischen Volke und der Geistlichkeit gewählt wurden; welche Wahlen aber dann jedesmal von den Kaisern mußten gutgeheißen und bestättiget werden: vorher durfte, wie ihr schon oben gehört, kein Pabst seine Würde und sein Amt antretten. Da aber die Römer und einige neugewählte Päbste schon seit längerer Zeit dieses kaiserliche Bestättigungsrecht umgangen und ordentlich verhöhnt hatten: so behauptete und erneuerte jetzt Otto die alt herkommlichen Gerechtsamen; und das Volk und die Geistlichkeit machten sich mit einem Eide verbindlich, in Zukunft ohne Einwilligung des Kaisers keinen Pabst mehr zu wählen.

Otto

Otto hielt sich wieder, um durch sein Ansehen allen Unordnungen vorzubeugen, längere Zeit in Rom auf; ließ aber, um den Bürgern, in Hinsicht der Einquartirungen, Erleichterung zu verschaffen, den größten Theil seiner Armee in die umliegenden Gegenden verlegen. Dieses Gutmeinen hätte er bald mit dem Leben bezahlen müssen. Die elenden Römer ließen sich von dem Pabst Johann mit Geld bestechen und dahin verleiten, daß sie den Plan entwarfen, den Kaiser heimlich zu überfallen und — zu morden. Gerade noch zu rechter Zeit wurde diese allerschändlichste Verschwörung entdeckt. Muthig und unerschrocken geht Otto mit seinen wenigen noch bei sich habenden Leuten auf die vom Pabst gedungenen Meuchelmörder los, und jagt sie in ihre verborgensten Schlupfwinkel zurück. Sicher würde es eine Menge dieser verworfenen päbstlichen Banditen mit dem Leben haben bezahlen müssen; hätte nicht der Kaiser aus großmüthiger Barmherzigkeit den Seinigen Einhalt gethan.

Kurz darauf, da alles im ruhigen Stande zu seyn schien, zog Otto aus Rom ab und zu seiner Armee. Kaum war er einige Zeit

märsche entfernt, ließen die so eben erst gezüchtigten Römer den Pabst Johann in die Stadt: worauf der vom Kaiser bestättigte Pabst Leo VIII. sehr mißhandelt wurde, und kümmerlich noch durch die Flucht sich ins kaiserliche Lager retten konnte. Indeß war Johann XII. nicht lang in Rom, als er eines elenden, aber für sein zeither so ärgerliches Verhalten nicht unwürdigen Todes starb.

Bauer. Hat er sich vielleicht aus Verzweiflung über seinen verbrecherischen Lebenswandel selbst Gewalt angethan?

Pfarrer. Ob das zwar schon der Fall nicht ist, so hatte sein Leben nichts desto weniger ein gewaltthätiges Ende. Bei welchem Hergang? — Dies zu sagen, bindet mir fast der Wohlstand die Zunge. — Wohlan! Ein Ehemann, der diesen saubern Pabst Johann XII. in einer gar nicht anständigen und erbaulichen Unterhaltung mit seiner Frau antraf, versetzte ihm so schmerzliche Wunden, daß er wenige Tage nachher seinen wohllüstigen Geist aushauchte. — Und die, ihres Eides vergessenen, Römer wählten zum Pabst Benedikt V.

Das hieß nun doch die Geduld des Kaisers zu sehr auf die Probe setzen. Nach sol-

chen

chen verwegenen Auftritten und frevelhaften Herausforderungen marschirte Otto abermals auf Rom los, und nöthigte diese ehrlosen Städter durch Hunger und Gewalt sich zu ergeben. Die einzige Rache, die er an diesen eidbrüchigen Schurken nahm, bestund darin, daß er neuerdings ein Konzilium zusammen rief, und Leo VIII. nochmals als Pabst anerkennen ließ; den eingedrungenen Benedikt V. aber nach Hamburg ins Elend verbannte.

In sichrer Hoffnung, die Ruhe und Ordnung wegen den Päbsten in Rom und Italien überhaupt begründet zu haben, kehrte endlich Otto heim nach Deutschland. Es dauerte aber nicht lange, und er mußte schon wieder nach Italien eilen. Nach Leo's VIII. Hinscheiden ward, mit Genehmigung des Kaisers, Johann XIII. erwählt; den aber die Römer kurz darauf verjagten. Nun mußte Otto's Langmuth erschöpft seyn. Er ließ dreizehn der vorzüglichsten Rädelsführer durch den Strang hinrichten. Allein Kaiser Otto I. hätte noch oft, wenn er länger bei Leben geblieben wäre, nach Rom ziehen dürfen, und nach und nach wohl alle Römer hinrichten müssen; so wüst sah es aus, und so unversöhnlich waren einige nach-

her

her doppeltgewählte Päbste, und ihre gegenseitigen Partheien wider einander erbittert.

Otto's I. letzte Verrichtung in Italien war, daß er seinen Sohn, Otto II., in Rom zum Kaiser krönen ließ, und dann mit ihm nach Deutschland zurückkehrte, wo er bald darauf im Jahr 972 verschied.

Auch dem Kaiser Otto II. war es nicht gegönnt, lang in Deutschland zu verweilen: bald forderten die päbstlichen Angelegenheiten seine Gegenwart in Italien.

Nach dem Hinscheiden des Pabst Johann XIII. ward mit kaiserlicher Bestättigung Benedikt VI. erwählt. Der Haß der Römer, theils wider Otto, theils wider Benedikt, gedieh bald soweit, daß sie letztern in die Engelsburg schleppten — und aufs grausamste niedermordeten. Als Otto die Verbrecher nach Verdienst gezüchtiget, und zu Rom die Ruhe und Ordnung, in Ansehung der Päbste, nach Möglichkeit hergestellt hatte: gieng er auf die Griechen und Sarazenen los, um sie ganz aus Italien zu verdrängen; aber in einem unglücklichen Treffen erhielt er eine tödtliche Pfeilwunde, daran er kurz nachher 983 starb. Er hinterließ einen erst dreijährigen Sohn, Otto III.,

der

der aber gleichwohl noch vor seines Vaters Hinscheiden von den deutschen Fürsten zum Kaiser erwählt, und zu Aachen von dem Mainzer Erzbischof Willigis gekrönet worden war. Bis Otto die Regierung selbst antreten konnte, führte indessen seine Mutter Theophania die Vormundschaft.

Inzwischen gieng in Rom wieder alles schrecklich durcheinander, da eine Faktion diesen, eine andere jenen, mit wechselseitiger Verdrängung, zum Pabst wählte. Es ist, meine Freunde! schwer mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, welche und wie viele Päbste in einem Zeitraume von 15 bis 18 Jahren, theils gewählt, theils verdrängt wurden.

Um dem abscheulichen Unwesen der Römer, in Ansehung der Pabstwahlen mit Einemmale ein Ende zu machen, faßte Otto III. auf Einrathen des Erzbischofs Willigis von Mainz, den festen Entschluß, die Römer von allem Wahlgeschäft für die Hinkunft gänzlich auszuschliessen, und allemal selbst einen Pabst zu bestimmen. Sein Vorhaben zu bewirklichen, brach er im Jahr 996 mit einem zahlreichen Heere nach Italien auf. Als eben Pabst Johann XV. mit Tod abgegangen war, vollführte

te er sein Werk, und setzte einen seiner nächsten Anverwandten, den Prinzen Bruno von Lothringen, einen sehr klugen und tugendhaften Mann, auf den päbstlichen Stuhl, unter dem Namen Gregor V., von dem er zum römischen Kaiser gekrönet wurde.

Hätten doch nur alle nachfolgende Kaiser Entschlossenheit genug gehabt, dieses mit Macht und furchtlosem Muthe standhaft zu behaupten und fortzusetzen: dies wäre das sicherste und zweckmäßigste Mittel gewesen, Italien in einer steten Unterwürfigkeit zu erhalten, und — was der Hauptpunkt ist — manche blutige, gräuliche Verwirrungen, die nun bald kommen werden, von Deutschland abzuwenden.

Freilich wollten sich die Römer in diese Vorkehrung des Kaisers nicht wohl fügen. Denn kaum war Otto nach Deutschland heimgekehrt; als sie, unter ihrem Hauptanführer und Ruhestörer Kreszentius, den Pabst Gregor V. auf alle erdenkliche Art verfolgten: endlich gar aus der Stadt jagten, und an seine Stelle Johann XVI. setzten.

Otto setzte sich mit einer beträchtlichen Kriegsmacht, und in Begleitung des vertriebenen Pabstes, schleunigst in Marsch nach Rom.

Bei

Bei seiner Annäherung hatte sich der Afterpabst schon durch die Flucht zu retten getrachtet; ward aber von den verworfenen Römern eingeholt, der Augen beraubt, an Händen und Füssen verstümmelt; und sie glaubten durch diese unnatürliche Grausamkeit ihre eigene Schuld und Treulosigkeit zu tilgen. — Kreszentius, um der Rache des Kaisers zu trotzen, hatte sich in die stark befestigte Engelsburg mit seinem Anhange zurückgezogen. Nach einer harten Belagerung bezwang Otto die Festung, ließ dem Rebellen den Kopf abschlagen, und den Körper, zum warnenden Abschreckungsbeispiel, öffentlich zur Schau aufhängen.

Die Ruhe war nun in Rom ziemlich wieder hergestellt, derer aber Pabst Gregor nicht mehr lange genoß, da er bald nachher 999 verschied. Otto beförderte wieder einen Deutschen, einen gewissen Gerbert, der ehevor sein Hofmeister war, zum Pabstthum, der dann den Namen Silvester II. annahm.

Otto theils um die unruhigen Römer desto mehr in Respekt zu erhalten, theils auch aus einer gewissen entweder angebohrnen, oder ihm von seiner Mutter Theophania durch die Erziehung beigebrachten Neigung zur weichli-

chen Lebensart, soll sogar Willens gewesen sein, Rom zu seiner beständigen Residenz zu wählen. Wenigstens hielt er sich da gewöhnlich länger und lieber auf, als seine Vorfahren, und begegnete überhaupt dem römischen Volke aufs gnädigste und herablassendste. Seine ausserordentliche Kaiserhuld ward ihm aber schlimm vergolten. Die undankbaren, elenden Römer belagerten ihn in seinem Pallaste drei Tage lang, und kaum konnte er noch von seinen Getreuen aus ihren verrätherischen Händen gerettet, und aus der Stadt in Sicherheit gebracht werden.

So sanftmüthig sonst Otto war, so daß ihm einige Geschichtschreiber das Ehrenwort „der Sanftmüthigste" beilegen, so wenig konnte er den Römern diesen niedrigen Bandistenstreich verzeihen. So bald er in Sicherheit sich befand, schickte er allenthalben an die Fürsten Deutschlands und Italiens, mit dem Bedeuten: daß, wenn ihnen jemals seine Ehre und Würde nicht gleichgültig gewesen, sie es ihm nun in der That zeigen, und ihn nach Kräften unterstützen sollten, um sich an den verworfenen Römern rächen zu können. Er würde es auch auf die empfindlichste Art ge-

than

than haben, hätte ihn nicht der plötzliche Tod, der ihm 1002 durch wälsches Gift bereitet wurde, daran gehindert.

Nach Otto's III. traurigem Todtfalle ward Heinrich II. Herzog in Baiern zum König der Deutschen erwählt. Im Jahr 1012 gieng er nach Rom, und ließ sich zum Kaiser krönen.

Schlmstr. Das kömmt mir nun aber doch lächerlich, oder meinetwegen lieber recht närrisch vor, daß ein deutsches Oberhaupt immer erst zu Rom vom Pabste zum Kaiser mußte gekrönt werden; — Konnte man denn ohne diese päbstliche Krönung nicht auch Kaiser seyn?

Pfarrer. Nun freilich wohl! Indeß wissen wir ja die eitle Veranlassung dazu unter Karl dem Großen, und Ludwig dem Frommen. Und von derselben Zeit wußten die schlauen Päbste den gutmüthigen, arglosen Deutschen, das dumme, elende Vorurtheil aufzudringen, als müßten die deutschen Kaiser die Vollgültigkeit ihrer höchsten Macht und Würde erst zu Rom, durch die päbstliche Krönung, sich ausfertigen lassen. Heut zu Tage, wo die Begriffe über das eigentliche Ansehen, und über die gehörige Macht der Päbste auf-

geklärter und heller sind, wo man zugleich auch den Herren Päbsten die eigenthümlichen Grenzen ihrer sogenannten Machtvollkommenheit anzuweisen bereits angefangen hat: da denkt jetzt kein Mensch mehr an dergleichen päbstliche Fasseleien. Selbst den griechischen Kaisern war es niemals nur von Weitem beigefallen, die päbstliche Krönung gegen theure Verpflichtungen, wie die treuherzigen Deutschen, in Rom abzuholen; und sie waren und blieben doch über tausend Jahre Kaiser. — Doch genug von diesem eiteln, päbstlichen Zeremoniel.

Im Jahr 1020 kam Pabst Benedikt VIII. selbst nach Deutschland, um den Kaiser zu einem abermaligen Zug nach Italien zu bereden. Denn der Drang der Umstände zwang ihn zu dieser Reise. Die Griechen fiengen wieder an, ihre Macht gegen die Grenzen des römischen Staates hin immer mehr auszubreiten; und diese Nachbarschaft war den Päbsten durchaus zuwider, weil sie von den orientalischen Kaisern noch nie so beträchtliche Geschenke an Städten und Ländereien erhielten, und auch niemals zu erwarten hatten, als von den gutmüthigen, lenksamen deutschen Kaisern. — Heinrich erfüllt des Pabstes Gesuche; bricht

mit

mit einem starken Heereszug nach Italien auf; bezwingt die Griechen, und weiset sie in ihre vorigen Grenzen zurück.

Heinrich II. wurde nach seinem Tode, der 1024 erfolgte, wegen seiner aufrichtigen Gottesverehrung und seinem reinen Religionseifer*) unter die Heiligen gezählt. Uebrigens hat er sich aber durch seine Andacht und Frömmigkeit keineswegs, wie Ludwig der Fromme, von den Staatsgeschäften abziehen lassen. Im Gegentheil trifft man ihn während seiner Regierungsjahre immer auf Reisen, die er zur Beförderung der Wohlfahrt, und zur Handhabung der Gerechtigkeit und guten Ordnung unternahm, in Feldzügen und mitten unter tausend Beschwerlichkeiten an. Nach ihm wählten die Fürsten einen fränkischen Großen, Konrad II. der zu Mainz gekrönt wurde.

Konrad II. unternahm 1026 einen Heerzug nach Italien, und ward, so wie seine Vorgänger, zu Mailand vom Erzbischof Heribert, zum König der Lombardei gekrönt. Pabst Johann XIX. gieng ihm bis Komo entgegen, und krön-

*) Versteht sich — nach damaligen Religionsbegriffen!

krönte ihn darauf 1027 in Rom zum Kaiser — unter großer Feierlichkeit. Das folgende Jahr bewirkte Konrad, daß sein eilfjähriger Sohn Heinrich III. in Aachen zu seinem Nachfolger des Reiches gekrönt wurde. Zwischen ihm und den Päbsten weiß man nichts sonderliches, das gehässig auffiel. Im Jahr 1039 verschied er. Unter seiner Regierung schwung Deutschland sich auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens empor. Sein Lebensbeschreiber Wippo sagt: „Man würde sich dem Verdachte der Schmeichelei aussetzen, wenn man erzählen wollte, wie großmüthig, wie munter, wie standhaft, wie unerschrocken; wie leutselig gegen alle Rechtschaffene, und wie ernsthaft gegen die Bösen; wie gütig gegen die Bürger, und wie streng gegen die Feinde; wie nachdrucksam in Geschäften, und wie unermüdet Konrad II. gewesen, wenn es das Beste des Reichs erforderte."

Heinrich III. war seinem Vater an großen Regententugenden ganz ähnlich, und über seine Feinde stets siegreich. Nach Gewohnheit seiner Vorfahren trat er 1046 auch seinen Römerzug an, wo seine Gegewart ohnehin höchst nothwendig war. Zwischen den Römern und

Päb-

Päbsten herrschten wieder die wildesten, ärgerlichsten Auftritte und Verwirrungen, indem von den muthwilligen Faktionen des vornehmen und gemeinen Stadtpöbels drei Päbste zumal, Benedikt XI. Silvester III. und Gregor VI. erwählt worden waren: wo dann einer dem andern seine Würde und apostolische Herrschaft streitig machte. — Um in dieser verwirrten Sache den Prozeß nicht in die Länge hinauszuziehen; veranstaltete Heinrich zu Sutri eine Kirchenversammlung, von der alle drei Päbste abgesetzt wurden. Gleich den Tag darauf verfügte sich der Kaiser nach Rom, wo auf seine Anordnung eine Pastwahl vorgieng, die auf den Bischof Suidger von Bamberg, einen Sachsen von Geburt, fiel, der sich den Namen Klemens II. beilegte; und des andern Tags Heinrich zum Kaiser krönte. Um künftigen Unordnungen bei den Pabstwahlen zu steuern, forderte der Kaiser den weltlichen und geistlichen Vorstehern Roms einen erneuerten feierlichen Eid ab, in der Zukunft ohne kaiserliche Genehmigung nie wieder einen Pabst zu wählen.

Nach neun Monathen forderte der Tod
1047 Klemens II. vom Stuhle Petri. Die Römer verlangten vom Kaiser einen andern

Pabst,

Pabst, den sie an dem Bischof Poppo von Brixen, unter dem Namen Damasus II. erhielten. Als dieser ebenfalls bald mit Tod abgieng, begehrten die Römer abermals bei Heinrich einen Pabst; und der Bischof Bruno von Tull, der sich den Namen Leo IX. gab, bestieg 1049 den päbstlichen Stuhl. Da auch Leo 1054 seinem irdischen Glanze das Lebewohl sagen mußte, verlangten die Römer neuerdings vom Kaiser einen Pabst; zu welcher Würde der Bischof Gebhard von Aichstädt, unter dem Namen Viktor II. bestimmt war.

Schlmstr. Aber du lieber Himmel! wenn es lange noch so fort gieng, würden bald alle Bischöfe von Deutschland nicht mehr hinreichen, um den Römern Päbste genug zu liefern. — Ich weiß nicht, beinahe möchte in mir der Verdacht aufsteigen, als hätten die heimtückischen und niederträchtigen Römer diese Päbste mit feiner wälscher Manier aus dem Wege geräumet, um den Deutschen so nach und nach das Pabstwerden zu verleiden. Wenigstens nach dem bisherigen zu urtheilen, wären sie zu derlei Schelmenstücken fähig und aufgelegt genug! —

Pfarrer. Hierüber; mein lieber Schulmeister! sagt uns wenigstens die Geschichte nichts Zuverlässiges, und somit sind wir auch nicht berechtiget von freien Stücken so etwas Arges zu vermuthen.

Heinrich III. starb 1056 wider Vermuthen und für Deutschland sehr zur Unzeit. Er hinterließ einen Sohn, Heinrich IV., der noch vor dem Hinscheiden seines Vaters, obgleich erst 6 Jahre alt, zum König der Deutschen gewählt worden war.

Inländische und auswärtige Geschichtschreiber schildern Heinrich III. als einen trefflichen Regenten, der tiefe Einsichten mit Nachdruck und Tapferkeit verband. Seine Ehrfurcht gegen die Religion gieng so weit, daß er nie die Krone aufsetzte, welches damals an hohen Festtagen zu geschehen pflegte, ohne vorher die Erlaubniß dazu von einem Priester erhalten zu haben; bei welcher Gelegenheit er sich wie ein Büssender sogar dem noch nicht lange eingeführten Gebrauche der Disziplin (Mönchsgeißlung) unterwarf. — Einsmal wandt' er sich deswegen an den Erzbischoff Hanno von Köln. Dieser gab ihm einen sehr scharfen Verweiß über alles, was seiner Meinung nach an

der

der Regierung auszustellen war; verrichtete selbst die Disziplin an dem Kaiser, das heißt: der Erzbischof Hanno versetzte Heinrich III. nach den damaligen Begriffen des Priesterstolzes und der rohesten Barbarei des Zeitalters, die nachdrücklichsten, härtesten Geiselhiebe, und erlaubte ihm nicht eher die Krone aufzusetzen, als bis er 33 Pfund Silber mit eigener Hand unter die Armen ausgetheilt hatte. — Alles dies ließ sich der gute Kaiser gefallen. Nichts desto weniger erfrechten sich der Erzbischof Hanno und Pabst Gregor VII., von denen wir bald ein Mehreres vernehmen werden, zu sagen: „Die Kirche werde von den weltlichen Regenten mit Füssen getreten, und all ihre Ehre und Freiheit sey dahin!“

Für heute, meine Freunde! wollen wir es bei dieser kurzen Unterhaltung bewenden lassen, und ein Mehreres künftigen Sonntag vornehmen. Also gute Nacht.

Dritter Abend.

Willkommen, meine Freunde! Heute werden wir auf Manches stossen, das euch sehr unerwartet und unglaublich vorkommen wird. Fassen wir uns also!

Ihr wißt vom neulichen Sonntage her, daß nach Ableben Heinrichs III. sein Sohn Heinrich IV. erst sechs Jahre alt war. Von Natur hatte dieser junge Prinz vortreffliche Anlagen, die durch eine gute Erziehung zur schönsten Vollkommenheit hätten ausgebildet werden können. Leider aber fiel er, zum größten Unglück für sich und hunderttausende Unschuldiger, niederträchtigen und schändlich eigennützigen Erziehern in die Hände, wodurch er einer der allerunglücklichsten Monarchen wurde.

Anfangs befaßte sich die verwittibte Kaiserin Mutter Agnes, eine überaus kluge und vortreffliche Matrone, mit der Vormundschaft über ihren jungen Prinzen, und ließ sich, unter der Leitung des Bischofs Heinrichs von Augsburg, ungemein angelegen seyn, ihm eine für seine hohe Bestimmung würdige Erziehung zu geben. Aber eben dies war es im Grunde, was manchem Großen, und ganz vorzüglich dem größern Theile der Bischöfe am unerwünschtesten war und durchaus misfiel. Denn diese staatsklugen Herren waren einmal schon von jeher für den Grundsatz eingenommen: daß, je kurzsichtiger und blöder ein Regent ist, sie um desto eher und unangefochtener, durch allerhand Gauckeleien und frömmelndes Possenspiel, ihren Vortheil und ihr Privatintereſſe befördern könnten; indem ein blödsinniger Fürst diesen schlauen Füchsen in ihre Taschenspielerei zu sehen nicht versteht: und diejenigen, die es wirklich verstünden, haben sich ja genau in Acht zu nehmen, und weislich zu hüten, daß sie nichts über die andächtige Taschenspielereien dieser Hochwürdigsten Herren raisonniren, oder davon etwas rügen; wenn sie je nicht ihre Ruhe, und am Ende gar ihr ganzes zeit-

liches Glück auf's Spiel setzen wollen. — Genug! — Man schlug sich ordentlich um die Erziehung des Prinzen. — Indeß hielt es nicht so leicht, den jungen Heinrich von seiner Mutter zu trennen. Doch welche Klugheit und Vorsicht weiß sich vor boshaften Prieränken genug zu hüten und zu verwahren! — Der euch bereits bekannte Erzbischof Hanno von Köln wußte dafür bald ein Mittel ausfindig zu machen. Er und einige seiner Herren Kollegen, nebst mehrern Großen des Reiches, die seine treuen Handlanger waren, veranstalteten zu Kaiserswerth am Rhein ein prächtiges Gastmahl, wozu auch der junge Heinrich freundlichst und alleruntertänigst gebethen wurde. Nach gepflogener Tafel lud der Erzbischof Hanno den Prinzen auf einen Spaziergang längs des Rheinstrohms ein, um da ein erst kürzlich neu erbautes Schiff, an dem etwas ganz Besonderes und ausserordentlich Schönes zu sehen wäre, in Augenschein zu nehmen. — Kaum war der junge, treuherzige, arglose Heinrich im Schiffe, um die vorgeblichen Seltenheiten zu besehen, als er sich auf das schändlichste betrogen und verrathen sah. Die dazu schon bestellten und unterrichteten Schiffsleute ru-

ruderten mit ihm aus vollen Kräften an das jenseitige Ufer hinüber; und der niederträchtige Hanno schleppte ihn mit sich nach Köln.

Nun war also Heinrich in den Händen dieses wackern Erzbischofs, der sich jezt mit der Erziehung des Prinzen befaßte. — Ihr könnt euch, meine Freunde! leicht vorstellen, wie der strenge, unfreundliche Hanno mit dem jungen Heinrich verfahren seyn wird, da er seinem Vater, als regierenden Kaiser, so unsanft begegnete, und eigenhändig an ihm die Disziplin verrichtete, das heißt: nach damaliger Religionstollheit, heilige, aber recht derbe Geiselhiebe auf des Kaisers Rücken korporalmäßig aufzählte. — Es ergiebt sich also von selbst, daß der junge Heinrich einen solchen Hof- oder vielmehr Zuchtmeister, der ihn noch obendrein mit hinterlistiger Gewalt, gleich den Seelenverkäufern, geraubt hatte, auf's äusserste hassen mußte, und sich seiner zu erledigen getrachtet haben werde, wann und wie er nur immer konnte.

Nach längerer Zeit fand sich endlich sein Retter. Der Erzbischof Adelbert von Bremen war von jeher Hannos Mitbuhler wegen Erziehung des Prinzen, und hatte immer gesucht,

den

den jungen Heinrich aus den Händen seines kölnischen Nebenbuhlers zu reißen; dazu sich aber nie eine schickliche Gelegenheit darbiethen wollte. Nun fügte es sich einst, daß Hanno einer Pabstwahl wegen eine Reise nach Rom machte. Ungesäumt benutzt Adelbert diese erwünschte Gelegenheit; holt den Prinzen von Köln weg; und nimmt ihn mit sich nach Breinen.

Wir sehen also in diesen zween Erzbischöfen, im eigentlichsten Sinne, wahre Prinzenräuber, die es ordentlich darauf anlegten, und gegen einander mit geflissentlicher Anstrengung um die Wette stritten, wer den jungen Heinrich an Kopf und Herz mehr verderben, und für seine künftige hohe Bestimmung, ein großes, weitumfassendes Reich zu beherrschen, unfähiger machen könnte.

Freilich ward Heinrich mit dem Wechsel seines hofmeisterlichen Geschickes bald sehr zufrieden. Adelbert war fein, einschmeichelnd und leutselig. Es ist also von selbst begreiflich, wer von den zween Hofmeistern einem ehrbegierigen und feurigen Prinzen, wie Heinrich in zarter Jugend schon da und dort sich zeigte, am besten gefallen haben müsse. Nur ist zu bedauern, daß der neue erzbischöfliche

Hofmeister dem jugendlichen Leichtsinne Heinreichs freien Zügel und Zaum ließ, und manche Ausschweifungen weder rügte noch zweckmäßig ahndete. Dabei begieng Adelbert noch den unverzeihlichsten aller Fehler, daß er seinem Zöglinge die deutschen Fürsten immer als seine Feinde beschrieb; besonders aber die Sachsen als die geschworensten, unversöhnlichsten Widersacher ihm schilderte; und auf solche Art, ganz vorzugsweise gegen diese Letztern, eine stete Abneigung und einen fast unauslöschlichen Haß seinem jungen Herzen gleichsam auf immer einpflanzte.

In der Folge jedoch erkannte Heinrich diesen Fehler selbst, stimmte sein argwöhnisches, mistrauisches Betragen gegen die deutschen Fürsten ziemlich um, söhnte sich mit ihnen aus, und machte einen nach dem andern durch Versprechungen und Schankungen sich zu Freunden. Die Sachsen, die sich wegen einigen Bedrückungen, förmlich empört hatten, überwand er 1075 in einer großen Schlacht bei Langensalza, und zwang sie zur Unterwürfigkeit. Ueberhaupt gieng für Heinrich IV. bereits alles nach Wunsch; seine Regierung begann glücklich und ruhmvoll zu werden; und er hatte nichts we-

niger, als Ursache zu glauben, daß seine glücklichen Umstände sich so plötzlich ändern würden, und zwar von einer Seite, woher er es am wenigsten erwartet hätte.

Schlmstr. Nun! — Sie machen mich neugierig, Herr Pfarrer! Ich will doch nicht hoffen, daß der Pabst in Rom sich zum Gegner Heinrichs aufwarf!

Pfarrer. Niemand anderer. Der Pabst Gregor VII. ist es, der im Jahr 1073 zum Pabstthum gelangte, und der sein päbstliches Handwerk so treflich verstund, daß er mit einigen Worten mehr ausrichtete, als alle Feinde Heinrichs zusammen mit den Waffen in der Hand niemals vermochten.

Vorläufig müßt ihr wissen, daß schon die ersten fränkischen Könige, dann besonders Karl der Große und die folgenden deutschen Kaiser, zur Beförderung und Aufrechthaltung der christlichen Religion viele Bisthümer errichteten. Den Bischöfen wiesen vornehmlich die deutschen Kaiser beträchtliche Güter und große Strecken Landes, als Geschenke, zu ihrem reichlichen Unterhalt an; so daß sie nach und nach zu mächtigen Fürsten heranwuchsen. Dafür verlangten die Kaiser von denselben weiter nichts, als den

Eid der Treue und Ergebenheit; so zwar, daß sie bei Reichskriegen einen jedesmaligen Kaiser mit einer verhältnißmäßigen Anzahl bewaffneter Leute unterstützen mußten.

Schlmstr. Wohl! Das kömmt mir auch sehr einfach und begreiflich vor. Billiger und gerechter konnte wohl nichts seyn! Dagegen wird doch der Pabst nichts einzuwenden gehabt haben?

Pfarrer. Und doch. Eben daher nahm Gregor VII. Veranlassung, mit Kaiser Heinrich IV. sich zu überwerfen, und verboth ihm ohne weiters, für die Zukunft je wieder von den deutschen Bischöfen den Eid der Treue zu fordern.

Schlmstr. Aber um des gerechten Himmels willen! warum denn? Aus welchem Grunde konnte er so etwas dem Kaiser gleich so rund weg verbiethen?

Pfarrer. Ueber diesen Gegenstand müssen wir schon ein wenig weiter ausholen, und ihn etwas näher betrachten. Seht! wenn ein Bisthum durch Ableben eines Bischofs erledigt ward, ernannte allzeit der Kaiser an dessen Stelle einen andern. Bevor aber der Neuernannte seine bischöfliche Würde antretten, und

von den dazu gehörigen Gütern und Ländereien Besitz nehmen durfte, mußte er sich damit allererst vom Kaiser, durch Ansteckung des Ringes und Ueberreichung des Bischofstaabs, belehnen lassen; wo er dann dem Kaiser, als seinem Lehenherrn, Treue und Ergebenheit mit einem feierlichen Handschlag gelobte. — Dieß hieß man Investitur oder Installierung, Einsetzung. Darüber nun hielt sich Pabst Gregor so sehr auf, und führte als Ursache seiner Unzufriedenheit den nichtswürdigen Vorwand an: daß durch diese Investituren der Religion ein Nachtheil und Schimpf zugefügt werde. Anbei behauptete er, daß ein Bischof in keiner Hinsicht unter der weltlichen Macht stehe, auch von derselben, wegen was immer für einem Verbrechen, nie und in keinem Falle zu einer Verantwortung, am allerwenigsten zu je einer Strafe könne gezogen werden. Die Bischöfe, behauptete Gregor ferner, und die ganze übrige Geistlichkeit, seyen blos allein dem Pabste unterworfen, und über ihr ganzes Thun und Lassen nur ihm verantwortlich; blos ihm müßten sie unbedingten Gehorsam, und ausschlüßliche Treue und Ergebenheit schwören und halten.

Dem Pabste Gregor war es aber nichts weniger, als um die Religion zu thun. Auch blieb er bei der Behauptung: daß alle Bischöfe, nebst der übrigen Geistlichkeit, ihm unbedingte Unterwürfigkeit und Verantwortlichkeit schuldig seyen, nicht stehen. Gar bald rückte er mit einer ganz andern, zeither noch nie erhörten Sprache heraus, und stellte mit frecher, stirnloser Unverschämtheit den Grundsatz auf: daß alle Regenten dieser Erde seine Vasallen — Unterthanen, wären. —

Bauer. Ja ist denn das möglich? Auf solche Weise muß mir dieser Gregor doch ein recht sonderbarer Pabst gewesen seyn.

Pfarrer. Das war er auch. Damit ihr, meine Freunde! davon überzeugt seyn möget: wollen wir die eigenen Worte dieses seltsamen Pabstes vernehmen. Vom Kaiser schreibt er: „Heinrich soll hinfüro nicht mehr glauben: daß ihm die Kirche, wie eine Dienstmagd, unterwürfig sey; sondern daß sie ihm vorgesetzt ist als seine Gebietherin.“ — Und wohlgemerkt: daß Gregor dieß nicht blos von Religions- und eigentlichen Glaubens-Gegenständen meinte; sondern daß er es lediglich in Hinsicht der weltlichen Macht, und in allen

Staats-

Staatsbeziehungen durchaus wolle gemeint und verstanden haben: dieß bewieß er aus der heiligen Schrift auf die allersonderbarste Art, die sich nur denken läßt. Er sagt: „Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können: so müssen sie auch auf der Erde Kaiserthümer, Königreiche, Herzogthümer, Fürstenthümer, Markgrafschaften, Grafschaften und eines jeden Güter nach Verdienst nehmen und geben können. Und wenn die Apostel über das Geistliche als Richter bestellet sind: so müssen Sie es um so eher über das Weltliche seyn. Wenn die Apostel über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrschen, werden zu richten haben; um wie viel eher werden alsdann die Apostel über die Könige, die Knechte der Engel sind, ihr Urtheil sprechen können." — —

Schlmstr. Hilf Himmel! — — Das ist ja die Sprache eines vollkommen überspannten Tollhäuslers! — Ich möchte doch wissen, was die Apostel im Himmel mit den Kaiserthümern, Königreichen und Fürstenthümern dieser Erde zu thun haben sollten! — — Wahrlich! dieser Pabst muß eine besondere Methode zur Auslegung und Anwendung der hei-

ligen Schrift erfunden haben! Ich hab sie doch auch schon ein paarmal ganz und recht bedachtsam durchgelesen, und keine Silbe von all dem Geschwätze da gefunden. Am Ende möchte dieser Pabst vielleicht noch gar, im Namen der Apostel, das Kaiserthum und die Königreiche ausschlüßlich sich selbst zueignen!

Pfarrer. So ist es auch in der That, mein lieber Schulmeister! In allem Ernste machte Gregor ganz besondere Ansprüche auf alle damals bekannte europäische Königreiche. Höret nur, Freunde! und staunet! An die Spanier schreibt er: „Es wird euch bekannt seyn, daß das Königreich Spanien von alten Zeiten her ein Eigenthum des heiligen Petrus gewesen, und noch wirklich ist; wenn es auch gleich von den Heiden besessen wird" — (die Araber hatten es damals größtentheils durch Gewalt der Waffen sich unterwürfig gemacht) — „und es gehört Niemand anderm, als dem päbstlichen Stuhl allein. Dabei sollen sie (die Spanier) noch wissen, daß, wenn sie den Heiden Land wegnehmen wollen, ohne sich zur Bezahlung des dem heiligen Petrus schuldigen Zinses zu verstehen, er ihnen alle fernere Eroberungen verbiethen werde; indem die römische

Kir-

Kirche das Nemliche lieber von den Heiden, als von ihren Söhnen dulden wolle." — —

Nach Frankreich schickte dieser Gregor VII. folgendes Sendschreiben: „Einem jeden Franzosen muß man sagen, und unter wahrem Gehorsam befehlen, daß ein jedes Haus wenigstens einen Denar alle Jahre dem heiligen Petrus bezahle, wenn sie ihn als Vater und Oberhaupt auf die alte Art erkennen."

Dem König Salomon von Ungarn bedeutet er: „Von den Aeltesten deines Reichs kannst du es erfahren, daß das Königreich Ungarn der römischen Kirche angehört, welche es von dem König Stephan mit allen seinen Rechten geschenkt bekommen."

Den Sachsen macht er zu wissen: „Karl der Große habe Sachsen dem heiligen Petrus, durch dessen Beistand er es überwunden, geopfert."

Ueber alle dergleichen Ansprüche oder eigentlicher, Anmassungen, konnte freilich der gute Gregor keine Urkunden aufweisen, allein genug, wenn es ein Pabst sagt. — —

Was übrigens vollends das Kaiserthum betrifft, betrachtete es Gregor ohnehin als ein päbstliches Lehen: woraus ganz natürlich sich

die

die Folge von selbst ergab, daß es nach Absterben eines jedesmaligen Kaisers dem römischen Pabst als Eigenthum heimfallen mußte; daß er es sofort entweder für sich behalten, oder verleihen könnte, wem er wollte; und daß es nur eine besondere Begünstigung vom Pabst wäre, wenn er mit dem römisch-deutschen Kaiserthum einen Deutschen belehnte. —

Ich würde an kein Ende kommen, wenn ich alle Anmassungen dieses Pabstes euch aufzählen wollte. Kurz: meine Freunde! Gregor VII. war unerträglich stolz, heftig, aufgedunsen, unbiegsam, und bereit, einzelne Menschen sowohl, als ganze Nationen bis zur Zernichtung zu verfolgen; und eher alles zu Grunde gehen zu sehen, als seiner geistlichen Tirannei nur im geringsten Einhalt zu thun. Gegen die Deutschen brütete er, nach alter wälscher Sitte, stets einen unversöhnlichen Haß und Groll. Noch ehe er Pabst ward, ließ er sich öfters die Drohung entfahren: „Er wolle diese Nation, wenn er einmal Pabst sey, schon bändigen, und ihren Hochmuth gewiß nachdrücklich demüthigen und exemplarisch züchtigen.“ — Er hielt Wort!

Schlmstr.

Schlmstr. Das ist mir nun aber doch unbegreiflich, wie der Kaiser diese Pastwahl gutheißen, und diesen tollen Gregor VII. in seiner Würde bestättigen konnte, da seine gehäßigen Gesinnungen gegen die Deutschen bereits schon vorher nicht unbekannt waren?

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! dieser schlaue Wälsche verstund sich trefflich auf die Schlangenkunst, die arglosen Deutschen zu hinterlisten. Freilich waren die Deutschen, vornehmlich die Bischöfe, von seiner übermüthigen, hochtrabenden und insolenten Gemüthsart schon vorlängst, als er noch Archidiakon der römischen Kirche, oder ein mächtiger und ansehnlicher Beamter derselben war, ganz überzeugt; daher machten sie den Kaiser aufmerksam, und drangen in ihn, daß er diese Pabstwahl, die ohnehin gegen alle eidliche Verträge, ohne sein Vorwissen und Gutheissen geschehen wäre, als ungiltig und nichtig erklären sollte. Heinrich fertigte sogleich eine ausserordentliche Gesandschaft nach Rom, um die Römer zur Rede zu stellen: warum sie wider den hergebrachten Gebrauch voriger Zeiten, und gegen alle eidlichen Verträge eigenmächtig einen Pabst gewählt hätten. Zugleich ward Gregor zur

Ver=

Verantwortung vorgefordert, daß er ohne Einwilligung und Genehmigung des Kaisers den Stuhl Petri bestiegen habe. Und nun seht! der schlaue, heimtückische Gregor entschuldigte sich ganz demüthig damit, daß ihn das Volk genöthiget habe, Pabst zu werden. Indeß habe man ihn aber gleichwohl noch nicht dahin vermögen können, vom päbstlichen Stuhle wirklichen Besitz zu nehmen; bevor er nicht die Bestättigung hierüber von Kaiser und Reich erhalten hätte. Mit diesem verschrobenen Fuchskomplimente ließen sich die redlichen geraden Deutschen abspeisen, und der arglose Heinrich erkannte und bestättigte Gregor VII. als Pabst.

Jetzt erst, meine Freunde! als er in seinem päbstlichen Neste fest zu sitzen glaubte, zog Gregor solche Saiten auf, und stimmte solche widrig tönende Lieder an, die wir bereits schon zum Eckel genug gehört haben. Uebrigens nahm es der staatskluge Pabst mit den übrigen Monarchen wegen dem, was wir oben vernommen, nicht so genau. Nur gegen Kaiser Heinrich, der sich seines Investiturrechts gleich so gutwillig zu begeben, nicht entschliessen wollte, faßte er die unersättlichste Rache,

und

und beschloß dessen Untergang und Verderben. Er wußte wohl, daß ihm dies ein Leichtes seyn werde, da mehrere deutsche Fürsten mit ihrem Oberhaupte noch stets in einer gewissen mistrauischen Gespanntheit lebten. Um sein Satanswerk nur recht bald und mit schrecklichem Nachdrucke vollführen zu können, both sich ihm sogleich die allererwünschteste Gelegenheit dar. Heinrich bekam mit den Sachsen, die er kaum durch die oben erwähnte Schlacht gedemüthiget hatte, die Hände wieder voll zu thun.

Heinrich hatte nehmlich nach dem großen Treffen bei dem Städtchen Langensalza, um die Sachsen fernerhin im Respekt und Gehorsam zu erhalten, mehrere feste Schlösser in ihrem Lande errichten lassen. Die Kommandanten und Besatzungen darin erlaubten sich in den benachbarten Gegenden umher manche Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, so daß endlich die Sachsen neuerdings schwierig wurden, über diese Schlösser herfielen, viele davon erstürmten und zerstörten. Mit den Waffen in der Hand forderten sie vom Kaiser, daß er alle noch vorhandene Schlösser und Festungen vollends sollte niederreissen und schleifen lassen. Heinrich, um das fernere Blutvergiessen zu

vermeiden, ließ es geschehen; nur die einzige Festung Harzburg sollte davon ausgenommen seyn, weil sie zur allgemeinen Sicherheit des Reichs von ihm wäre erbauet worden. Allein die Sachsen berücksichtigten das nicht, und bald waren alle Festungswerke niedergeworfen. Nun hatte Heinrich in Harzburg eine prächtige Kollegiatkirche herstellen, und seinen Bruder und einen Sohn von ihm darin begraben lassen; und diese Kirche wenigstens sollte von der Zerstörung verschont bleiben. Aber nichts! Die übermüthigen Sachsen kehrten sich nicht daran; sie rissen alles nieder, Kirchen, Häuser und Mauern; sie entheiligten und schändeten Altäre, Reliquien und Kirchengeräthe, sogar der Gräber und Todtengebeine schonten sie nicht. — Von nun an grub sich in Heinrichs Seele der unversöhnlichste Groll gegen die Sachsen tief ein. Er schwur diesen Kirchen- und Heiligthumsschändern blutige Rache.

Dies war eben der so sehnlich gewünschte Zeitpunkt, auf den Gregor schon lange harrte. Jetzt begann er seiner bisher noch zurückgehaltenen Rachsucht vollen Ausbruch zu lassen. Zuförderst zitirte er 1076 den Kaiser nach Rom vor seinen Richterstuhl, sich da zu verantworten:

ten: warum er mit den deutschen Fürsten, vornehmlich aber mit den Sachsen, immer im Unfrieden und Zwietracht lebe. Im Falle des Nichterscheinens werde ihn der päbstliche Bannfluch treffen.

Schlmstr. Ei, ei! Dieser Gregor scheinet mir ein recht gestrenger Herr Richter zu seyn. Allererst sucht er mit dem Kaiser wegen der Investitur geflissentliche Meutereien, und jetzt fordert er ihn gar vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung: warum er seine ungehorsamen Unterthanen, die muthwilligen Sachsen, nicht nach Willkühr schalten und walten lasse! — Wahrlich! das ist mir ein seltsamer Rechtsgang!! Heinrich wird sich doch hoffentlich vor dem Pabst nicht gestellt haben?

Pfarrer. Durch solch ein freches, zeither noch nie erhörtes Ansinnen ward Heinrich äusserst aufgebracht. Des nehmlichen Augenblicks faßte er den Entschluß, diesen übermüthigen Pabst abzusetzen. Denn hatte sein Vater mit drei Päbsten auf einmal fertig werden können: so glaubte er um so leichter über Einen Meister zu werden. Er berief daher die deutschen Bischöfe nach Worms auf ein Konzilium. Alle wurden darin einig, daß Gre-

gor VII. durch sein insolentes, ärgerliches Unruh erregendes Betragen sich des Pabstthums unwürdig und verlustig gemacht habe: und kündigten ihm den Gehorsam auf. Sofort setzten sie alles, was auf dem Konzilium vorgegangen und beschlossen worden, schriftlich auf, und fertigten das hierüber verfaßte, von allen anwesenden Bischöfen unterzeichnete, Instrument unverweilt an den Pabst nach Rom. Heinrich schickte sich an, das kommende Jahr mit einer gemessenen Heeresmacht selbst nach Italien zu gehen, um die beschlossene Absezzung des Pabstes zu bewerkstelligen und geltend zu machen. Daß er wirklich in Italien anlangte, darin hielt er Wort. Welch' klägliche Rolle aber da Heinrich zu spielen, vom Pabste gezwungen wurde — das werden wir bald sehen.

Gregor hatte kaum vernommen, was zu Worms wider ihn vorgieng, als er nach Rom gleichfalls ein Konzilium ankündigte. Anstatt nun den Kaiser blos, wie er kurz zuvor gedrohet hatte, zu exkommuniziren, that er jetzt folgenden Ausspruch: „Von Seiten des allmächtigen Gottes untersage ich Gregor „VII. Pabst zu Rom, dem König Hein-

„rich,

„rich, dem Sohn des Kaisers Heinrich, der „sich gegen die Kirche mit einem unerhörten „Hochmuth aufgelehnt hat, die Regierung des „deutschen und italienischen Reichs, und spre„che alle Christen von dem Eide los, den sie „ihm geleistet haben, oder noch leisten werden, „und verbiethe hiemit, daß ihm Niemand als „seinem König diene oder gehorche; und an„statt des heiligen Petrus belege ich ihn mit „dem Bannfluche, und zwar so, daß alle Völ„ker es wissen und erfahren sollen, daß Petrus „der Fels sey, auf den der Sohn Gottes sei„ne Kirche gebauet hat.“

Bauer. Ach Gott! mein bisgen Verstand steht mir vollends still! Das ist doch ein für allemal zu arg, die Unterthanen nicht nur vom Eid der Treue lossprechen; sonderu ihnen noch gar den Gehorsam gegen den Kaiser verbiethen! Nein, das ist zu arg!! — Das heißt nun ja doch nichts anders, als Unruh und Rebellion gegen den rechtmäßigen Landesfürsten predigen!!! Man sagt doch sonst: der Pabst sei der Statthalter Christi auf Erden. Aber bei einem solchen Verhalten weiß ich wahrhaftig nicht, was ich von diesem Pabst Gregor denken, oder aus ihm machen soll. —

Pfarrer. Mein lieber Kirchenbauer! mir geht es selbst nicht anders. Unsere Theologen, die sogenannten Gottesgelehrten, vorzüglich die Kanonisten, oder Lehrer des geistlichen Rechtes haben zeither den Pabst auf die allerhöchste Macht- und Ehrenstuffe erhoben, und ihn zunächst an die Seite Gottes hinpostirt; so zwar, daß sie ihm den Titel eines Statthalters Christi beigelegt zu haben, sich noch nicht begnügten; sondern sie nannten ihn im Verfolge wohl gar einen Unter- oder Nebengott (Vice-Deus), vornehmlich die Mönchstheologen und Kanonisten. *) So übertrieben, misverständlich und vieldeutig mir derlei Ehrentitel scheinen: so nehme ich eben darum aus Furcht-

*) Wirklich soll vor noch nicht gar vielen Jahren, dazu, daß der Pabst Vize-Gott sey, im Kloster S... eine öffentliche und feierliche Disputation, unter Paucken- und Trompetenschall, eröffnet und gehalten worden seyn! Dieses Kloster gehört jetzt dem protestantischen Kurfürsten von Baden. Ob diese Mönche wohl auch jetzt noch eine so sehr exaltirte Disputation halten würden? — Denn bekanntlich betrachten die Protestanten den Pabst gar nicht als einen Vize-Gott.

Furchtsamkeit, so Manche dieser Herren vor den Kopf zu stossen, einen Anstand, eine Untersuchung darüber anzustellen, und dem Pabst einen dem Anscheine nach geringern, aber im Grunde desto angemessenern und zugleich zweckmäßigern Ehrentitel beizulegen!

Schlmstr. Ja! erlauben Sie, das glaub' ich auch recht gern. Denn sich in eine Untersuchung über die Natur und Wesenheit eines Vizegottes einzulassen, das mag mir freilich eine sehr schwierige und höchst bedenkliche Sache seyn. — Dem allen sey nun aber, wie ihm wolle, so bin ich der unmaßgeblichen Meinung: daß man solche Statthalter Christi, wie schon Pabst Johann VIII. gegen Karl den Dicken; Stephan VI. gegen Kaiser Arnulf; Johann XII. gegen Otto I. sich betrugen: und wie jetzt noch vollends Gregor VII. gegen Kaiser Heinrich IV. so wild empörend verfährt, und selbst Aufruhr wider ihn predigt — ja wahrlich! da bin ich der unmaßgeblichen Meinung: daß man solche Statthalter Christi wohl leicht für immer hätte entbehren können, und sie schon längst ohne weiters hätte abdanken sollen; denn dergleichen Unwesen kann doch sicherlich das Geschäft und

die Bestimmung eines Statthalters Christi unmöglich seyn, also — —

Pfarrer. Ein wenig sachte mit seinem Also. Hör' er, Schulmeister! hierin ist er einer zu gewagten, und wirklich irrigen Meinung. Er will da, wie man zu sagen pflegt, das Bad sammt dem Kinde ausschütten; und das ist nie und in keinem Falle gangbar. Es ist wahr, ein Pabst, der sich so weit vergeht, und wilde, empörende Handlungen gegen weltliche Regenten sich erlaubt, der vergißt seine Bestimmuug, er überspringt ganz die Grenzen seines Wirkungskreises, und verdient eben darum den lauten Tadel und die unverhaltene Geringschätzung der ganzen Welt. Indeß ist der Pabst, in Hinsicht seiner eigentlichen Bestimmung, auch rücksichtlich auf den Staat, wirklich nothwendiger, als mancher sich vorstellen mag, er mag hernach einen Namen und Ehrentitel führen, welchen er wolle. Hierüber, mein lieber Schulmeister! will ich jetzt, gleichsam durch seine gewagte Meinung aufgefordert, so gut es mir im Vorbeigehen meiner gegenwärtigen Erzählung möglich ist, eine nur ganz kurze Betrachtung und Unter-

su-

suchung anstellen, um euch die Sache etwas einleuchtender zu machen. — Also:

Kirchenbauer! sagt mir: was glaubt ihr, worin beiläufig das Geschäft und die Bestimmung des Pabstes bestehen möge?

Bauer. Je nun! ich denke eben, in dem, damit er genaue Obsorge und Aufsicht trage dafür, daß den Gläubigen das Evangelium — nemlich die Lehre Jesu stetsfort unverfälscht verkündet und eingeprägt werde, damit so die Christen ihren Lebenswandel darnach einrichten, mit ihrem Stande und Beruf froh, vergnügt, zufrieden und schon hier glücklich leben, und dann so den Weg zum künftigen sich bahnen und nicht verfehlen sollen.

Pfarrer. Schön und treffend habt ihr geantwortet. Nach dieser mit hinlänglicher Bestimmtheit beantworteten Frage, könnte man also, ohne Nachtheil und Befährdung, dem römischen Pabste nicht unschicklich den gewiß noch hinlänglich erhabenen Titel: „Erster Religionsdiener — erster Volkslehrer" beilegen. Dieser Titel bestimmte, meines Erachtens, den eigentlichen Wirkungskreis eines Pabstes, und mitunter auch das

Verhältniß desselben zu einem jedesmaligen Landesherrn, gewiß genauer, als der zeither oft so sehr misgegriffene Titel eines Statthalters Christi oder gar — Vizegottes. Zur begreiflichern Berichtigung dessen wollen wir ein wenig weiter ausholen.

Nicht wahr? einen Landesfürsten heißt man gewöhnlich den Vater seiner Unterthanen? Und das mit Recht. Denn er befördert durch zweckmäßige Vorkehrungen, durch weise, heilsame Anstalten und Verordnungen die Wohlfahrt des einzelnen Bürgers und Landmannes, und somit auch das allgemeine Beste des Staates; und ist also ein wahrer Vater seiner Unterthanen.

Da nun so viele tausend Unterthanen zusammen eine große Gesellschaft — eine eigentliche Staatsfamilie bilden, in der aber die Verhältnisse und das wechselseitige Interesse der einzelnen Glieder untereinander gar oft in einen nachtheiligen Verstoß und feindseligen Widerstreit verflochten werden können; so daß Einer den Andern zu bevortheilen, zu hinterlisten, wohl auch zu unterdrücken und gar gänzlich zu verderben trachtet: so fordert es auch wieder das Wohl des Einzelnen so-

wohl, als des ganzen Staates, daß der Regent — als Vater der Staatsfamilie, seine heilsamen Verordnungen und väterlichen Vorkehrungen mit zweckmäßigen Gesetzen begleite, das heißt: über die Ungehorsamen und Frevler angemessene Strafen verhänge, den Redlichen, Gutgesinnten und Folgsamen aber gesetzliche Belohnung und seine landesväterliche Huld angedeihen lasse.

Weil aber die Menschen einmal schon so genaturt, oder vielmehr verartet sind, *) daß sie

---

*) Daß der Mensch gleich von der Geburt [her mehr Anlage zum Bösen als zum Guten habe, davon kann ich mich schwer überzeugen. Lieber möcht' ich das Gegentheil glauben. Man gebe dem Kinde eine vernünftige Privaterziehung — und dem werdenden Menschen eine weise, zweckmäßige Staatserziehung: gewiß es wird ein guter Bürger — ein rechtschaffener Unterthan — ein nützliches Glied in der Staatsfamilie seyn. Ich bin der Meinung: man müsse das sogenannte Grund- oder angebohrne Böse im Menschen immer nur in einer schiefen, oft so unvernünftigen Erziehungsmethode suchen.

Unbeschadet der Lehre von der lieben Erbsünde (?!) sey dies gesagt.

sie immer eher zum Bösen als zum Guten sich hinneigen, ihren Eigennutz, ihre Habsucht, kurz, ihr persönliches Interesse, der allgemeinen Wohlfahrt vorziehen; so zwar, daß, ungeachtet der strengsten Gesetze, die Welt bald zu einer Mörderhöle, zu einem Scheusal aller Laster werden würde: so muß die Religion mit ihrem göttlichen Ansehen ins Mittel treten. — Das heißt nun: „Kein Staat kann ohne Religion bestehen.“ —

Die Religion also handhabt und heiliget (sanktionirt) eigentlich erst die landesherrlichen Gesetze. Die Religion sagt uns nemlich, daß die höchste Obrigkeit — der Landesfürst, von Gott gesetzt und verordnet ist, und daß wir nicht allein um der zeitlichen Strafe, sondern mehr um des Gewissens willen gehorchen müssen — weil uns der göttliche Befehl bei Verlust der ewigen Belohnung dazu verbindet.

Wir sollen und müssen also ruhige Bürger, gute, rechtschaffene Unterthanen, nützliche Glieder der Gesellschaft, mit einem Worte: wir müssen gutgesinnte, folgsame und getreue Kinder in der Staatsfamilie seyn, damit wir so auch desto sicherer würdige, und unserm lieben

Gott

Gott gefällige Kinder werden. Dieß ist die Lehre — die Religion, welche der göttliche Heiland allen Völkern der Erde zu verkünden, seinen Aposteln so nachdrücklich empfohlen hat.

Nun da die Päbste und Bischöfe behaupten, daß sie Nachfolger der Apostel sind; so liegt ihnen das große, erhabene Berufsgeschäft ob, diese Lehre — diese Jesusreligion, nach dem Muster der Apostel, mit Sanftmuth, mit liebreichem und überzeugendem Ernste stets fort zu verkünden, zu erklären und einzuprägen; überhaupt den Christen, als so vielen Kindern einer und derselben großen Staatsfamilie, eine erleuchtete Verstandes- und rechtschaffene, sittliche und religiöse Herzensbildung beizubringen.

Da übrigens, wie die Theologen nach dem Schrifttexte des Evangelisten Johannes (Kap. 21, V. 17.) lehren, Christus vor seinem Hingange zum Vater, an seiner Statt, dem Petrus die Aufsicht und Leitung der übrigen Apostel eingeräumt (?!) habe, und der römische Pabst der unmittelbare Nachfolger des heiligen Petrus seyn soll: so mag meinetwegen der Pabst der Statthalter Christi auf Erden seyn, oder im Bezuge aufs Obige, eigent-

gentlicher gesagt: „Der Pabst ist nichts mehr und nichts weniger — als erster Religionsdiener — erster Volkslehrer. — — Als solcher hat er gemeinschaftlich mit den übrigen Religionsdienern und Volkslehrern — mit den Bischöfen und Pfarrern über die Reinheit der christlichen Lehre zu wachen, und auf derselben Verkündung und Beobachtung zu halten und zu sorgen; sich aber dabey nicht im geringsten um weltliche Angelegenheiten anzunehmen, viel minder in landesherrliche Verordnungen und Staatsgeschäfte der Regenten sich einzumengen. Zu dem Ende soll ein jedesmaliger Pabst den göttlichen Erlöser, dessen Statthalter er seyn will, sich zum Muster nehmen, der die zween Brüder, als sie ihn um seine Entscheidung wegen ihrer Erbschaftsstreitigkeit ersuchten, sogleich ohne weiters abfertigte, mit den Worten: „Wer hat mich zum Richter oder Schiedsmann über euch gesetzt!“ (Luk. 12. Kap.) Doch davon genug! Wir wollen jetzt in unserer Erzählung weiter fortfahren.

Der Pabst Gregor hatte nun also über Kaiser Heinrich den fürchterlichsten Bannfluch, der zeither noch nie erhört ward, ausgesprochen.

Bauer. Erlauben Sie, hatte dieser Bannfluch für den Kaiser vielleicht schlimme Folgen?

Pfarrer. O, die allerschlimmsten! Die Sachsen vernahmen den Bannfluch mit Entzücken. Sie waren ja jetzt von allem dem Kaiser schuldigen Gehorsam förmlich freigesprochen; und konnten also ihren frevelhaften Muthwillen an Heinrich vollends recht zügellos und nach Satanslust abkühlen. Dagegen war aber Niemand mehr betroffen, schüchterner und muthloser gemacht, als die deutschen Bischöfe. Denn da sich Gregor, dieser brausende, fürchterliche Schreckensmann, erkühnte, einem rechtmäßigen Kaiser sein Reich gleich so geradezu abzusprechen; um wie vielmehr mußten sie befürchten, daß wegen ihrem Verfahren auf dem Konzilium zu Worms, nun auch die Reihe der Züchtigung an sie springen werde. Schon zitterten fast alle für ihre Inseln und Bisthümer; um so mehr, da Gregor ein Jahr zuvor den Bischof Hermann von Bamberg eigenmächtig abgesetzt hatte. Die mehrsten suchten daher, was in derlei Fällen etwas Gewöhnliches ist, sich mit dem Pabst auszusöhnen. Einige jedoch, über die Gregor den Bannfluch auch schon ausgesprochen hatten, widersetzten sich seiner päbstli-

lichen Tirannei, und behaupteten: die Exkommunikation sey ganz ungültig und gesetzwidrig, indem man sie weder gehört, noch eines Verbrechens überwiesen habe.

Indessen kündeten beinahe alle Fürsten und Bischöfe, welche letztere es ohnehin nie aufrichtig meinten, dem Kaiser Gehorsam und Treue auf, mit der Bedrohung: daß, wenn er innerhalb Jahresfrist mit dem Pabst sich nicht werde versöhnt haben, und vom Kirchenbanne losgesprochen seyn, sie einen andern zum Kaiser wählen würden.

Heinrich, von Jedermann verlassen, war nun in der unglücklichsten Lage. Die wenigen Bischöfe und Großen, die es noch aufrichtig mit ihm hielten, konnten und durften sich nicht rühren. In solch einem traurigen Zustande nahm Heinrich seine Zuflucht zu einem Entschluß, den ihm nur die Verzweiflung eingeben und abnöthigen konnte; den er aber, so erniedrigend und empörend er war, dennoch mit einer erstaunenswürdigen Hingebung — und mit heroischer Besiegung ungeheurer Hindernisse ausführte. Unverzüglich traf er Anstalten, selbst persönlich, mit einem ganz kleinen Gefolge, zum Pabst nach Italien zu gehen, um seiner

Ex-

Exkommunikation los zu werden, es möge kosten, was es wolle. Jetzt zeigten sich aber die Fürsten schon in ihrer treulosen, häßlichen Gestalt. Sie verlegten ihm alle Pässe nach Italien. Gleichwohl wußte Heinrich über Savojen dahin zu entkommen. Da es eben Winter war; so war die Reise über die steilen Gebürge eine der beschwerlichsten, die man sich kaum denken kann. Die Kaiserin, die aus zärtlicher Liebe von ihrem Heinrich sich nicht trennen wollte, mußte, in eine Ochsenhaut gewickelt, von den schreckbaren, mit Schnee und Eis bedeckten Bergen herabgeschleift werden.— Nach einer so gefährlichen, schreckenvollen Gebürgsreise traf der Kaiser den Pabst Gregor zu Kanossa, einem festen Schlosse, das einer gewissen vornehmen Dame Mathild gehörte, und mit der der Pabst einen ziemlich vertraulichen Umgang gepflogen haben soll — —

Heinrich wandte sich, ganz natürlich! zuerst an diese Prinzessin, die ohnehin eine nahe Anverwandte zu ihm war, und ersuchte sie, beim Pabst wegen seiner Lossprechung vom Banne, ihr mächtiges Fürwort für ihn einzulegen. Mathild sicherte ihm dies zu. Sohin ließ endlich Gregor geschehen, daß man den

Kai=

Kaiser zu Kanossa einlassen sollte; jedoch nicht anders, als in der Kleidung eines öffentlichen Büssers, das ist: in einem wollenen Hemde und mit blossen Füssen. — Um einem etwa zu befürchtenden Auflaufe vorzubeugen, wurden die Thore sorgfältig geschlossen.

Kaiser Heinrich mußte nun drei volle Tage und drei lange Nächte, seines kaiserlichen Schmuckes beraubt, baarfuß und ohne Speiß und Trank, in ein rauhes härenes Hemd gewickelt, mit entblößtem Haupte, bei der strengsten Winterkälte, im Vorhofe des Schlosses stehen, ohne zu wissen, was der heilige Vater Pabst nun weiter über ihn verhängen würde. — Der schreckliche Gregor sah den unglücklichen, tiefgebeugten Kaiser verlassen stehen — und weidete sich so recht nach Herzensluft an seiner Schmach. — Alles im Schlosse ward durch den Anblick Heinrichs von innigstem Mitleid gerührt: nur der heilige Vater nicht. Alle Anwesende sagten dem harten Gregor ins Gesicht: „Sein Betragen sehe eher einer tirannischen Wildheit und Grausamkeit, als einer apostolischen Ernsthaftigkeit gleich.“ Mathilde selbst bath am Ende auf den Knieen und

mit

mit heißen Thränen den Pabst: er möchte sich doch einmal erweichen lassen, und sich über den unglücklichen Kaiser erbarmen.

Schlmstr. Ach Gott! Herr Pfarrer! ich bitte, halten Sie inne — hören Sie auf — Ich kann nicht mehr — — Ich muß weinen — — — Beim Himmel! so manche Leute schwätzen immer ein Langes und Breites: wie schlimm der Antichrist einst auf der Welt hausen werde! Aber bei meiner armen Seele! dem mag seyn, wie ihm wolle; so kann der Antichrist dem verworfensten, gottlosesten Bösewicht nicht so schlimm mitspielen, als dieser fürchterliche Pabst dem unglücklichen Kaiser Heinrich mitspielt. — Und dieser Gregor soll der Statthalter Christi seyn? — ! — Ach Gott! der gute, göttliche Jesus gab den Aposteln so oft seinen Frieden, den er mit auf die Welt brachte, und empfahl ihnen so nachdrücklich, diesen göttlichen, himmlischen Frieden allen Menschen und allen Völkern der Erde zu verkündigen; und dieser Gregor predigt und stiftet Zwiespalt, Unruh, Aufruhr, Jammer, Elend und Mord: welche schreckliche Uebel ich nur zu sehr fürchte, daß sie bald über Deutschland hereinbrechen werden! — O Statthalter Christi!!!

Bauer. Mein Gott! dieses Verfahren des Pabstes wider Heinrich ist doch wahrlich zu arg! O, dieser Gregor ist seinem Herrn und Kaiser wohl schon sehr über den Kopf gewachsen! — Heinrich wird doch nach einer so entsetzlichen Demüthigung vom Kirchenbanne losgesprochen worden seyn?

Pfarrer. Endlich ja! Der Pabst konnte den zärtlichen Thränen seiner theuren Mathilde nicht ferner mehr widerstehen. — — Am vierten Tag ließ er den Kaiser vor sich, und sprach ihn vom Bannfluche frei; jedoch nur unter der Bedingniß: daß er sich einstweilen, bis auf ein Weiteres, aller königlichen Ehrenzeichen entschlagen; keine landesherrliche Gewalt ausüben; keine Reichseinkünfte beziehen; seine Unterthanen von dem Eide ihrer Pflicht und ihres Gehorsams als entledigt halten; überhaupt sein ferneres Schicksal ganz dem Pabste zur weitern Verfügung heimstellen und überlassen; und wenn er dann für gut erachten werde, ihn als Kaiser zu bestättigen, worüber er sich mit den Reichsfürsten noch vorher besprechen wolle, er ihm dann in Allem unbedingten Gehorsam leisten sollte; und wofern er nur das Geringste davon vernachläßige: soll er alsogleich

wie-

wieder ohne weiters auf der Stelle als ein Exkommunizirter zu betrachten und zu behandeln seyn.

Schlmstr. Unvergleichlich! Das sind ja Bedingungen, die der Kaiser, wenn er nur ein Quintlein Ehrgefühl und Muth besaß, unmöglich halten konnte!

Pfarrer. Das war es eben, was der Pabst selbst beabsichtete. Zu den sächsischen Gesandten, welche die Lossprechung des Kaisers auf alle mögliche Weise zu hintertreiben suchten, sagte er: „Seid nur ohne Sorgen; ich geb' ihn euch zurück schuldiger, als er zuvor war."

Nun waren aber die Italiäner, vorzüglich die Bischöfe, sehr unzufrieden und misvergnügt mit dem Kaiser, und verargten ihm sehr, daß er sich mit einem so ruchlosen Pabst, wie Gregor, ausgesöhnt und von der Exkommunikation habe freisprechen lassen. Ihr müßt wissen, meine Freunde! daß Gregor in Italien ebenfalls herrisch, übermüthig und tirannisch verfuhr, und eben solche empörende Meutereien anzuzetteln bemühet war, wie in Deutschland. Die Großen Italiens erbothen sich daher, dem Kaiser mit Truppen beizustehen, selbst mit ihm

auf Rom loszumarschiren, und den Pabst, der ein Todtschläger, ein Ehebrecher, und der unverschämteste Bösewicht sey, mit Gewalt abzusetzen, und einen andern zu wählen. Allein Heinrich, der von seinen Vorfahren her wußte, wie wenig man sich auf die Treue der Wälschen verlassen dürfe, lehnte dieses Anerbiethen von sich; wußte sie aber indeß doch zu beruhigen, und für sich in günstiger Laune zu erhalten.

In der Zwischenzeit, da Heinrich etwas länger in Italien verweilte, hatten mehrere treulose Fürsten in Deutschland, des Pabstes blinde Kreaturen, vornehmlich die Sachsen, den Herzog Rudolph von Schwaben zum Kaiser erwählt. Auf dieses kehrte Heinrich eilends nach Deutschland zurück; wo dann alle seine vormaligen Freunde, die sich vom ersten blinden Schrecken wegen der zeither nie erhörten Exkommunikation erholt hatten, sich bei ihm einfanden; mit deren Hilfe er seinen Gegner, den Afterkaiser Rudolph aus Schwaben bis nach Sachsen jagte, und auch da eine ziemliche Niederlage ihm beibrachte.

Da Heinrich auf solche Art, wider alles Vermuthen Gregors, sich erholt und zu er-

neuerten Kräften erschwungen hatte: hielt sich der römische Schlaukopf ganz stille und ruhig, und sah nur zu, auf welche Seite sich das Glück am Ende vollends wenden würde. Die Sachsen machten ihm deswegen die bittersten Vorwürfe. Laut und öffentlich sagten sie ihm: „Erst habe er sie wider Heinrich aufgewiegelt, und jetzt lasse er sie durch sein unthätiges Verhalten im Stiche.“ —

Das folgende Jahr 1080 mußte Heinrich seinen Gegner Rudolph, der die rebellischen Sachsen anführte, in einer unglücklichen Schlacht weichen und ihm das Feld überlassen. Dies war jetzt wieder der erwünschte Zeitpunkt, auf den Gregor schon lange mit größter Ungeduld gepaßt hatte. Jetzt streckte er sein Haupt neuerdings empor, exkommunizirte den Kaiser abermals, aus dem hochwichtigen Grunde, den er selbst unverschämt genug anführte, mit den ausdrücklichen Worten: „Er habe keinem Theile vor der Hand seine Gunst und seinen Beistand gewähren wollen, als bis es sich endlich zeigte, auf welche Seite der Sieg — als das Zeichen der gerechten Sache, sich geneigt habe.“

Schulmeister. Das ist mir doch in der That ein unbegreiflicher Pabst! Also weil Heinrich diesmal den Kürzern zog, mußte er sein Recht zum Kaiserthron seinem Gegner abtreten und einräumen? —, Ei du lieber Gott! was hat doch dieser Pabst für sonderbare Begriffe von der gerechten Sache! Wußte er denn diesmal, wenigstens so nebenher, keine trifftigere Ursache zur Beschönigung seines Bannfluches anzugeben?

Pfarrer. O freilich! Dazu hat ein Pabst immer Erfindungsgeist genug! Ihr wißt ja, Freunde! unter was für harten Bedingungen Heinrich zu Kanossa vom Kirchenbanne freigesprochen ward, die er unmöglich erfüllen konnte; worauf aber auch Gregor schon zum voraus seine Berechnung gemacht hatte. Darum giebt er jetzt noch als Hauptursache seiner Exkommunizirung an und sagt: „Nachdem Heinrich sich nicht gescheuet, ungehorsam zu seyn; so exkommunizire ich ihn hiemit, und untersage ihm aufs neue das deutsche und italienische Reich, nehme ihm alle Gewalt und königliche Würde, und verbiethe, daß je ein Christ ihm als einen König gehorche; auch zähle ich alle von ihrem Eide los, den sie

ihm

ihm als König geschworen haben, oder noch schwören werden. Ferner soll Heinrich mit allen seinen Anhängern in den Gefechten keine Kräfte mehr haben, und nie in seinem Leben einen Sieg davon tragen. Damit aber Rudolph das Reich regieren und beschützen möge; so ertheile ich allen, die ihm treu und ergeben seyn werden, Nachlaß ihrer Sünden und den apostolischen Segen.“ — — Man will sogar behaupten: Gregor habe prophezeiht, Heinrich werde dieses Jahr noch sterben; welches aber gleichwohl nicht zutraf.

Schlmstr. Das aber vielleicht doch würde zugetroffen haben, hätte er ihn nur noch einmal in das feste Schloß zu Kanossa hineingekriegt; davor wird sich aber Heinrich das zweitemal wohl gehütet haben?

Pfarrer. Um übrigens dem von ihm neugemachten Kaiser seine hohe Gnade und heiligväterliche Gewogenheit vollends recht im Uebermaaße zu beweisen: sendete Gregor dem Rudolph eine kostbare goldene Krone mit einer in elend lateinischen Versen, verfaßten Inschrift: „zu deutsch:“ „Christus hat den Petrus den Felsen (die römische Kirche), und Petrus dem Rudolph die Kaiserkrone übergeben.“ Doch

man hatte sich allmählig an derlei hochtrabendes Geschwätz, und an diese nichtswürdige päbstlichen Possen schon so gewöhnt, daß sie keinen besonders nachtheiligen Eindruck mehr machten. Nur manche ehrvergessene und gesetzlose Tumultuanten, die bei dergleichen Verwirrungen sich unabhängig machen, oder wenigstens ihren schändlichen Vortheil daraus ziehen wollten, misbrauchten die Bannformeln und Großsprechereien des Pabstes gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt.

Bauer. Erlauben Sie mir, Herr Pfarrer, eine Frage. Hat Christus der Herr dem Apostel Petrus nicht etwa irgendwo die Gewalt ertheilt, Könige und Kaiser, wenn sie nicht nach seinem Willen sich fügen wollten, zu exkommuniziren? Denn so eigenmächtig, und nur so nach Willkühr werden drum doch die Päbste dergleichen Exkommunikationen nicht erfunden haben, um nur damit die weltlichen Regenten zu necken, zu hudeln und ihnen böse Händel zu machen?

Pfarrer. Wirklich, mein lieber Kirchenbauer! ist es nicht anders. Die Erfindung und schreckliche Anwendung der wilden Exkommunikationen (als solcher) ist das eigen-

thümliche Werk des Pabstes Gregor, wodurch den Königen und Fürsten der mächtige Kapp= zaum umgeworfen ward, mit dem die römi= schen Päbste so viele Jahrhunderte hindurch die Regenten nach Willkühr herumtummelten und sultanisirten: wie wir, leider! noch ge= nug hören werden. Dem göttlichen Heilande fiel nie im geringsten ein, dem Petrus oder einem andern Apostel, nur von ferne her, eine solche Gwalt zu ertheilen. Man mag auch die ganze heilige Schrift durchgehen: so fin= det sich keine Silbe davon. *) Doch wir ha= ben

*) Wie! was? — Welch eine unerhörte Ketze= rei? —! — Hat nicht der heilige Apostel Pau= lus den blutschänderischen Korinther exkommu= nizirt und dem Satan übergeben? So werden da Manche mir entgegen schreien und lärmen. Aber verzeiht mir, meine Herren!! über diese Schriftstelle, hinsichtlich der päbstlichen Exkom= munikationen, mich jetzt in einen Disput ein= zulassen, ist hier weder der Ort, noch wär' ich Willens dazu. Nur dünkt mich so im Vorbei= gehen, daß solche, die aus dieser Schriftstelle Pauli die ehemaligen Bannflüche der Päbste nicht blos beschönigen, sondern gar gutheißen, vertheidigen — und als eine der ersten Eigen= schaf=

ben ja schon gehört, wie sonderbar und auf fallend Gregor die heilige Schrift für seinen Vor=

schaften göttlicher Machtvollkommenheit der Päbste angeben und behaupten wollen: daß eben solche verschobene, recht elende Ausleger, oder vielleicht besser: niederträchtige Kreaturen und schmutzige Speichellecker des römischen Hofes sind. — — Verächtlich aber und, mitunter auch, recht lächerlich muß es einem vorkommen, wenn man so Manche, die über die Volksbegriffe und über die Vorurtheile des Pöbels erhaben seyn, und noch obendrein auf ächte Aufklärung Anspruch machen wollen: selbst jetzt noch (!) immer Gregors VII. und seiner Konsorten Zeiten zurückwünschen — und mit Wehmuth bedauren hört:! daß der Pabst sein ehemaliges Ansehen und seine apostolische (!?) Machtvollkommenheit nicht wieder zu Handen nimmt, und die ketzerischen Aufklärer (Niedere und Große) nicht alsbald mit seinen Bannstrahlen ohnmächtig zu Boden schmettert.

Eine solche Sprache, wie ich mir versichern ließ, führen, nebst so manchen andern Religionsgecken, ganz vorzugsweise die Herren Kapuziner im ehemaligen Vorderöstreichischen, wo sie ihr sauberes Wesen ungehindert und ganz unangefochten treiben. Zum Belege diene Untenstehendes. Denn so eben, als ich diese

Schrift

Vortheil auszulegen und anzuwenden weiß. Sohin wär es also überflüssig, wenn wir noch

wei=

Schrift einstweilen enden, und dem Drucke übergeben will, schreibt mir ein guter Freund aus dem ehemaligen Vorderöstereichischen von einem dortigen Kapuziner nachstehende erbauliche Anekdote in einem Briefe zu:

Mein Freund!

Rücksichtlich meiner Lage und Verhältnisse weiß ich Ihnen diesmal nichts zu schreiben, das Ihnen nicht schon bekannt wäre. Um aber doch wieder einmal Etwas von mir und meiner Gegend hören zu lassen; will ich Ihnen einen gar wunderbaren Vorfall erzählen, der Sie eben so sehr unterhalten, als auch ärgern wird. Also aufgemerkt!

Auf dem Pfarrdorfe O..., wo nach Ableben des dortigen Pfarrers ein noch sehr junger Kapuziner aus dem Kloster zu W..., bereits gegen ein Halbjahr vikarirt, erkrankte bei seiner Durchreise plötzlich ein Protestant und starb. Die Gemeindeführer zeigen diesen Todtfall bei dem österreichischen Beamten zu W... an. Dieser berichtet dem Kapuziner, daß er den Protestanten in einer Ecke des Kirchhofes, ohne Sang und Klang, beerdigen soll. Und nun, Freund! was glauben Sie wohl, was der Kapuziner für eine seltsame Antwort ertheil=

weiter eine Bemerkung darüber uns erlauben wollten.

theilte? — — Doch hier haben Sie solche selbst in Abschrift, so wie ich sie von einem meiner Korrespondenten, getreulich nach dem Original abgeschrieben, zugeschickt erhielt.

Abschrift von der Antwort des Kapuziners an den vorderösterreichischen Beamten in W..., die Beerdigung des erblichenen Protestanten betreffend.

Wohlgebohrner Herr!

Die heil. von der gesammten Kathol. Kirchen verfaßte Canonen waren bisher jederzeit die Richtschnur meiner kirchlichen Verrichtungen, und mit der Hülfe Gottes werden Sie es bis an mein Ende seyn. Ich lese aber keineswegs in denselben, daß man einen Irrgläubigen auf ein geweihtes Erdreich begraben dürfe. Kaiser Joseph hat durch seine Eingriffe in Kirchliche Sachen so wenig die heil. Canonen aufgehebt, als ein Sünder durch Uebertretung der Gebothe Gottes dieselben aufhebet. Einmal und allemal ich kenne kein Päbstliches decret, Breve oder Circular-Schreiben, noch ein Concilium, welches die alten Canonen abgewürdiget hätte, und so lange die gesamte Kirche oder ihr Oberhaupt selbe nicht aufhebet und entkräftet, so lange bleiben sie einem guten Catholiken immer die Richtschnur, nach

wel-

Was für ein schlechtdenkender Mann dieser Pabst gewesen seyn muß, giebt uns selbst

welcher er seine Handlungen einrichten muß. Fürwahr, mich wunderts sehr, daß sie hier auf einmal ein K. K. decret geltend machen wollen, da doch sowohl in Weisenhorn, als auch in andern kaiserlichen Oertern viele dergleichen ungestraft übertreten werden, z. B. Es ist ein kaiserl. Josephisch decret, daß man an Sonn- und gebotenen Feiertagen keinen Markt halten solle, und doch weiß ich und die ganze Welt, daß man selbe an solchen Tägen halt. Warum; das weiß ich leider wohl? ... Kurz, so lange ich hier Orts Vicarius bin, wird mir kein Irrglaubiger, und soll es selbst der Kurfürst von Würtenberg seyn, auf jenen Gottesacker vergraben, wohin nur auf eine Catholische Art sterbende gehören. Ja noch mehr: wenn hier Orts eine angesehene Obrigkeitliche Person unbußfertig und ohne Empfang der heil. Sterbsacramenten sterben wurde, so wurde ich ihr auch bei Verlust meines Lebens die geweihte Begräbniß versagen. Denn wenn er lebt und stirbt wie das Vieh, als ein Verächter der Kirchen, so gehört ihm nicht mehr als einem Vieh. Denn Gott urtheilt nicht nach dem Ansehen, sondern nach den Werken eines Menschen. Es ist dies nicht mein, sondern das Urtheil der heil. Väter und heil. Cath. Kirchen.

ein damaliger Bischof, Diedrich von Verdün, mit den Worten zu verstehen, wo er schreibt:

„Es

Zu dem, warum soll man wegen einem Todten-Aase einer Gemeinde unnöthige Kosten machen, einer Gemeinde, welcher die alte Wunde, so ihr der Krieg geschlagen, noch nicht geheilt ist. Der Bauersmann thut ohnedem hart, bis er das nothwendige herausschwitzet. Sie schreiben mir auch, ich und der Messmer sollten ihn ohne Ceremonien begleiten. Was sollte denn ich dabei thun, wenn alles ohne Ceremonien geschehen soll, soll ich als Priester, oder als Abdecker mitlaufen. Ohnentgeltlich können sie es weder von mir, noch vom Messner fodern, und wenn ich und der Messner das unsrige verlangen, wer sollte es bezahlen? zu was also solche Unkösten? Wenn ihnen vielleicht meine Antwort zu hart fallen sollte. So verzeihen Sie es meiner Aufrichtigkeit und denken sie; — daß ich und sie Menschen sind, und daß wir alle sterben und vor dem höchsten Richter Stuhl Gottes erscheinen müssen; daß Sie von Gott als Obrigkeit in weltlichen, aber keineswegs in geistlichen Sachen gesetzet sind, daß Sie so wenig das Recht haben, über geistliche Dinge zu gebiethen, als ich ihnen in weltlichen Gegenständen einzureden ... daß zwar die Cath. Kirche bisher jederzeit verfolgt und gedruckt, aber nie unterdruckt wurde. Alle Verfolger der Kirche bisher sind zernichtet, aber

un-

„Es giebt Fürsten, die durch tirannische Gewaltsamkeit und durch Blut sich den Weg zum Thron

---

unsere Kirche steht noch immer, und wird stehen bis ans Ende, obwohl es scheinen möchte, sie die Kirche müsse unterliegen. Denn — — geredet, gegen welcher alle menschlichen Anschläge nur — sind. Hier haben sie in kurzen meine Gesinnungen, mit welcher Hochachtungsvoll geharre

Obenhausen den 16. Apr. 1804.

Dero Wohlgeb.

mindester Diener
P. Melchior Cap.
p. t. Vicarius.

Sofort ließ dieser Kapuziner den armen Protestanten an einem abgelegenen Orte, unter einem Baume — mir nichts dir nichts — wirklich wie ein jedes andere Todtenaas, einscharren — und dabei blieb es! Wie! dabei bliebs?! — Steckte vielleicht der Beamte die saubere Antwort des Kapuziners so gutmüthig und gleichgiltig ein, daß er diese verabscheuungswürdige Unthat nicht wenigstens sogleich bei der höhern österreichischen Behörde anzeigte? Mein Freund! von Seite des Amtes würde man bei diesem Unwesen wirklich ein ganz gleichgiltiger Zuschauer geblieben seyn. — Allein in dem vorderösterreichischen Städtchen W... liegt

ein

Thron gebahnt haben, deren Krone vom Blute trieft, die durch Mord, Raub, Hinrichtungen ihr

ein Werbkommando; und da sowohl, als in der Gegend umher österreichisches Militär, worunter sich mehrere Protestanten befinden. Einige Offiziere machten Bewegungen; und auf ihr Zuthun wurde, nebst der Anzeige des ganzen Vorfalls mit dem mishandelten Protestanten, zugleich dieser obenstehende Brief an die vorderösterreichische Regierung nach G.. eingeschickt. Nach einiger Zeit schickte man den insolenten Brief des Kapuziners durch einem Hauptmanne an den Beamten zurück — und somit war die Sache abgethan. Der Kapuziner treibt sein Unwesen — und der mishandelte Protestant bleibt ruhig unter seinem Baume liegen!!! Aber existirt denn kein Josephinisches Gesetz mehr in Oesterreich? — Hierüber, mein Freund! kann ich Ihnen, weil ich darin ein Fremdling bin, keine eigentliche Auskunft geben. Uebrigens möchte es aber auch wohl seyn, daß etwa nur noch solche Gesetze des weisesten weiland Kaisers Joseph exequirt werden, die dem Aerarium der Exekutoren eintragen. — — (O Toleranz! O heilige Asche Josephs!!!)

Dieser Kapuziner ist der nehmliche Pater Melcher, der in Breitenthal die Ihnen schon bekannte Predigt hielt. In allen seinen Predig-

ten,

ihr Reich befestiget haben; die ihrer nächsten Anverwandten nicht verschonet; sondern ihnen ihre

ten, die er auf seiner Vikarie den Bauern vorträgt, führt er immer nur die bösen verführerischen Zeiten an — und schimpft und schmäht und lärmt und lästert, dann mit heiligem Geifer schrecklich auf die Freigeister und Aufklärer los; und das gefällt dann den Bauern recht wohl: sie spitzen die Ohren, und reissen Maul und Augen auf. Kurz: dieser Pater Melcher ist durch seine Predigten schon so berühmt, daß Alles von den benachbarten, zum Theil weit entlegenen Ortschaften, nach O... läuft, um die wunderschönen Predigten dieses frommen Kapuziners, der wirklich schon im Geruche der Heiligkeit steht, mit anzuhören. Schon an den Vorabenden kömmt eine Menge solcher andächtiger Zuhörer aus der Ferne her. Die Kirche kann gewöhnlich den zahlreichen Volkshaufen nicht fassen.

Damit Sie sich eine beiläufige Idee von diesem sonderbaren Narren eines Kapuziners machen können; will ich von so manchen heiligen Narrenstreichrn, die dieser Pater Melcher schon lieferte, nur folgenden ausheben. Ein Paar Buben betrugen sich in der Kirche etwas muthwillig: dafür sollten sie einige Sonn- und Feiertage hintereinander herausknien, und allemal vom Untervogt ein jeder 10 so genannte

D a-

ihre Würde und das Leben geraubt haben. Alle diese sind Freunde des Pabstes, werden mit seinem

---

Daßen sich geben lassen. Als der Untervogt einigen Anstand nahm, sich dieser Exekution zu unterziehen; begiebt sich der Pater Melcher in die Mitte der Kirche, mit der feierlichen Anrede an das zahlreich versammelte Volk: „Gott könne den von den gottlosen Buben begangenen Greuel (sie gaben sich Nasenstieber!) unmöglich ungestraft hingehen lassen.“ — — Und nun, Freund! was glauben Sie wohl, daß dieser Eiferer für das Heiligthum that? — Sehen Sie! er schlägt, für die beiden Buben, sich selbst wechselsweise auf beide Hände nach aller Kraft 20, sage zwanzig Daßen herunter — — Haben Sie genug? Wahrlich ich auch!

Jeder Vernünftige ärgerte sich an dem abscheulichen Unwesen dieses Kapuziners. Selbst mancher Inwohner von O... nahm, mit seinem schlichten Verstande, das Betragen des Kapuziners bereits für baares insolentes Gaukelspiel. Endlich, da von der höhern geeigneten Behörde gleichgiltig zugesehen wurde, schlug der edle Fürst von B...., der zugleich Administrator über jene vorderösterreichische Lehnherrschaft war, worin das Pfarrdorf O... liegt, und der dem Unfug dieses heiligen Narren, denn er doch nicht wohl eigenmächtig entfernen

könn-

nem Segen beehret, und siegreiche Fürsten von ihm betitelt. — Hingegen aber Heinrich, weil er

konnte, aber auch unmöglich mehr länger gleichgiltig zusehen mochte, diesen letzten Weg ein. Er schrieb an den Pater Quardian in W..., daß, wenn der Pater Melcher nicht alsogleich von O... abgefordert werde, den Kapuzinern in seinen Herrschaften alles Terminiren für immer untersagt sey. Dies, Freund! wirkte. — Den 13. Juni mußte sich dieser Melcher von seiner Vikarie, (auf Geheiß des Quardians!!) entfernen und weiter trollen.

Aber, werden Sie sagen, zu was brauchte es denn wegen einem tollen Bettelmönche bei einer Regierung ordentliche Rücksprache zu nehmen? — Einen solchen tollhäuslerischen Narren weiter zu jagen, steht ja schon einem jeden Kapiteldekan zu. Oder blieben denn solche schändliche Auftritte beim geeigneten Dekanate unbekannt? Oder duldete der Herr Dekan solchen ärgerlichen Unfug vielleicht wohl gar selbst?? — Mein Freund! es scheint das Letztere. Herr Dekan, ein vorderöstreichischer Pfarrer, ist nur eine halbe Stunde von O... entfernt; er hat den Kapuziner selbst auf eines seiner Hauptfeste als Prediger eingeladen. Der Pater Melcher ließ sich mit einem solchen apostolischen Eifer hören, daß er das ungemein zahlreich versammelte Volk in seiner glühend

er sich untersteht, sein väterlich- und großvä-
terliches Reich behalten und behaupten zu wol-
len, wird ein Gottloser genennet, ein über das
anderemal verdammt, und mit Exkommunika-
tionen belegt.“

Wie

---

eifrigen Predigt schließlich also anredete: „Mei-
„ne lieben Zuhörer, so sehr liebe ich euch,
„so gern möcht' ich euch alle glückselig machen,
„daß ich gern immer und ewig verdammt seyn
„wollte: wenn ich nur euch dadurch alle in den
„Himmel bringen könnte!“ — — Zuverläs-
sig muß dieser apostolische Eifer des Kapuzi-
ners dem Herrn Dekan ausnehmend wohl ge-
fallen haben, weil er ihn bald nachher wieder
als Prediger auf sein Filialort einlud.

Freund! leben Sie wohl!

N. S. So eben, wie ich meinen Brief falten
will, erfahre ich, daß vom Vikariat zu Augs-
burg, auf Verlangen der Regierung zu G..,
dem Dekan in B. der Auftrag ertheilt worden
sey, den Pater Melcher von D... wegzuschaf-
fen. Welche halsbrechende Weitläuftigkeiten
bei diesem Bettelmönche?! — — Aber wohl,
gemerkt! Pater Melcher hatte sich auf das
nachdrucksame Schreiben des Fürsten von B...
an den Quardian schon einige Wochen früher
wegtrollen müssen.

Wie übrigens selbst die Bischöfe in Ansehung der päbstlichen Exkommunikationen und Absolutionen dachten, gebe uns Folgendes einen Aufschluß, wo der so eben erwähnte Bischof selbst an Gregor schreibt: „Wir mögen wollen, oder nicht wollen: so werden wir absolvirt. Die Absolution wird nicht gesucht; sondern angebothen. Man will sie nicht; und dennoch muß man sich absolviren lassen. Daß du uns aber von deiner Macht wegen versprichst, daß vermög deiner Absolution uns Alles ungestraft hingegen werde: darüber bitten wir dich, sündige nicht gegen deine Brüder; ärgere die Kleinen in Christo nicht; stürze nicht die schwachen Herzen deiner Zuhörer durch eine falsche Sicherheit mit dir in den Abgrund, aus dem man nicht wieder kommen kann. Was du von uns verlangst, können wir weder thun, noch du befehlen. Daß die Könige aufgebracht werden wider diejenigen, die sich gegen sie auflehnen, das ist nichts Neues. Neu aber ist, und von allen Zeiten her unerhört, daß die Päbste sich anmassen über Königreiche zu schalten; den Namen der Könige, der bald nach dem Anfange der Welt erfunden, und nachher von Gott selbst ist fest-

gesetzt worden, auf einmal zu zernichten; die Gesalbten des Herrn, so oft es den Päbsten gefällig ist, zum Pöbel herabzusetzen, und, wenn sie sich nur einen Augenblick weigern, dem Reiche ihrer Väter zu entsagen, sie sogleich mit dem Bannfluche zu belegen.“ *)

Schlmstr. Da jetzt Heinrich das zweitemal exkommunizirt ward; so wird er doch hoffentlich nicht wieder nach Italien in der Absicht gegangen seyn, um sich allererst vom Pabste wieder recht schändlich mishandeln, und dann lossprechen zu lassen.

Pfarrer. Da hat es seine gute Wege. Wegen dem Letztern hütete er sich diesmal wohlweislich. Heinrich, über die frechen Mishandlungen Gregors billig äusserst entrüstet, veranstaltete zu Brixen im Tirol eine Kirchenversammlung, auf der Gregor, als ein gegen alle

---

*) Was sagen wohl die Jesuiten, und manche andere krumherzige Vertheidiger Gregors VII. zu der Stelle dieses Bischofs? Er sey ein Schmeichler der Großen — Ach! so wohl! Aber doch auch ein Verehrer der göttlichen ursprünglichen Regentenanordnung!! Freilich ihr — — ihr seyd Schmeichler — der Satansanordnung und seines schwarzen Anhanges!!!

alle bisherige Ordnung durch Betrug und Bestechung eingedrungener Pabst, als Stöhrer des Reichsfriedens, als offenbarer Aergernißstifter, als ein Urheber der Todschläge und Mordbrennerei, als ein Gottloser, abermals des Pabstthums für unwürdig erklärt wurde. An seine Stelle ward jetzt der Erzbischof Wigbert von Ravenna, unter dem Namen Klemens III. gewählt. Heinrich dachte fest darauf, den Gregor diesmal mit Gewalt der Waffen von dem Stuhle Petri herunterzuwerfen, und den neuerwählten Klemens darauf zu erheben: es möge kosten, was es wolle. Sein großes Vorhaben auszuführen, mußte er freilich nicht in dem demüthigen, erniedrigenden Aufzug eines öffentlichen Büssers; sondern mit einer zahlreichen Heeresmacht in Italien auftreten. Um aber mit seinem Plane desto sicherer auszulangen, mußte er sich erst in Deutschland den Rücken frei machen. Zu dem Ende marschirte er muthig und entschlossen auf seinen Gegner Rudolph, den päbstlichen Afterkaiser, los, überwand — und erschlug ihn in einem hartnäckigen blutigen Treffen.

Schlmstr. Ei, ei! der Fluch des Pabstes: daß Heinrich mit allen seinen Anhängern

in den Gefechten keine Kräfte mehr haben, und in seinem Leben nie mehr einen Sieg davon tragen soll, gieng ja gerade verkehrt in Erfüllung. — Heinrich und seine Anhänger müssen wohl recht kräftig gefochten haben, daß sie den päbstlichen Afterkaiser erschlagen haben. Ich merke nun wohl, daß weder der Bannfluch, noch der hochheilige Segen der römischen Päbste dem Gang und Schicksal eines Kriegs u. s. w. eine andere Wendung und einen erwünschten Ausschlag geben können. — — Der arme Rudolph dauert mich doch, daß er von der päbstlichen goldenen Krone, mit der wunderschönen Aufschrift nur einen so kurzen Gebrauch machen konnte. Und dann — —

Pfarrer. Lassen wir es gut seyn.

Jetzt zog Heinrich mit seinem siegreichen Heere nach Italien. Doch bevor er Gewalt brauchen und Feindseligkeiten üben wollte, trug er dem Gregor den Frieden an, und erboth sich, freundschaftlich mit ihm sich auszusöhnen, und den ganzen obwaltenden Zwist in Güte beizulegen. Allein der harte, unbiegsame, unversöhnliche Gregor wollte durchaus weder von gütlicher Beilegung, noch Versöhnung etwas wissen. — Sofort belagerte Heinrich die

Stadt Rom, und ängstigte die Römer so lange, bis sie endlich, des Pabstes ohnedem auch schon vorlängst überdrüßig, die Thore ihm öffneten. Nachdem Heinrich seinen Einzug gehalten, und von Rom Besitz genommen hatte; ließ er sich nebst seiner Gemahlin von Klemens III., den die Römer ohne Anstand als Pabst erkannten, unter größter Feierlichkeit zum römischen Kaiser krönen. Dieß war ihm Jahr 1083.

Inzwischen hatte sich Gregor schon in die Engelsburg geflüchtet. Dort belagerten ihn aber selbst die Römer nach dem Heimzug des Kaisers in Deutschland, sehr streng, und sicher würden sie ihn in ihre Gewalt bekommen haben; hätte er nicht Gelegenheit gefunden, die Normänner, die er kurz zuvor schlimmer und gottloser, als die Juden und Heiden gescholten hatte, auf seine Seite zu bringen, mit deren Beistand er die Belagerer zurückschlug, sich frische Luft und die Freiheit verschaffte. Als aber diese saubern päbstlichen Hülfstruppen alle Ausschweifungen und Zügellosigkeiten verübten, und jede Art Bedrückung sich erlaubten: da wurde die gesammte Inwohnerschaft neuerdings schwierig und so erbittert, daß sie den verhaßten Gregor

samt seinen wilden Gästen — den Normännern, zur Stadt hinausjagte.

Durch alle derlei Demüthigungen ward Gregor nichts weniger als mürbe gemacht; sondern nur noch mehr verhärtet und erboßt: er exkommunizirte daher den Kaiser nun zum drittenmal. Zugleich wußte er im Reich wieder eine beträchtliche Parthei gegen Heinrich aufzuwiegeln; die dann, seinem Verlangen gemäß, einen gewissen Herrmann von Luxenburg als Gegenkaiser wählte. Heinrich nahm ihn aber bald so sehr in die Enge, daß er von einem Orte zum andern flüchtig gehen mußte, und endlich von seinen eigenen Landsleuten erschlagen wurde.

Bauer. Da nun zwei vom Pabst aufgedrungene Afterkaiser von Heinrich überwunden wurden, und allzeit ein trauriges Ende nahmen: so wird doch Gregor einmal in sich gegangen und, gern oder ungern, eingesehen haben, daß sich die gerechte Sache doch auf Seite Heinrichs müsse befunden, und ihn also im ruhigen, ungestörten Besitze des Kaiserthums gelassen haben?

Pfarrer. Mein lieber Kirchenbauer! wäre der Pabst Gregor VII. noch lange am

Le-

Leben geblieben; er würde sicher noch manchen Gegenkaiser, mit Hilfe seiner Kreaturen und Spießgesellen, dem Heinrich auf die Nase gesetzt, und das ganze Reich in einen unabsehbaren Abgrund des Verderbens gestürzt haben: doch der Tod trat ins Mittel und machte dem abscheulichen Unwesen dieses unversöhnlichen, schrecklichen Pabstes ein Ende. Er starb im Jahr 1087, von allen Italienern bitter gehaßt, zu Salerno im Elend.

Bauer. Nun dem Himmel sey Dank, daß Kaiser Heinrich doch endlich einmal von diesem schlimmen Pabst befreit und in Ruhe gelassen ist! Möge dieser böse Gregor für die Anstiftung so vieler Unruh und so vielen Elendes auf der Welt, jetzt dort jenseits des Grabes immerhin den ewigen Frieden genießen; ich gönne ihn ihm von Herzen! Heinrich wird nun die übrigen Tage seiner Regierung doch vollends in Frieden und glücklicher Ruhe vor den Päbsten zugebracht haben?

Pfarrer. Nichtsweniger! Dieses Glückes hatte sich Heinrich Zeit seines Lebens nicht zu erfreuen. Kaum begann er etwas freier zu athmen, als er schon wieder nach Italien eilen mußte, um dort den neuerdings ausgebro-

brochenen wilden Unordnungen nach Möglichkeit zu begegnen. Nach Gregors VII. Ableben hatte seine Parthei, unter dem mächtigen Einflusse der schon bekannten Mathilde und der Normänner, den Pabst Urban II. auf den bischöflichen Stuhl Roms gesetzt. Dieser war von jeher ein eifriger Anhänger und Vertheidiger Gregors; und jagte jetzt mit Hilfe seiner Rebellen den vom Kaiser beförderten Pabst Klemens III. zur Stadt hinaus. Selbst die übrigen bisher friedlich gesinnten Römer vereinigten sich mit dem eingedrungenen Pabst Urban und seinem Anhange wider den Kaiser. Ihr müßt wissen, meine Freunde! daß die Römer und Italiener überhaupt an Gregor nur seinen Uebermuth, und seine Wildheit, nicht aber seine wälschen Grundsätze und Anmassungen gegen Kaiser und Reich haßten. Urban II. war, die persönliche Insolenz abgerechnet, ganz vom Geiste Gregors beseelt. Kaum hatte er sich auf den päbstlichen Stuhl hinaufgedrungen; als er schon gegen alle Seiten seine Bannflüche hinsprudelte. Am allerersten schleuderte er seine Bannstrahlen auf Kaiser Heinrich und Pabst Klemens III.

Schlmstr.

Schlmstr. Nun! das kömmt mir doch einmal recht drollig vor die Augen. Also kann ein Pabst auch den andern exkommuniziren? — Bei meiner Seele! das ist komisch — — Aber welcher von beiden war denn nun eigentlich rechtmäßiger Pabst? Ich meines Theils dächte doch, Klemens wäre es, und nicht Urban.

Pfarrer. Da ist er, Schulmeister! ganz meiner Meinung. Wie wir aus allem Bisherigen wissen, war ohne Vorwissen der Kaiser keine Pastwahl giltig, noch durfte ohne vorhergehende kaiserliche Genehmigung ein neuerwählter Pabst seine Würde antreten: nun hatte Kaiser Heinrich, und keiner vor ihm, auf dieses von Urzeiten herkommliche Recht jemahls Verzicht gethan — — Doch alle fernere Anmerkungen und Erörterungen in Hinsicht dieses Gegenstandes wären hier nur verschwendet! Wir haben ja bis zum Eckel schon genug gesehen, daß, wie in vielen andern Dingen, auch hierin die niederträchtige Treulosigkeit der Römer und Wälschen überhaupt, vorzüglich aber die gewaltthätige Brutalität und der wilde Uebermuth der Päbste, bereits nur zu empörend ihren schändlichen Sieg über Recht und Billigkeit und Menschlichkeit davon getragen haben.

Hein-

Heinrich konnte das verworfene Unwesen Urbans II. und der Römer unmöglich mit gleichgiltigen Augen ansehen; ohne besonders die verrufene Mathilde, als die mächtigste Stütze von Urbans Anhang, und Hauptunruhstifterin in Italien und Rom, empfindlich zu züchtigen. Mit einem starken Heerzug brach er dahin auf. Alles schien seinen Absichten zu entsprechen. Er hatte bereits Mantua nebst dem größten Theile von Mathildens Ländereien erobert, und Klemens III. aufs neue zu Rom auf den päbstlichen Stuhl erhoben, so daß er schon am Ziele seiner Wünsche zu seyn glaubte. Auf einmal aber bindet ihm die Untreue und Verrätherei seines ältesten Sohns Konrad die Hände — und macht alle seine schon so mächtigen Fortschritte gänzlich rückgängig. Kurz: Konrad erklärt sich 1092 öffentlich für Urban und Mathilde — und mit ehrloser Thätigkeit ergreift er ihre Parthei — — So weit kann es ein freches, unverschämtes Weib und — ein heiliger Vater Pabst bringen, daß Vater und Sohn gegen einander gehetzet werden!! — — Heinrich mußte seine Eroberungen aufgeben, Italien räumen — und sich glücklich schätzen, daß er noch mit heiler Haut Deutschland erreichte.

Als

Als der Pabst Urban und seine treue Hilfsgefährtin Mathilde durch Unterstützung des ausgearteten, ungerathenen Konrads ihre Absicht erreicht hatten; ließen sie ihn jetzt ihre Geringschätzung und Verachtung so tief und nachdrücklich fühlen, daß er bald aus Gram zu Florenz, gleichsam im Elende — dahinstarb. Solchen Dank ärndtet man von einem Weibe und — einem Pabste!!!

Deutschland, wo Heinrichs Angelegenheiten eine Zeit lang in erwünschtem Zustande waren, gewährte bald wieder einen wilden Anblick. Pabst Urban II. starb, und ihm folgte Paskal II. Auch dieser hatte den wilden, bösen Geist seiner beiden Vorgänger. Kaum saß er auf dem päbstlichen Stuhle; als er schon seiner angeerbten Verfolgungssucht vollen Zügel ließ — und wuthvoll dem Kaiser seinen fürchterlichen Bannstrahl auf den Nacken warf. Dadurch wurden wieder viele seiner Freunde in ihrer treuen Anhänglichkeit wankend, oder schüchtern gemacht; und die es im Herzen nie redlich mit ihm meinten, streckten jetzt öffentlich und ungescheut ihr feindseliges Haupt wider ihn in die Höhe. Selbst jene Bischöfe, die ihm zeither mit standhafter Treue ergeben

waren, verließen ihn — und bathen den Vaskal demüthigst um Vergebung und Versöhnung. Ihr müßt euch, meine Freunde! darüber nicht wundern. Denn auch die deutschen Bischöfe haßten zeither an Gregor, Urban und Paskal, nur ihre päbstliche Wildheit, ihr aufbrausendes Wesen; nicht aber ihre insolente Anmassungen gegen Reich und Kaiser. Sie sahen allmählig zu gut ein, daß durch Einschränkung, Demüthigung und Erniedrigung der Kaiser, nur um so mehr ihre Macht und ihr bischöfliches Ansehen wachsen müsse. Und endlich, was konnte diesen schlauen, lüsternen Herren angenehmer und erwünschter seyn, als der staatsverderbliche, von den Päbsten nun schon öffentlich aufgestellte, mit Hartnäckigkeit und stirnloser Frechheit behauptete Grundsatz: „Daß kein Geistlicher, vielweniger ein Bischof, in keiner Hinsicht, der weltlichen Macht unterthan sey; daß endlich kein Geistlicher, vielweniger ein Bischof, wegen was immer für einem Verbrechen, je nur im Geringsten dem betreffenden Landesfürsten verantwortlich sey, am allerwenigsten von ihm könne zur Strafe gezogen werden.“ — — O die ganze, hohe und niedere, Geistlichkeit hatte bereits schon begreifen

ge-

gelernt, was für ein großer, nicht zu berechnender Vortheil, endlich welch eine süße, köstliche Bequemlichkeit aus dieser Unabhängigkeit und unantastbaren Freiheit von der weltlichen Macht, für sie entstehen, und allmählig mehr und mehr erwachsen müsse. Kurz von der Sache! Pabst, Bischöfe, und die ganze übrige Geistlichkeit, darunter das schon mächtig gewordene Mönchthum sich besonders auszeichnete, verbündeten sich jetzt miteinander, und arbeiteten mit vereinten Kräften darauf los, daß Heinrich endlich fallen und unterliegen mußte.

Zu dem Ende verhetzte man jetzt auch den zweiten Sohn, der ebenfalls Heinrich hieß, gegen den unglücklichen Vater. — An dieser unnatürlichen That hatte der Erzbischof Ruthard von Mainz den größten Antheil. Vater und Sohn zogen nun wider einander zu Feld. Der alte von Kummer und Elend ergraute Heinrich erbot sich, weil man doch immer seine Exkommunizirungen zum Vorwand und zur Beschönigung der Rebellion wider ihn vorschützte, wiederholt, alles Mögliche sich gefallen zu lassen, aufzuopfern und mit dem Pabste sich ernstlich auszusöhnen. Allein ver-

gebens. Man wollte dies nicht. Man hatte einmal seinen Untergang unabänderlich beschlossen. Auf unausgesetztes Andringen der Bischöfe und anderer Feinde Heinrichs gieng der ehrlose Sohn seinem Vater immer mehr zu Leibe, und jagte ihn von einem Winkel des Reichs in den andern. Als er endlich durch schelmische Hinterlistung seinen Vater gefangen bekam, brachte er es durch Drohungen dahin, daß der unglückliche Kaiser dem Reich entsagte, und dem ungerathenen Sohne die Reichsinsignien auslieferte, im Jahr 1105. Sogar durch dieses große Opfer, durch diese tiefeste Demüthigung konnte es Heinrich nicht dahin bringen, daß er vom Kirchenbanne wäre losgesprochen worden.

Nach einiger Zeit fand Heinrich Mittel, der Gefangenschaft seines verworfenen Sohnes zu entkommen. Er flüchtete sich nach Lüttich zum Bischof Otbert, der ihm allein bei allen Stürmen noch treu geblieben war, und ihn aufs liebreichste aufnahm. Nicht lange, so forderte der wohlthätige Tod den auf dieser Welt so unglücklichen Kaiser in ein besseres, ruhiges Leben — im Jahr 1106.

Schlmstr.

Schlmstr. Ach Gott! Möge der unglückliche Kaiser Heinrich jetzt seine wilden, schrecklichen Verfolger — den Gregor und Urban, dort in jener Welt angetroffen haben, und für ihre entsetzlichen Mishandlungen in seliger Ruhe und herzlicher Eintracht mit ihnen leben. Ach! Gott ist ja doch kein Pabst — — — Und o! wie schlimm müßte es aussehen, wenn auch in jener Welt so mancher der zeitherigen Päbste, wie Gregor und seines Gelichters, zu walten und zu herrschen hätte! Nein! da würde der Himmel für Kaiser und Könige, auch bald für alle Weltleute vollends gar verschlossen werden, und nur für Päbste, Bischöfe und Mönche offen stehen. *) Dem Himmel sey Dank, daß der unglückliche Heinrich ausge-

*) Der gute Schulmeister hat wohl so unrecht nicht. Wahrlich! es nöthigt mir allemal ein bitteres Lächeln ab, wenn ich auf manchen Gemälden und Kupferstichen, welche die Herrlichkeit und Inwohnerschaft des Himmels vorstellen sollen, nichts erblicke, als Päbste, Bischöfe, und mächtig große Schaaren von allerlei Gattungen Mönche; und nur selten, äusserst selten — in einer Ecke, einen ehrlichen Bauersmann und Weltbürger, der doch in seinem

gestritten hat, und jetzt von allen Verfolgungen in dieser Welt frei und gesichert ist!

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! da betrügt er sich. Man verfolgte diesen beim Leben so schrecklich mishandelten Kaiser auch — im Grabe noch. Wir wissen: der rechtschaffene, bieder gesinnte Bischof Otbert von Lüttich nahm den tief gebeugten Heinrich liebevoll auf. Dieser edle Bischof ließ die Leiche des großen Dulders in seiner Domkirche beisetzen, und nach christlicher Weise zur Erde bestatten. Diese Ruhestätte ward dem Verblichenen nicht gegönnet. Bald zwang man den Bischof Otbert, die Leiche des exkommunizirten Kaisers auszugraben; falls er nicht selbst in den Kirchenbann verfallen wolle. Sofort ward der Leichnam wirklich von der Grabstätte herausgenommen und — von Lüttich nach Speier abgeführt. Auch da konnte der verblichene Heinrich kein Ruheplätzchen in dem von ihm selbst so prächtig erbauten Tempel finden. — Man verwahrte ihn in einem Gewölbe, wo er —

Leben mehr wesentlich Gutes für sich und andere gestiftet hat, als manches Dutzend Mönche — — —

— o es ist entsetzlich! — fünf Jahre lang über der Erde in einem düstern Gewölbe stund: bis endlich der böse Paskal die Lossprechung vom Banne ausfertigte. Jetzt erst ward dem unglücklichen Heinrich eine Ruhestätte in unserer lieben Mutter Erde gegönnet!!!

Bauer. Nun wahrhaftig! ich bin ganz der Meinung des Schulmeisters. Ja freilich wohl ist es gut, daß dort in jener Welt so manche bisherige Päbste nichts mehr werden zu sagen haben; obgleich sie sich auch dieser überirrdischen Herrschaft anmassen wollen! — Aber war denn Heinrich vielleicht sonst so lasterhaft und gottesvergessen, daß er etwa deswegen von den Päbsten und Bischöfen so sehr verfolgt und gemishandelt wurde?

Pfarrer. Welcher Mensch, meine Freunde! ist oder war jemals ohne Fehler und Gebrechen! Wenn Heinrich ja hier und da sich übereilte und vergieng: so geschah es doch wenigstens niemals aus Vorsatz oder gar aus Bosheit; sondern es war allzeit die Schuld irgend eines übereilten und gewöhnlich verunglückten Unternehmens: welches sich von seinen falschen, oft hinterlistigen und bösen Rathgebern herschrieb, in deren Auswahl er meistens

theils unglücklich war. Uebrigens aber war er ein Wohlthäter und wahrer Vater seiner Unterthanen. Er hatte Achtung und die herzlichste Verehrung für Religion, erfüllte die zeremonielen, von Priestern anbefohlenen Vorschriften derselben, wie es die damaligen Zeitbegriffe mit sich brachten und forderten, aufs pünktlichste und gewissenhafteste. Sein grösster, zu dortiger wälschen Pabstzeit, unverzeihlicher Fehler, wenn es je einer seyn konnte, war freilich dieser: daß er vor den Päbsten seine Knie weder beugen, noch nach ihren Anmassungen und wilden Staatseingriffen sich bequemen wollte.

Ob übrigens Heinrich so niederträchtige Verfolgungen seiner Bischöfe, und die gräulichen Bannflüche der Päbste verdient habe: möget ihr selbst aus Folgendem beurtheilen. Sehet, dieser Erzketzer und Abtrünniger, wie ihn Einige nennen, baute Kirchen, und versah sie mit reichlichen Einkünften; er bethete das Brevier, worauf er sich so gut verstund, als einer seiner Hofgeistlichen. Der Bischof Otbert schreibt von ihm mit den ausdrücklichen Worten: „Daß Heinrich oft Arme an seine Tafel gezogen; Blinde, Lahme und Kranke von verschie-

schiedener Art sogar in sein Zimmer genommen, sie selbst gepflegt und gewartet habe, wenn auch gleich ihre Krankheiten Eckel erregten; daß er auf jedem seiner Maierhöfe eine gewisse Anzahl Armer verpflegen lassen, deren Daseyn und Absterben er allzeit habe wissen wollen; und daß er dann selbst wieder andere, anstatt der Abgehenden, ernennet habe."

Schlmstr. Aber du gerechter Himmel! auf solche Art hätte Kaiser Heinrich IV. statt der wilden Exkommunikationen, meines Erachtens, so gut unter die Heiligen gezählt zu werden verdient, als Kaiser Heinrich II.

Pfarrer. Vielleicht hätte es ja auch geschehen können, wär' er nur nicht so eigensinnig gewesen, und hätte sich den übermüthigen gränzenlosen Anmassungen der Päbste nicht immer so hartnäckig widersetzt; sondern nach ihrer hohen Willensmeinung sich recht geschmeidig gefügt, und gutwillig auf die uralten Gerechtsamen des Reichs und der Kaiser unbedingten Verzicht gethan. Doch lassen wir das gut seyn! Die päbstlichen Heiligsprechungen machen ja doch Einen dort in der Ewigkeit nicht seliger, als er schon ist: und unser grosser Dulder Heinrich wird jetzt dort den — oft

hier nur eiteln, albernen Titel „eines Hei-ligen“ wohl leicht entbehren können.

Was die noch sonst vorgegebene Ursache der päbstlichen Exkommunikationen betrifft; behauptete Heinrich stets und standhaft: „Er habe nichts gethan, als die Reichsrechte vertheidiget.“ Aber eben dies war es, was die Päbste schon durchaus nicht mehr leiden konnten. Daß dies seine volle Richtigkeit habe, beweiset sattsam das, was wir schon anfangs oben aus dem eigenen Munde Gregors VII. zum gerechten Aerger vernommen haben: wo er auf die allersonderbarste Weise, alle Königreiche und Fürstenthümer, als ein Eigenthum des heiligen Petrus und der römischen Kirche, in Anspruch nimmt. — Eines der größten Verbrechen, das man ihm noch Schuld gab, war die Simonie.

Bauer. Erlauben Sie, was versteht man unter „Simonie?“

Pfarrer. Eben recht, daß ihr mich um die Erklärung dieses Wortes fragt. Ich hätte es vermuthlich vergessen.

Das Wort „Simonie“ leitet sich her von einem gewissen Simon, von dem in der Apostelgeschichte (am 8. Kapitel) weitläuftigere

Meldung geschieht. Dieser Simon war ein ziemlich gelehrter, besonders in der Sternkunde und Heilkunst sehr erfahrner Mann, der durch seine viel erworbene Kenntnisse so Manches verrichtete, das die kurzsichtigen, einfältigen Leute für etwas Außerordentliches, und für wahre Wunderthaten hielten. Um sich vollends bei dem leichtgläubigen Volke in ein recht grosses Ansehen zu setzen, und um so mehr Eingang zu finden; gab er vor: er habe einen nähern Umgang mit höhern Geistern, von denen er seine Einsichten und Künste, solche Wunderwerke hervorzubringen, erhalten habe. Sohin täuschte, hinterlistete und prellte er die Leute nach Herzenslust auf die feinste Manier, ohne daß sie nur von ferne her etwas davon merkten. Daher ward er Simon „der Zauberer" (Magus) genannt. Sein beutelschneiderisches Blendwerk legte sich aber bald. Denn als die Apostel in die Landschaft Samarien, wo Simon eben seine gauckelnde Taschenspielereien machte, hinkämen, und da viele wunderbare Handlungen, und zwar unentgeldlich verrichteten: so verliessen die Leute diesen Betrüger und Windbeutel allmählig gänzlich; hielten sich mit Leib und Seele an die Apostel,

als

als von Gott erkohrene, begeisterte Männer; nahmen ihre schönen, wahrhaft göttlichen und beglückenden Lehren mit Mund und Herz auf; und bekannten sich mit innigster Ueberzeugung zum Christenthume. Der niedrige, schändliche Broderwerb des Simon Magus lag also ganz darnieder. Er selbst konnte sein Erstaunen über die Thaten der Apostel nicht bergen. — Er ließ sich taufen, und bekannte sich zum Christenthume. Bei dieser plötzlichen Sinnesänderung hatte er aber eine sehr unedle, niederträchtige Absicht. Er hoffte nämlich dadurch eben die Kraft, sonderbare Thaten zu verrichten, wie die Aposteln; womit er dann wieder einen Broderwerb zu machen dachte. In diesem Entschluß ward er vollends befestiget, als er sogar wahrnahm, daß die Apostel durch die Auflegung ihrer Hände den Neugetauften die ausserordentlichen Gaben des göttlichen Geistes mittheilten. Eine solche Machtwirkung, dachte nun Simon, wäre wohl mit keinem Gelde zu bezahlen: und so wagte er den Versuch, ob er sie nicht wirklich — etwa um einen hohen Preis — von den Aposteln mitgetheilt erhalten könnte. „Wollt ihr mir nicht," sprach er zu ihnen, „für eine Summe Geldes die Kraft

und

und Vollmacht mittheilen, daß auch durch meine Handauflegung andern eure Geistesgaben zu Theil werden?" — Da aber sprach Petrus, der seine unreine, niedrige Absicht merkte, mit gerechtem Unwillen zu ihm: „Verworfen seyst du samt deinem Gelde! Wie darfst du dich erfrechen, für eine freie Gottesgabe Geld anzubieten? Wisse! daß du mit solchen Gesinnungen keinen Theil an dieser Religion haben kannst; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott."

Seht also, meine Freunde! mit Gottes Gaben, wie es Simon hier thun wollte, einen Kauf- und Verkaufhandel treiben, oder für ein geistliches Gut ein zeitliches, von was immer für einer Art und Gattung es auch seyn mag, hingeben, oder annehmen; überhaupt: ein Bisthum, eine Pfarrei, ein Benefizium, oder was immer für eine geistliche Würde — auch derlei Verrichtungen für Geld — um Schankungen, Geldbestechungen, oder andere beabsichtete Gunstbezeugungen und Dienstleistungen, gleichsam kaufen und verkaufen, das alles heißt: sich des Verbrechens der Simonie schuldig machen. Diese Benennung leitet sich eben von dem Simon Magus her,

der

der das erste Beispiel eines solchen Verbrechens unter den Christen gab.

Bauer. O du lieber Gott! dieses erste Beispiel war sicher das letzte nicht. — Meines Dafürhaltens giebt es dergleichen Simonie-Beispiele bei uns noch täglich. Hatte nun Heinrich vielleicht wirklich sich dieses Verbrechens schuldig gemacht?

Pfarrer. Es scheint nicht. Man konnte wenigstens nie einen Beweiß auf ihn bringen. Es müßte nur seyn, daß die Päbste ihm die Vertheidigung und Behauptung des altherkommlichen Investiturrechtes zum Verbrechen der Simonie anrechneten. Denn wegen der übrigen Beschuldigungen behauptete und erklärte er immer auf sein Kaiserwort: „daß er für seine Person, hinsichtlich der verliehenen Bisthümer und anderer geistlichen Pfründen, keinen Heller bekommen habe; und für seine Minister und Räthe, wenn sie unter der Hand etwas angenommen hätten, könne er nicht stehen.“

Wer übrigens Schuld daran war, daß mit Verleihung und Besetzung der Bisthümer, Abteien, Benefizien u. d. gl. wirklich nicht selten ein sehr großer Unfug und schändlicher

Wu-

Wucher (Simonie) getrieben worden ist: darüber wollen wir einen berühmten Schriftsteller damaliger Zeit selbst reden lassen. „Um diese Zeit," sagt er, „schien Gott billig zuzulassen, daß unsere Mönche in Deutschland in Verachtung kamen, indem die Privatschuld mehrerer niederträchtiger Mönche, die mit Hintansetzung der göttlichen Dinge, sich blos darauf legten, Schätze zu sammeln, den Namen der Mönche sehr verdächtig und verächtlich gemacht. Diese waren es, die den Fürsten und Großen wegen der Bisthümer und Abteien immer in den Ohren lagen, und sich den geistlichen Ehrenstellen nicht durch den Weg der Tugend, wie unsere Vorfahren; sondern aus Ehrgeitz und durch übel und unrecht erworbenes Geld hinzudrangen; die wegen einer vergänglichen Ehre goldene Berge versprachen, und die weltlichen Verkäufer durch ihr übermäßiges Angeboth weit hinter sich ließen. Der Verkäufer getraute sich nicht einmal so viel zu fordern, als der Käufer zu geben bereit war. Die Welt staunte, woher den Mönchen so viele Reichthümer, so viel Geld und ungeheure Schätze zu Theil geworden; und zwar solchen Leuten, die sich öffentlich zur Armuth bekennen,

nen, und vorgeben: sie hätten weiter nichts, als Kost und Kleidung.“ Dies sagt und schreibt ein gewisser Lambert, der selbst ein Mönch — und bekanntlich dem Kaiser Heinrich nicht sehr gewogen war. *)

Doch schon lange genug! Unser unglücklicher Heinrich genieße nun dort in jener unpar-

*) Fragen möchte man hier wohl, ob nicht die Päbste von jeher die größten Simoniaker in der christlichen Welt waren? Ihre saubere Kanzleitaxen, und die gar hübschen Sporteln der heil. apostolischen Kammer zu Rom; die kostspieligen Dispensationen, die reichhaltige Quelle des Indulgentienkommerzes u. w. sind das nicht schändliche Zweige der Simonie? Ferner die hohen Taxen für Pallien, rothe Hüte, die Konfirmations- und Annatengelder; die schönen Taxen für Benefizial-Collationen, die Präventionen, Exspektanzen, Provisionen ꝛc. mit denen vorzüglich die Päbste von Avignon sich unmäßig bereicherten, und der hochheilige Pabst Johann XXII. sich einen Schatz gegen 30 Millionen erwarb, gehören diese nicht in die Kategorie der leidigen Simonie? Wenn diese ungerechten Erwerbarten, und diese verabscheuungswürdigen Kommerzial-Artikel den Namen einer Simonie nicht verdienen, so hat die Welt gar keinen Begriff für dieselbe.

partheiischen Welt, für alle hienieden überstandene Verfolgungen- und Mishandlungen, den ewigen Frieden: Und er wird es. Denn wahrlich! Schulmeister! er hat recht: der liebe Gott ist kein Gregor VII. und wie manch anderer päbstlicher Wicht!!!

Schlmstr. Aber es ist doch zum erstaunen, wie die Päbste zu Rom zu so großem Ansehen, und umschränkter Weltherrschaft, und noch vollends so plötzlich, sich haben erschwingen können!? Alleranfangs muß es mit den Nachfolgern des heiligen Petrus doch gewiß ein ganz anders Verhältniß und Aussehen gehabt haben. Denn daß die ersten römischen Päbste solche Anmassungen und Gewaltthätigkeiten sich nur im Traume beikommen ließen, kann ich unmöglich glauben. Mit dem fürchterlichen Emporschwingen der römischen Päbste muß es im allmähligen Verlaufe der Zeit doch einen ganz sonderbaren Gang genommen haben!

Pfarrer. Da hat er ganz recht, Schulmeister! Zuerst muß ich ihm sagen, daß man im Anfange der Christenheit von einem so genannten römischen Pabste gleich gar nichts wußte. Ein jeder Nachfolger des Apostels Petrus war nur unter dem Namen eines blos-

sen Bischofs bekannt, so wie die Nachfolger der übrigen Apostel Bischöfe hießen. Ob Petrus seine beständige Residenz in Rom sich gewählt habe, das sieht mehr einer künstlichen und listigen Erfindung der Päbste und der Mönche, als einer erprobten Wahrheit ähnlich. Der heidnische, wilde Kaiser Nero würde dem Petrus, wenn er je auf so einen tollen Gedanken verfallen wäre, seine Residenz bald verleidet haben; da er ohnehin einer der allergrausamsten Christenverfolger war. So viel ist gewiß, daß Petrus einst in seinem apostolischen Berufe eine Reise nach Rom machte; nicht lange — und er ward, wie man behaupten will, von Wütrich Nero lebendig ans Kreuz geschlagen. Genug einsweilen von — dieser päbstlichen Residenz!!! Wir wollen jetzt nur überhaupt eine Untersuchung über das allmählige Erschwingen der Päbste auf ihre Schwindel erregende Machtstuffe anstellen.

Zur Zeit der Apostel, und auch nach der Hand in den ersten christlichen Jahrhunderten, wenn etwa wegen Religionsangelegenheiten, oder kirchlichen Disziplinarsachen (Kirchenzucht) etwas abzuthun und beizulegen war, traten

die

die Bischöfe zusammen, berathschlagten sich miteinander friedlich und bescheiden: wie — auf welche gute, christlich-vernünftige Weise, dem entstandenen Misverständniß, oder etwa gar einem drohendem Religionszwiste vorzubeugen und abzuhelfen seyn möchte; ohne daß je ein Bischof nur von weitem einen anmaßlichen Machtspruch sich über den Berathschlagungsgegenstand erlaubt und herausgenommen hätte. Bei solchen bischöflichen Versammlungen fanden sich nebst den Religionslehrern vom zweiten Range gewöhnlich auch die übrigen Gläubigen, die man Laien hieß, in zahlreicher Menge ein: bei dem Worte, Laie, müsset ihr aber wissen, daß der Unterschied zwischen Geistlichen, und Laien nicht mit dem Christenthume ursprünglich gewesen, sondern erst später erfunden worden sey.

Im Verfolge ließen sich aber mehrere Bischöfe von der Eitelkeit befallen, und begnügten sich mit dem von den Aposteln hergebrachten Titel „Bischof" — Lehrer und Aufseher, nicht mehr; sondern legten sich, namentlich die ihren Sitz in einer Hauptstadt (Metropolis) hatten, den Namen „Metropolitane" bei; und maßten sich sofort auf

aller-

allerhand Arten und Seitenwegen des Rechtes an, in den Versammlungen über Sitten- und Religionsangelegenheiten allein zu entscheiden, auch zugleich über die anderen in der Provinz vertheilten Bischöfe die ordentliche Obergerichtsbarkeit auszuüben. Späterhin, im achten Jahrhundert, nahmen die mehrsten Metropolitane (Bischöfe der Hauptstädte *) den Titel „Erzbischof an.

Die

*) Um die Eitelkeit und den Stolz so mancher, vielleicht der mehrsten kleingeistigen Geistlichen muß es doch ein fatales Ding, und fast eine epidemische Seuche seyn! — So kann eine ganz unbedeutende Lokalität den Stolz und die Eitelkeit manches Geistlichen gar sehr kützeln und befördern. Ist z. B. einer in einem elenden Landstädtchen so genannter Stadtpfarrer; so glaubt er sich in seiner Dignität (?!) himmelweit über einen Landpfarrer erhaben zu seyn: obgleich oftmal sein Kopf sowohl, als sein Wirkungskreis unaleich beschränkter ist. So bediente sich einstmals ein am Kopf in- und auswendig ziemlich ergrauter Stadtpfarrer eines elenden Landstädtchens dieser Aeusserung: „Hm! der ist nur ein gemeiner Landpfarrer!“ Das nemliche Verhältniß findet auch gewöhnlich zwischen einem Stadtkaplane zu einem Dorfkaplane statt. —

Die angesehenste und vorzüglichste Metropolitane waren im Verlaufe der Zeit mit ihrer albernen Titelwürde auch schon wieder nicht mehr zufrieden; und nannten sich Patriarchen, das heißt: Oberaufseher, oberste Schiedsrichter in Disziplinar- und Religionssachen — mit Hintansetzung der Bischöfe und solcher Metropolitane, die in minder mächtigen, weniger ansehnlichen Städten residirten. Dergleichen Patriarchen waren zur Zeit fünfe in der Christenheit: der zu Rom; der zu Konstantinopel; zu Alexandria; zu Antiochia; und zu Jerusalem.

Es währte nicht lange; und diese fünf Patriarchen stritten unter sich — um den Vorrang: wo besonders der zu Rom und der zu Konstantinopel ihre Häupter mächtig empor zu strecken, und ihre drei Nebenbuhler unter die Füße zu bringen, alles versuchten; unter dem nichtswürdigen, elenden Vorgeben: weil Konstantinopel und Rom zwei mächtige Kaiserstädte wären, von wo aus die ganze Welt von ihnen eben so im Geistlichen, wie im Weltlichen von den Kaisern müßte beherrschet werden — — Es gelang ihnen der Sieg über ihre drei Mitpatriarchen. —

Was doch für ein böser Dämon es um die Titelsucht seyn muß!! Nicht lange: und ein wilder, höchst ärgerlicher Ehrgeitz beschlich auch die zwei Patriarchen von Rom und Konstantinopel. Einer suchte dem Andern den Vorsprung abzugewinnen, und die ausschließende Alleinherrschaft über die ganze christliche Welt an sich zu reißen. Keiner wollte in seinem heiligen Titeleifer etwas nachgeben. Darüber kamen sie einander so mächtig in die Haare, zerrten und balgten so lange miteinander herum, daß endlich zwischen der konstantinopolitanischen und römischen Kirche eine offenbare, förmliche Kirchentrennung daraus erwuchs, die bis heutiges Tages ist — und zuverläßig immer seyn wird.

Freilich, so lange das griechische Kaiserthum in einem respektabeln Ansehen sich erhielt, wollte dem römischen Patriarchen die Unterdrückung seines Nebenbuhlers zu Konstantinopel nicht recht gelingen. Als aber die Macht der griechischen Kaiser allmählig schwand, und immer unbedeutender ward: da endlich glückte es dem römischen Patriarchen, unter Begünstigung und dem mächtigen Schutze der fränkischen Monarchen, nicht nur, wie wir

schon

schon früher vernommen, die Oberherrschaft der orientalischen Kaiser zu verhöhnen und treulos abzuschütteln; sondern auch den Patriarchen zu Konstantinopel von aller Mitbeherrschung über die übrige christliche Welt gänzlich auszuschließen, alle andere Patriarchen, *) Metropolitane und Bischöfe vollends zu erniedrigen und sich unterwürfig zu machen. Indessen war aber die Trennung beider Kirchen einmal geschehen: und bei allen Versuchen konnten es die römischen Päbste nie dahin bringen, daß die Patriarchen zu Konstantinopel von ihnen Befehle oder Verordnungen angenommen hätten.

*) Bekanntermassen giebt es in Rom fünf Patriarchalkirchen: als die ad St. Joan. Lateran.; St. Petri et Pauli; St. Laurentii; St. Stephani; et St. Maria Maggiore — — Möchte es wohl nicht seyn, daß diese fünf Kirchen (wo nicht explicite — wenigst implicite) das Trinmph-Simbol der besiegten fünf Patriarchate vorstellen sollten?! Das römische gehört immer auch dazu; denn sein eigenes Patriarchat in ein alleinherrschendes Pabstthum umzumodeln — das ist doch gewiß kein kleiner Sieg!!!

Schlmstr. War nun das vielleicht die beiläufige Epoche (Zeitbegebenheit) wo die Patriarchen zu Rom sich Päbste nannten?

Pfarrer. Hierüber kann ich ihm keine eigentliche Auskunft geben. So viel aber kann ich versichern, daß der Patriarch zu Rom mehrere Jahrhunderte hindurch sich nicht einfallen ließ, den alleinigen, ausschlüßlichen Titel „Pabst" sich anzueignen; denn auch jeden andern Bischof betitelte man, Ehrerbiethung halber, mit dem Ausdrucke „Pabst" oder Papa, *) welches Wort nichts anders, als Vater — Vorsteher einer christlichen Gemeinde oder Kirche, heißt.

Al-

*) Dionisius von Herakla giebt seinem Bischofe den Titel: „Heiligster Vater." Wenn die römische Geistlichkeit an den Ziprianus schreibt; nennt sie ihn: „Beatissime atque gloriosissime Papa." Sidonius Apolinaris giebt in seinem Schreiben dem Bischof Lupus in Frankreich den Titel: „Pater Patrum, et Episcopus Episcoporum." — Das mag nun freilich in einem sehr schmeichelhaften Stile gesprochen seyn. Indeß ist dies aber auch immer ein Beweiß, daß der römische Pabst seines ausschlüßlichen Titels damals sich nicht zu erfreuen hatte. — —

Alles Ansehen, aller Vorrang des Patriarchen zu Rom schränkte sich zur Zeit noch immer darauf ein, daß er unter den Bischöfen für den ersten gehalten ward. Erst unser so bekannte Pabst Gregor VII. soll sich den ausschlüßlichen Titel eines Pabstes angemaßt, und allen übrigen Bischöfen aufs strengste untersagt haben, sich zu erkühnen, noch ferner das Prädikat „Pabst“ oder „Papa“ beizubehalten. Dies sieht dem Gregor auch wirklich ähnlich. Doch dem sey, wie ihm wolle: so wußten, um doch bei dieser Benennung zu bleiben, schon die frühern Päbste, um die Bischöfe unter den unbedingten Gehorsam zu beugen, sich eines, der Ansicht nach ganz unbedeutenden Mittels auf das trefflichste zu bedienen. Dieses Mittel war das so genannte Pallium.

Bauer. Richtig! ich habe schon öfters davon reden gehört: Was versteht man Pallium?

Pfarrer. Das Pallium ist ein ziemlich breites Band von päbstlich geweihter Schaafwolle, mit eingewebten rothen Kreutzen. Dieses buntschäckigte Band tragen die Metropolitane und Erzbischöfe bei kirchlichen Feierlich-

keiten über der priesterlichen Kleidung — auf den Schultern um den Hals. Solch ein Pallium war ehevor ein Stück Kleides, das die christlichen Kaiser einigen ihrer ansehnlicheren Staatsdienern, und sodann auch den Bischöfen zu tragen erlaubten, welchen sie eine besondere Ehre und Gunstbezeugung anthun wollten. Anfangs erhielten nur der Bischof zu Rom, und der zu Konstantinopel die Erlaubniß, sich mit dieser Gattung Mantel auszeichnen zu dürfen. Allmählig brachte dieses Paar Bischöfe von den Kaisern die Begünstigung heraus, daß sie das Pallium auch für sich andern Bischöfen ertheilen konnten. Der römische Bischof — oder meinetwegen gleichwohl Pabst, machte bald daraus ein eigenthümliches Vorrecht. Viele Bischöfe waren kurzsichtig, und nebenher auch eitel genug, nach so einem elenden päbstlichen Lappen, der ihr Sklavenjoch ward, ungemeine Lüsternheit blicken zu lassen. Nicht sobald bemerkten dies die römischen Päbste; als sie schon jeden Erzbischof und Metropolitan verpflichteten, daß er um das Pallium, oder was eins ist: um den Bischofsmantel, bittlich einkommen mußte. Anbei machten sie sogar ein Gesetz, Kraft dessen keiner sein bischöfliches Amt ver-

sehen durfte, ohne nicht zuvor das Pallium nachgesucht und erhalten zu haben. Zugleich mußte ein Erzbischof, oder Metropolitan, der um diesen läppischen Fetzen einkam, mit einem feierlichen Eide sich verbindlich machen, dem Pabst unbedingte Treue und Unterwürfigkeit zu leisten; alles das zu lehren und zu thun, was er zu Rom lehrt, thut und haben will. — — Noch nicht genug! Die Päbste lassen auch das liebe Geld nicht aus ihrem Augenmerke. — In der Hinsicht machten sie die Verordnung: daß ein jeder, der das Pallium haben wollte — und ohnedem schon haben mußte — dem römischen Hofe eine gewisse, den Einkünften seines Bisthum proportionirte Geldsumme bezahlen mußte.

Schlmstr. Aus allem Bisherigen merke ich nun wohl, daß die römischen Päbste auf die, ich weiß nicht, feine oder insolente Prellerei und Beutelschneiderei sich unvergleichlich müssen verstanden haben — — Trägt die Verleihung des Palliums dem Pabste wohl vieles ein?

Pfarrer. Das will ich denken! Daß diese päbstliche Schaafwoll-Manufaktur, dem römischen Hofe noch immer von

der ganzen christkatholischen Welt eine hübsche Summe Geldes eintrage; das könnet ihr unschwer daraus berechnen, daß für dergleichen Pallien 215417 fl. sage: zweimal hundert und fünfzehn tausend, vierhundert und siebenzehn Gulden — nur von Deutschlands Bischöfen alljährlich nach Rom wandern.

— Und nun, meine Freunde! zu alle dem noch der boshaft hervorgesuchte, von den Päbsten und ihrem wilden Mönchthum öffentlich aufgestellte, von Gregor VII. mit Frechheit behauptete Grundsatz: daß die gesammte Geistlichkeit — die Bischöfe mit Einschluß der übrigen Geistlichkeit und des Mönchwesens — wenn ihr Wandel auch noch so anstößig und ärgerlich, noch so lasterhaft, oder wohl auch landesverrätherisch seyn möge, von der weltlichen Macht dennoch müsse geduldet, und keineswegs zu irgend einer Verantwortung, vielweniger zu einer Strafe könne gezogen werden; sondern daß sie nur dem Pabste zu Rom, der ohnedem der Oberrichter über Könige und Kaiser sey, allein gehorsam und unterthänig seyn müßten: dieser von den hartsinnigen, unbeugsamen Gregor durchgesetzte, und von seinen Nachfolgern treulich befolgte

Grund-

Grundsatz gab für die Weltherrschaft der römischen Päbste vollends und plötzlich den Ausschlag; für Erniedrigung aber und allmähligen Zernichtung des kaiserlichen Ansehens, und Zerstäubung deutscher Macht war es ein trauriges, fürchterliches Amen!!!

Nur dies Einzige, bevor ich für heute meine Erzählung ende, will ich euch noch mittheilen. Man will wissen und behaupten: Gregor VII. — den man sonst auch nur „den Hildebrand" heißt — habe seinen Nachfolgern gewisse Regeln und Vorschriften — dictatus genannt — gleichsam in der Form eines ordentlichen Katechismus, hinterlassen, nach denen sie sich zu verhalten hätten: und wie sie es stets angreifen müßten, um ihre unbeschränkte Oberherrschaft über die Regenten zu behaupten, weiter zu verbreiten — und überhaupt den Glanz und die Macht des päbstlichen Stuhles ins Unendliche zu befördern.

Das Verhalten des Urbans, Paskals und der folgenden Päbste, wie wir noch genug hören werden, giebt dieser Behauptung die zuverläßigste Wahrscheinlichkeit. Und nun, meine lieben Freunde! für heute gute Nacht!

Vierter Abend.

Machet euch, meine Freunde! heute nur wieder gefaßt, wenn die Päbste noch so manchen deutschen Kaiser mishandeln.

Schlmstr. Aber der nunmehrige Kaiser Heinrich V. wird doch beim Pabste gut angeschrieben gewesen seyn, und seiner hohen Gunst und Freundschaft sich zu erfreuen gehabt haben: da er ihm für seine Anmassungen und Staatseingriffe zum Werkzeug diente, und Heinrich IV. — seinen eigenen Vater, verfolgen und unterdrücken half!

Pfarrer. Allerdings hätte man dieses vermuthen sollen. Allein das Freundschaftsband mit dem Pabst bekam bald einen mächtigen Riß. Aus allen Handlungen Heinrichs V. ergab es sich sehr bald, daß nicht Hang zur römisch-päbstlichen Frömmigkeit; sondern blos Herrschsucht ihn zu dem wilden, grausamen Ver-

fah-

fahren gegen seinen unglücklichen Vater verleitet hatte. Als nunmehriger Kaiser behauptete er die Gerechtsame des Reichs eben so standhaft, wie sein Vater. Er fuhr fort, die erledigten Bisthümer zu vergeben, und die neuernennten Bischöfe mit Ring und Stab zu investiren: weswegen Pabst Paskal sehr übel auf ihn zu sprechen war.

Heinrich, um doch mit dem Pabst über gewisse strittige Punkte sich zu verständigen, wodurch in der Zukunft allen Feindseligkeiten möchte gesteuert werden, lud denselben zu sich auf eine freundschaftliche Zusammenkunft nach Deutschland, um vornehmlich den Investiturstreit ins Reine zu bringen. Anstatt aber nach Deutschland zu kommen, gieng Paskal nach Frankreich, veranstaltete dort 1107 zu Troies ein Konzilium, auf welchem er die Investitur-Dekrete Gregors VII. und Urbans II. erneuerte, zugleich alle Lehensverpflichtungen der Geistlichen gegen Weltliche aufs strengste untersagte.

Heinrich kehrte sich wenig an dieses päbstliche Zeug. Und weil Paskal so unhöflich war, und seine Einladung auf eine so unfeine Manier ausschlug: so erwies er ihm ein Paar Jahre darnach 1110 den Gefallen und die

Freund-

Freundschaft, selbst einen persönlichen Besuch, unter der ansehnlichen Geleitschaft von 30,000 geharnischten Reitern, in Rom ihm abzustatten, um die obwaltende Streitsache auf dem Wege Rechtens abzuthun und sich dann zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Nun würdigte sich endlich der Pabst, aus Respekt gegen die kaiserliche Geleitschaft, in Unterhandlungen sich einzulassen: wo er dem Heinrich so vortheilhafte Anerbiethungen machte, daß jedermann darüber nicht wenig erstaunen mußte.

Bauer. Darauf bin ich neugierig! Euer Hochwürden sagen uns doch diese großmüthigen Anerbiethungen des Pabstes?

Pfarrer. Paskal that den eben so unerwarteten als sonderbaren Vorschlag: der Kaiser sollte alle die Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münzen, Zölle, Marktgerechtigkeiten, Vogteien, Vestungen; und alle Maierhöfe, die jemals zum Reiche gehört, mit allen Zugehörungen, als z. B. die Vasallen und Schlösser; alles nemlich, was die Kirchen (Bisthümer und Abteien) von den Kaisern nach und nach geschenkt erhalten, wieder einziehen und zu sich nehmen: nur sollte er dagegen auf Verleihung der Bisthümer gänzli-

lichen Verzicht thun, und von seinem Investiturrecht und dem damit verbundenen Eide der bischöflichen Verpflichtungen — für alle künftige Zeiten abstehen.

Schlmstr. Ha, ha, ha! Da müßte ja eine Gans lachen! — Wahrhaftig! wer diesen feinen, hinterlistigen, oder meinetwegen lieber läppischen, erzdummen Kniff des Pabstes nicht merkte, der müßte sich das Hirn eingefallen haben. — Dem päbstlichen Vorschlage gemäß hätte Kaiser Heinrich freilich keinen übeln Tausch getroffen. Denn gegen so schöne, beträchtliche Ländereien, Güter und Besitzungen hätte er dem Ernennungs- und Investiturrechte der Bischöfe, meines Dünkens, wohl leicht entsagen können. Aber dagegen würde er jetzt sicher mit seinen Bischöfen und Prälaten in blutige Händel verflochten worden seyn: wo dann die letzten Dinge ärger gewesen wären, als die ersten.

Pfarrer. Er hat es getroffen, lieber Schulmeister! Das war auch die ganz zuverlässige Beabsichtung des Pabstes. Gewiß würden sich die Aebte, vornehmlich die Bischöfe, die schon große, mächtige Fürstenthümer besaßen, nach allen Kräften dagegen gesetzt haben.

Doch

Doch dem Kaiser fiel selbst nichts dergleichen ein; er erkannte dahinter die schlauen tückischen Fuchswendungen des Pabstes, und konnte dessen Antrag nicht anders, als lächerlich, oder vielmehr verächtlich finden. Er beharrte demnach ein für allemal auf dem Ernennungs- und Belehnungsrechte der Bischöfe. Da Paskal sich dazu durchaus nicht verstehen, und eben darum die Kaiserkrönung verweigern wollte: rief plötzlich mitten aus der versammelten Menge ein wackerer deutscher Ritter mit einer Löwenstimme dem Pabste zu: „Nun! warum wartet ihr? — Denkt ihr denn nicht, daß Heinrich so gut will zum Kaiser gekrönt seyn, als ehemals Karl der Große und seine Nachfolger?“ — Als der Pabst auf diese Aufforderung noch immer Anstand nahm, die Krönung vorzunehmen: da umringte Heinrichs Leibwache, auf Anrathen und Zuwinken des kaiserlichen Kanzlers, des Erzbischofs Adalbert von Mainz, den Pabst und die Kardinäle, und hielt sie gleichsam in gefänglicher Verwahrung.

Schlmstr. Bravo! das seh' ich gern. Da zeigt sich nun einmal der Ernst und die männliche Entschlossenheit der Deutschen in Behaup-

Hauptung ihrer Gerechtsame. Paskal wird sich jetzt hoffentlich zum Ziel gelegt haben, und von seiner ungerechten Anmassung abgestanden seyn?

Pfarrer. Freilich verstund sich endlich Paskal, dem Heinrich das aus purem päbstlichen Muthwillen angestrittene Investiturrecht zuzuerkennen — und schritt zur Krönung. Hierauf hielt er Messe. Nach der Konsekration (Wandlung) brach er die heil. Hostie, gab den einen Theil dem Kaiser, behielt den andern für sich, und schwur darauf einen feyerlichen Eid: daß er hiemit freiwilligen Verzicht auf das in Anspruch genommene Investiturrecht leiste; zugleich betheuerte er beim heiligen Sakrament, daß er seinen Eid unverbrüchlich halten wolle. *) Ueber das stellte er dem Kaiser eine schriftliche Urkunde zu, darin er sich verbindlich machte, ihn niemals zu exkommuniziren.

Nun murrten aber die Kardinäle nebst der ganzen römischen Geistlichkeit gar sehr wider den Pabst, daß er durch seine unüberlegte, übereilte Nachgiebigkeit die römische Kirche verrathen, und ihre Rechte vergeben habe. Paskal fühlte die nicht ungegründete Wichtigkeit

die=

*) Siehe: Fleury Hist. eccles. Mascov. Comment. de rebus gestis sub Henr.

dieser Vorwürfe, und beschloß daher, sobald Heinrich Rom würde verlassen haben, den ganzen feierlich eingegangenen Vertrag zu widerrufen und gänzlich zu annulliren.

Wirklich hatte sich Heinrich kaum von Rom entfernt, als Paskal schon ein Konzilium im Lateran (einem prächtigen Pallaste) zusammen rief, sich da von seinem Eide freisprechen, den abgeschlossenen Vertrag als nichtig, den Kaiser aber für einen Widersacher Gottes — für einen Knecht des Teufels erklären lies. Gleichwohl ward Heinrich für diesmal, wegen schriftlich gegebenem Worte, mit der Exkommunikation vom Pabste selbst verschont. Dafür aber ward er, weil er fortfuhr, die Bischöfe zu investiren, exkommunizirt von dem Erzbischof Wido von Vienne in Frankreich — auf Anstiften Paskals.

Bauer. Das ist aber doch recht gottesvergessen und abscheulich gewissenlos: bei der hochheiligen Hostie und dem Sakramente einen so feierlichen Eid schwören — und ihn dann wieder treulos brechen!

Schlmstr. Oho! der Pabst hat sich ja durch das heilige Konzilium davon absolviren lassen! —

Bauer.

Bauer. Ja, ja! meinetwegen wohl! — Mein Gewissen wenigstens würde durch so eine verdächtige Absolution nicht beruhigt worden seyn!

Schlmstr. Das möchte wohl auch bei mir der Fall seyn. — Aber hört, Nachbar! nach allem Bisherigen zu urtheilen: ist zwischen unserm Gewissen, und dem Gewissen der Päbste und ihrer Römer ein mächtig großer Unterschied — —

Pfarrer. Lassen wir das gut seyn, meine Lieben! und bleiben wir bei unserer geschichtlichen Erzählung: da giebt sich dann alles von selbst.

Der vom Erzbischof Wido über den Kaiser ausgesprochene — und vom Pabst anerkannte und gutgeheissene Bannfluch hatte die schlimmsten Folgen. Alle Bischöfe verließen Heinrich, und kündeten ihm förmlich allen Gehorsam auf. Ihr habt schon gehört, daß für die deutschen Bischöfe nichts natürlicher seyn konnte, als daß die päbstlichen Grundsätze auch die ihrigen wurden: sich nemlich vom Kaiser und Reiche unabhängig zu machen; welches nur dadurch geschehen konnte, daß sie der Kaiser nicht mehr belehnen — investiren, und ih-

nen den Eid der Treue nicht mehr abfordern durfte. Kurz: durch die geheimen und öffentlichen Triebfedern der Bischöfe gedieh die Sache bald so weit, daß im Reiche wieder alles in wilde Unruhe und Verwirrung gerieth. Bereits Niemand wollte dem Kaiser mehr gehorchen; so daß ihm nun so ziemlich wieder vergolten wurde, was er an seinem Vater Uebels gethan hatte.

Mitten in diesen Verwirrungen starb der Pabst Paskal. Jetzt wurden in Rom wieder zwei Päbste auf einmal gewählt; Gelasius II. und Gregor VIII. Innerhalb Jahresfrist verschied Gelasius, und die größere, dem Kaiser gehäßige Parthei wählte sogleich wieder einen andern Pabst, unter dem Namen Kalixtus II. Der war wieder einer der heftigsten Vertheidiger der ungerechtesten Anmassungen seiner Vorgänger. Sich auf die Unterstützung seines mächtigen Anhangs verlassend, spottete er des Kaisers; bekam den Pabst Gregor VIII. in seine Gewalt; sperrte ihn in ein Kloster — und ließ ihn dort aus Gnade sein Leben langsam verschmachten.

Schlmstr. Dem Kaiser Heinrich würde vermuthlich auch nichts Besserers wiederfahren

seyn;

seyn; hätte er ihn nur unter seine Hände bekommen. Dafür wird er ihn aber nun sicher mit seinem hochheiligen Bannfluche begleitet haben!

Pfarrer. Nicht anders. Denn das war zu damaliger Zeit einmal schon das schreckliche Werkzeug der Päbste, womit sie Kaiser und Könige züchtigten und tief erniedigten. Heinrich, ohnehin fast von Jedermann verlassen, ließ sich jetzt, von der eisernen Noth gedrungen, mit dem Pabst in ganz demüthige Unterhandlungen ein. Weil er aber doch unmöglich in alle Forderungen so unbedingt, wie es der Pabst verlangte, willigen konnte: so ward er neuerdings exkommunizirt, alle Unterthanen, wie es bei den Päbsten nun schon Gewohnheit und Sitte ist, von ihrer Pflicht des Gehorsams freigesagt.

Schlmstr. Gewiß! die nunmehrigen Päbste sind doch in der That recht würdige Nachfolger, und überaus gelehrige Schüler von ihrem Meister und Patriarchen Gregor VII. Sie müssen seinen Katechismus fleißig aus- und inwendig gelernt haben!!

Pfarrer. Deutschland gewährte nun vollends einen gräßlichen Anblick. Es gieng

da alles so wüst durcheinander, daß es blutige Köpfe absetzte. Bei so einer verzweifelten Ansicht erboth sich Heinrich aufs neue zu einem Vergleiche. Selbst die Fürsten, die der wilden Auftritte äusserst müde waren, schickten deshalb Gesandte an den Pabst, mit der Bitte: „Er möchte, um den Frieden in Deutschland wieder herzustellen, auf gütliche Unterhandlungen sich einlassen; und zu dem Ende, nach seinem Höchstweisen Ermessen eine allgemeine Kirchenversammlung ausschreiben, damit durch „das Urtheil des heiligen Geistes“ endlich einmal ausgemacht und entschieden würde, was durch „menschliches Urtheil“ nicht könnte abgethan und zu Ende gebracht werden.“ — —

Schlmstr. Wie! was ist das? — Durch das Urtheil des heiligen Geistes?! Was doch Einer alles hören und erleben muß!! — Also mußte sogar noch selbst der heilige Geist mit in die päbstliche Insolenzien verflochten werden? Das ist ja doch herzbrechend! — Erlauben Sie, welchen Ausspruch that nun denn der heilige Geist — durch den hochheiligen, untrüglichen Mund des Pabstes?

Pfarrer. Nach kurzer, aber reiflicher Ueberlegung und Berathschlagung des Konziliums, entschied der heilige Geist dahin: daß es nur dem Pabste zukomme, die Bischöfe mit Ring und Stab zu investiren. Gleichwohl möge dem Kaiser noch die Befugniß bleiben, die Bischöfe mit dem Zepter zu belehnen. — Auf solche Art ward im Reiche die Ruhe und Ordnung zur Zeit wieder hergestellt.

Bauer. Ei, ei! der ganze Verlauf auf dieser Versammlung scheint mir recht seltsam und ganz verdächtig. Hätte man denn nicht schon eher den heiligen Geist auf so ein Konzilium einladen können, damit durch seinen frühern Ausspruch so vielen Verwirrungen und Blutvergießungen wäre vorgebaut worden! Zudem scheint mir diese hochwichtige Entscheidung an einem recht eiteln, elenden Zeremoniel zu kleben. Denn ob dem Kaiser die Befugniß zustehen soll, die Bischöfe mit Ring und Stab, oder gleichwohl nur mit dem Zepter zu belehnen; daran liegt doch gewiß nichts, und ist also ein recht albernes, lächerliches Zeremoniel.

Pfarrer. Mein lieber Kirchenbauer! ihr mögt dies immerhin für ein albernes, lächerliches Zeremoniel halten: so wußten die

Päbste durch derlei Possen dennoch ihren beabsichteten Zweck allemal zu erreichen. So auch hier. Hatten sie doch nur, der Ansicht nach, in einem eiteln Zeremoniel über einen Regenten gesiegt: dann ergab sich das dahinter Versteckte von selbst; wo oft recht schreckbare Gestalten hervortraten. Der fernere Erfolg wird es zeigen.

Uebrigens ließ der Pabst auf dem Konzilium durch den heil. Geist noch die Entscheidung thun: daß die Bisthümer nicht mehr durch die Ernennung des Kaisers; sondern lediglich durch die ungestörte Wahl der Geistlichkeit sollen besetzt werden. Doch aber soll dem Kaiser unverwehrt seyn, zu den Wahlen seine Abgeordnete zu schicken: und bei strittigen Wahlfällen möge er die entscheidende Stimme haben; jedoch allzeit nur mit Zuziehung eines Erzbischofs nebst den andern betreffenden Bischöfen. — Dieser ganze, dem Kaiser mit Hinterlistung und Gewaltthätigkeit, abgedrungene Vertrag ist bekannt unter dem Namen „des Kalixtinischen Konkordats.“

Schlmstr. Nun ja doch! — Es kömmt mir wirklich vor, als wenn der heilige Geist vom Pabst wäre bestochen worden, so par=

partheiisch hat er da auf dem Konzilium seine Sentenz gefällt. — Es wundert mich aber auch gar nicht, daß der heilige Geist den Päbsten so sehr zu Willen und zu Gebothe steht; denn sonst hätte er am Ende vielleicht selbst zu befürchten, von ihnen ebenfalls exkommunizirt zu werden! — — Nach der Ansicht dieses Kalixtinischen Konkordats versprech' ich mir gar nichts Gutes von dem Konkordat, das zwischen dem römischen Pabst und den deutschen Fürsten soll abgeschlossen werden: wovon ich schon so oft ein Langes und Breites sprechen höre. — Wär' ich ein mächtiger deutscher Fürst, ich würde dem römischen Hofe meine Willensmeinung ganz kurz mit dieser entschlossenen Sprache bekannt machen: du Pabst, als erster Religionsdiener — als erster Volkslehrer, wirst du die Grenzen deiner Bestimmung wissen — und ich, als Landesherr, weiß die meinen. Somit bedarf ich mit dem römischen Hofe keines Konkordats: und in Hinsicht der reinen, unverfälschten Christusreligion — ist ein Konkordat gar nicht gedenkbar — und baarer Unsinn. Damit Punktum!

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! sein rasches Absprechen über diesen interessanten

Gegenstand möchte wohl einer reifern und bedächtlichern Untersuchung nicht unwerth seyn: ob es mir gleich selbst däucht, daß er es im Grunde so gar übel nicht getroffen hätte. — Das hat immer seine Richtigkeit, daß die deutschen Fürsten beim künftigen Konkordat, wenn es je zu Stande kommen soll, sehr vorsichtig zu Werke gehen, und auf ihrer äussersten Hut seyn müssen, wenn sie von verführerischen Ränken, und tückischen Schlangenkrümmungen des römischen Hofes nicht wollen hintergangen und überlistet werden. — — Genug davon!

Nach einer 19 jährigen, sehr unruhvollen Regierung starb Kaiser Heinrich V. zu Utrecht im Jahr 1124, ohne einen Sohn zu hinterlassen.

Diesmal wählten die Fürsten zu ihrem Oberhaupt den Herzog von Sachsen, Lothar II. Zum größten Nachtheil für die fernere Wahlfreiheit, und die Unabhängigkeit der deutschen Kaiserkrone, hatte sich bei dem gegenwärtigen Wahlgeschäft ein päbstlicher Legat (Gesandter) eingedrungen, der über Lothar so viel zu vermögen wußte, daß er heilig versprechen mußte, seine Wahl zum deutschen Oberhaupt allererst vom Pabste zu Rom bestättigen zu lassen: ferner, daß er die Rechte und Freiheiten der

römischen Kirche durchaus wolle unangefochten lassen.

Schlmstr. Unter dem Letztern muß man wohl die päbstlichen Anmassungen, und die den Kaisern mit wilder Gewaltthätigkeit und mit Frechheit abgedrungenen, erstohlenen Reichsgerechtsame und Freiheiten verstehen? — ! — Daß dich doch — —

Pfarrer. Schon gut! Um dem kühnen Andringen des Legaten desto mehr Nachdruck und den völligen Ausschlag zu geben: war selbst der Erzbischof von Mainz niederträchtig genug, zur allmähligen Zertrümmerung der deutschen Macht, und zur Herabsetzung des kaiserlichen Ansehens tapfer mitzuwirken. Dieser Erzbischof also, der nur die allmächtige Emporschwingung des römischen Pabstes im Augenmerk hatte, kannte an Lothar seinen Mann so gut, daß er keinen Anstand nahm, mit heuchlerischer Stirne ihn zu allem zu bereden und zu misbrauchen, was er zu seinen boshaften Planen tauglich und erwünscht erachtete: und Lothar war gutmüthig, oder vielmehr schwach und kurzsichtig genug, in alles zu willigen, was man von ihm verlangte.

Bauer.

Bauer. Es ist mir doch unbegreiflich, wie die deutschen Bischöfe ihrem Kaiser so sehr abstehen, und den Päbsten so enge anhangen können: da sie doch selbst, wie aus manchem Vorausgegangenen zu ersehen ist, von den römischen Päbsten in ihrem Ansehen und ihren ursprünglichen Rechten beschränkt, wohl auch schon gar abgesetzt wurden!

Pfarrer. Mein lieber Kirchenbauer; das soll euch gar nicht mehr unbegreiflich vorkommen. Habt ihr denn noch nicht genug vernommen, daß die staatsklugen Bischöfe schon vorlängst einsehen gelernt hatten: daß, wie durch die päbstlichen Anmassungen und Staatseingriffe die Macht des römischen Hofes ins Unendliche anwuchs, so auch ihr Ansehen, ihre Macht mitwachsen mußte. Und dann: wie angenehm und süß mußte nicht den Bischöfen der Leckerbissen schmecken, daß sie schon allbereits, ganz unabhängig von Landesherrn, thun durften, was ihnen beliebte. — O! dafür glaubten sie, so manchmalige kleine Neckereien und leichte Bedrückungen der Päbste wohl ertragen zu können. Gar zu hart gieng es ihnen doch nie, wenn anders sie sich wider die Päbste nicht gar zu störrig erzeigten. Und

wenn

wenn sie es mit ihrer Aufführung, welches zu dortiger Zeit nichts seltenes war, hier und da gar zu bunt und auffallend machten, so daß der Pabst, wegen des allgemeinen Aergernisses, gleichwohl Ehren halber strafen mußte: so geschah es, wie man zu sagen pflegt, doch nur mit einer baumwollenen Ruthe. — — — Genug!

Lothar II. schadete durch seine unkluge, sehr unzeitige Nachgiebigkeit, und unmännliche Lenksamkeit dem deutschen Reich und den nachfolgenden Kaisern unendlich; sich selbst aber erniedrigte er dadurch noch tiefer, als seine beiden Vorgänger, die Heinriche, wider ihre Schuld, und nur durch den wilden, brausenden päbstlichen Muthwillen erniedriget wurden. Zum Belege diene Folgendes.

Pabst Honorius II. Nachfolger Kalixtus II. gieng mit Tod ab. Die Römer theilten sich in zwei Faktionen: die eine wählte Innozenz II., die andere Anaklet II., der aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie war. — Anaklet erhielt mit seinem erkauften, mächtigern Anhang über seinen Nebenbuhler die Oberhand, und jagte ihn aus Rom und ganz Italien. Innozenz nahm seine Zuflucht zu Lothar,

und

und bath ihn dringend, mit seiner Macht ihm zur Besitznahme des päbstlichen Stuhles behilflich zu seyn. Willig verstund sich der Kaiser dazu. In Begleitschaft des Pabstes, der ihn bis zu Lüttich aufgesucht hatte, machte er sich mit einem zahlreichen Heerzug auf den Marsch nach Rom. Hier fand er, daß Anaklets Parthei sehr mächtig war, und daß nebst Behutsamkeit, die äusserste Anstrengung erfordert werde, um diesen gewesenen Juden aus seinem nunmehrigen päbstlichen Stuhle zu vertreiben. Nach einiger Zeit endlich gelang es ihm, den Innozenz auf den Stuhl Petri zu setzen. Hierauf ward er von dem neuinstallirten Pabst zum römischen Kaiser gekrönt.

Zur Erkenntlichkeit nahm jetzt Innozenz, als er durch des Kaisers Beistand fest auf dem päbstlichen Throne saß, die Güter und Ländereien der so bekannten, und nun mit Tod abgegangenen Mathilde in Anspruch. Diese Ländereien waren von jeher Lehen der deutschen Kaiser; und hätten also dem Reich anheimfallen sollen. Weil daher Lothar von dem Besitzstande derselben nicht abstehen wollte: so erwies ihm der Pabst gleichwohl den großmüthigen Gefallen — und belehnte ihn damit.

Bauer.

Bauer. Das ist wunderlich! Also behauptete der Pabst diese Ländereien dennoch als sein wirkliches Eigenthum? Und der Kaiser mußte es jetzt noch gar für eine Gnade halten, daß er sie als Lehen erhielt — und also in der That ein Vasall — ein Lehnmann des Pabstes ward?! — — Nein! bei meiner Ehre! mit einem solchen Ausgang dieses Prozesses hätte ich mich nimmermehr zufrieden gegeben. Wahrlich! da hätt' ich weiter appellirt — —

Schulmstr. Ei Nachbar! wie wunderlich ihr aber auch daherschwätzet! Wißt ihr denn nicht mehr, daß die Päbste schon vorlängst sich als oberste Schiedsrichter über Kaiser und Könige aufgeworfen haben? — Und an wen hätte Lothar appelliren sollen? Etwa an ein Konzilium, wo der heilige Geist präsidiren muß? — Aber habt ihr von Heinrich V. her schon vergessen, daß selbst der heilige Geist dem römischen Pabste (er mag wollen, oder nicht) zu Gebothe stehen muß?!

Pfarrer. Er hat doch immer so etwas schnurrige Einfälle und beissende Anmerkungen, Schulmeister!

Nun seht, Freunde! für die großmüthige Belehnung soll, wie die Geschichte ausdrückliche Meldung thut, der gütmüthige, aber auch gegen den römischen Stuhl doch gar zu dienstfertige Lothar, dem Pabst auf den Knien den Eid der Treue geschworen haben.

Schulmstr. Nun das ist lustig!

Pfarrer. Wirklich machten sich auch die Römer über die Verdemüthigung des Kaisers ungemein lustig, und behaupteten: Lothar habe dem Pabst nicht als bloßer Lehnmann von den mathildischen Besitzungen; sondern als Kaiser den Eid der Treue geschworen. Um ihrem Muthwillen vollends das Siegel aufzudrücken; suchten sie ihn dann durch ärgerliche Gemählde und Schandgedichte (Pasquille) auch bei den Deutschen verächtlich und verhaßt zu machen. Selbst sogar der Pabst ließ es geschehen, daß der Kaiser in seiner erniedrigenden Stellung — auf den Knien vor ihm, abgemahlt, und das Gemählde in die Peterskirche zur öffentlichen, immerwährenden Schau ausgehängt wurde, mit der beigefügten Inschrift:

„Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores:
Post homo fit Papae, sumit quo dante Coronam.“

Zu

Zu deutsch: „Der König kömmt vor die Thore Roms, und beschwört die Rechte dieser Stadt: wird dann, um die Kaiserkrone zu erhalten, ein Unterthan des Pabstes.“

Wie weit der Pabst Innozenz II. seine seltsame, recht auffallende Dankbarkeit gegen den Kaiser bei jeder Gelegenheit steigerte: könnet ihr daraus ersehen. Kaum hatte Lothar Rom verlassen, und seinen Heimzug nach Deutschland angetretten: als der Gegenpabst Anaklet II. unter dem Schutze seines Anhangs, vorzüglich der Normänner, dem Innozenz wieder so sehr zu Leibe gieng, daß er ihn zum zweitenmale vom Stuhle Petri herunterwarf, und abermals aus Rom verjagte. Der flüchtige Innozenz bath jetzt wieder flehentlich um Hilfe beim Kaiser. Der gutmüthige, so dienstbefliſsene Lothar brach auch gleich wieder mit einer starken Anzahl Truppen nach Italien auf, überwand die Normänner mit den übrigen Anhängern Anaklets, und setzte den Innozenz in seine vorige Würde ein. Hierauf fuhr er fort, seine und des Pabstes Feinde ferner zu bekriegen und mit Nachdruck zu demüthigen. Und nun, Freunde! hört und staunet! Kaum hatte Lothar Salerno, eine der ansehnlichsten Städ-

te,

te, erobert, als der Pabst Innozenz sogleich vorschützte: die Stadt gehöre der römischen Kirche. Dagegen behaupteten der Kaiser und die deutschen Fürsten: sie gehöre als ein altes Lehen nun zum Reiche. Noch nicht genug. Die Deutschen eroberten bald nachher das große, schöne Herzogthum Apulien. Alsbald behauptete der Pabst wieder: es gehöre der römischen Kirche. Der Kaiser und seine Fürsten bewiesen das Gegentheil, indem es von jeher ein Reichslehen gewesen wäre.

Schlmstr. Nein! das ist nicht mehr zum aushalten! Das sind mir doch unersättliche, stolze Leute — die Päbste!! Aber wie verhielt sich denn der Kaiser bei alle dem unverschämten Wesen da?

Pfarrer. Nach langwierigen Unterhandlungen brachte er endlich aus dem hartnäckigen Innozenz so viel heraus, daß er gemeinschaftlich mit ihm gleichwohl einen Herzog über Apulien ernennen, und als solchen damit belehnen durfte. Gleich darauf veranstaltete er ganz friedfertig seinen Rückmarsch nach Deutschland; das er aber nicht mehr erreichte. In Tyrol, auf einem schlechten Dörflein, starb der so gutmüthige, friedliebende und den römi-

schen

schen Stuhle so ganz ergebene Kaiser Lothar ungefähr im Jahre 1137.

Bauer. So ein nachgiebiger, lenksamer Kaiser mußte nun freilich den Päbsten sehr willkommen und erwünscht seyn. Lothar muß mir aber doch ein schwacher, unbedeutender Kaiser gewesen seyn!

Pfarrer. Nein, mein Freund! da urtheilt ihr gleichwohl unrichtig und zu voreilig. Lothar war im übrigen ein treflicher Regent. Er war fast durchgehends ein Mann von sehr liebenswürdigen Eigenschaften und schönen Tugenden, die ihm selbst seine Feinde nicht absprechen konnten. Er war tapfer, klug und rechtschaffen. Von Stolz und Uebermuth ließ er sich nicht beherrschen. Er war ein eifriger Beförderer und Handhaber der Gerechtigkeit. Kein Klagender gieng ungehört von seinem Throne: auch war er überaus fromm. Freilich mochte seine Frömmigkeit für einen Kaiser und Schützer der Reichsgerechtsamen etwas übertrieben, unzweckmäßig, und eben daran Schuld gewesen seyn, daß er dem Pabste zu seinen Anmassungen und Staatseingriffen so willfährig war. Die Päbste, Bischöfe, und überhaupt die gesammte Geistlichkeit, wo die

Mönche den vorzüglichsten Meister spielten, wußten die ängstliche, unzweckmäßige, oft recht schief verstandene Frömmigkeit der Fürsten sowohl, als der Privatleute ungemein, und oft auf die schnödeste Manier von jeher zu ihrem Vortheil zu misbrauchen.

Nach Lothar II. kam der Herzog von Franken, Konrad III. durch die Wahl der Fürsten, auf den deutschen Kaiserthron. Man weiß zwischen ihm und den Päbsten wenig Erhebliches, da er ihrem Machtwillen nicht zuwider handelte. Auf Zureden des Pabstes Eugen III. und des heiligen Bernhards, unternahm er einen Kreuzzug in das so genannte heilige Land, wohin er 70,000 lauter geharnischte Reiter führte; davon aber sehr wenige mehr mit sich heimbrachte. Er endete seinen Lebenslauf zu Bamberg im Jahr 1152.

Bauer. Erlauben sie, was hat es denn für eine Bewandtniß mit dem so eben erwähnten Kreuzzuge?

Pfarrer. Zuerst müßt ihr wissen, daß man das ehemalige Judenland, oder Palästina, wo Christus an das Kreuz geschlagen ward, jetzt gewöhnlich das heilige, oder auch gelobte Land hieß. Im Verlaufe der Zeit entstund

stund die fromme Gewohnheit, daß viele Leute dahin wallfahrteten, um beim vorgeblichen Grabe Christi ihre Andacht zu verrichten.

Dieses Land nun, welches einige Jahrhunderte hindurch eine Proviuz des orientalischen Kaiserthums war, brachten die Türken nach und nach durch Waffengewalt gänzlich unter ihre Bothmäßigkeit. Dessen ungeachtet fuhren jetzt, besonders die abendländischen Christen fort, nur noch eifriger und zahlreicher dahin zu wallfahrten; welches die Türken, denen es reichlich eintrug, gern und unangefochten geschehen ließen.

Als aber diese frommen Wallfahrter sowohl zu Wasser, als zu Lande, allmählig in sehr zahlreichen Haufen angezogen kamen: so schien dies den Türken bereits etwas bedenklich zu werden. So machte einsmals der Erzbischof Siegfried von Mainz mit 7000 Männern einen Wallfahrtszug zum heiligen Grabe nach Jerusalem. Natürlich mußte das großes Aufsehen machen, und bei den Türken den Verdacht erregen: als kämen die Christen nur in der Absicht so truppenweise, um desto sicherer und ungehinderter die Lage und Beschaffenheit Jerusalems und des Landes auszukund-

schaften, und zu dessen Eroberung ihre Maaßregeln treffen zu können.

Von nun an setzten die aufmerksam gemachten Türken dergleichen Wallfahrten verschiedene Hindernisse in den Weg; sie neckten und mishandelten wohl auch die Christen auf manchfaltige Weise, um ihnen ihre, von so weiter Entfernung her, unternommenen Andachtsreisen zu verleiden.

Darüber brachten die Christen, vornehmlich ein gewisser äusserst schwärmerischer Narr, mit Namen Peter von Chatillon in Frankreich ein Eremit, ihre Klagen und Beschwerden schon im Jahr 1093 beim Pabst Urban II., dem bekannten würdigen Schüler und Nachfolger Gregors VII., auf die eindringendste, wehmüthigste Weise an.

Sogleich faßte Urban den festen Entschluß, das ganze abendländische Kaiserthum, nebst den übrigen Mächten, zur Ergreifung der Waffen aufzufordern, um nach Palästina hinzuziehen, dieses heilige Land zu erobern, und so das Grab des Heilandes aus den unreinen Händen der ungläubigen Türken zu befreien. Allein die eigentliche, dahinter versteckte Absicht dieses und der folgenden Päbste

bei-

bei diesem großen Unternehmen war darauf gerichtet, ihre Ober- und Alleinherrschaft auch nach Asien auszubreiten, zugleich nebenher die griechische Kirche, die sich immer nicht nach ihrem brutalen Machtwillen fügte, so gelegentlich mit ihrer römischen Kirche, entweder mit gleißnerischer, heimtückischer Güte, oder mit Gewalt der Waffen, zu vereinigen und sich unterwürfig zu machen. Nur Schade! daß die damalige Tapferkeit der Türken ihren gut kalkulirten Plan und launigten Zweck vereitelten. — Zwar hatten die abendländischen Christen, die einige hunderttausend Mann stark, mit dem Segen und Ablaß des Pabstes gestärkt und begleitet, nach Palästina zogen, wirklich einen großen Theil des gelobten Landes mit der Stadt Jerusalem erobert, und also das heilige Grab aus den unreinen Händen der Türken gerettet. Dagegen kostete ihnen aber diese Eroberung, im geringsten Anschlage, wenigstens zweimal hunderttausend Mann. Und bald giengen ihnen die feindseligen Türken mit wiederholten wüthenden Angriffen so zu Leibe, brachten sie so sehr in die Klemme, daß wenig fehlte, Jerusalem mit dem heiligen Grabe wieder zu verlieren.

Eine solche Bothschaft war für den Pabst Eugen III. ein Donnerschlag. Er both sein ganzes päbstliches Ansehen auf; ließ kein Mittel unversucht; ertheilte allen, die nach Palästina zur Bekämpfung der Ungläubigen auszögen, Ablässe über Ablässe — und versprach ihnen heilig und theuer, falls sie umkämen, den unfehlbaren Besitz des Himmelreichs. — Der heilige Bernhard, ein französischer Abt des ehemaligen Klosters Klairvaux, stund dem Pabste hierin treflich bei. Er begeisterte durch seine wortreichen, künstlichen und hinreißenden Predigten die Leute so sehr, daß sie, wie Wahnsinnige, zu tausenden herbeiliefen, und nach dem gelobten Lande auszogen; so zwar, daß Konrad III. jetzt eine Armee von siebenzig tausend nur geharnischten Reitern nach Asien hinüberführte, ohne die Fußgänger, Knechte, Weiber und Kinder zu rechnen. Der geringste Theil davon sah seine Heimath wieder.

Alle, die zur Eroberung des so genannten heiligen Landes auszogen, bekamen ein rothes Stück Tuch, in Gestalt eines Kreuzes, auf den Rücken geheftet. Daher kömmt es, daß diejenigen, die ein solches Kreuz trugen, Kreuzfahrer, und so ein Kriegs-

zug nach Palästina ein Kreuzzug genannt wurde.

Das ist die kurze, beiläufige geschichtliche Darstellung der sonst so berühmten Kreuzzüge ins heilige Land, wovon wir hier und da, im Vorbeigehen, noch etwas hören werden.

Dem unermeßlichen Heere von Kreuzrittern, unter Anführung des Kaisers Konrad, ward von den Türken so schlimm mitgespielt, daß kaum noch 8,000 Mann am Leben blieben.

Schlmstr. Nun ja doch! das sind mir in der That recht blutige Kreuzzüge! — Wahrhaftig! die groben, unhöflichen Türken müssen den Kreuzfahrern, neben ihren rothen Kreuzen, mit ihren Säbeln noch manches todschwer drückende Blutkreuz auf den Rücken geflicket haben, ohne daß es weder der Segen, noch der Ablaß des Pabstes hindern konnte. — — Also hätten über der Eroberung des heiligen Grabes, aufs allerwenigste schon dreimal hundertausend Christen ihr Blut und Leben hingeopfert?! — Konrad und die Deutschen werden doch hoffentlich dadurch klug geworden seyn; und der heilige Bernhard wird nun auch seine geistvollen Kreuzpredigten eingestellt,

stellt, und sich ein bischen ins Herz hinein geschämt haben, daß er mit seiner frommtüppigen Beredsamkeit die Leute bis zum Närrischwerden begeisterte?! Ich glaube, überzeugt sein zu dürfen, daß diese schrecklichen Mordscenen den Beifall unsers sanften Religionsstifters unmöglich können erhalten haben. Auch bin ich, meines Theils, der ungezweifelten Meinung, und wirklich der festen Ueberzeugung, daß Christus über dem christlichen oder türkischen Besitze seines ehemaligen Grabes, ziemlich gleichgültig wird gewesen seyn: daß er auch eben so wenig um die, meinetwegen noch so andächtigen Besuchungen desselben sich bekümmert haben wird. Denn das Einzige, womit wir ihm unsere Verehrung, Liebe und Anbethung bezeugen sollen, besteht ja doch nur in dem, daß wir seinen Lehren und Vorschriften, die er uns im Evangelium hinterließ, ordentlich und gewissenhaft nachleben — mit einem Worte: uns als rechtschaffene Christen, welchen erhabenen Namen wir von ihm führen, erzeigen sollen: sey hernach Christ oder Türke Besitzer und Eigenthümer seines Grabes. Dieses ehemalige Grab, wenn es sich gleichwohl noch vorfinden sollte, hat ja

doch weder einigen Antheil und Verdienst an seinem verkündeten Evangelium, noch legt es seinem schmählichen Tod einen höhern Werth bei — — —

Pfarrer. Schön und treffend, lieber Schulmeister! spricht er da. Da denkt er in der That sehr vernünftig, und im eigentlichen Sinne des Worts wahrhaft christlich. Hätte Jedermann immer so gedacht; so würde nicht das Blut von Millionen unschuldiger Menschen verspritzet, dem heiligen Muthwillen mancher Päbste hingeopfert, und dem unbegränzten Ehrgeitze einiger Großen zum schrecklichen Schlachtopfer dargebracht worden seyn! *)

Was

*) Die Kreuzzüge waren ungeachtet ihres schlechten Erfolges für Päbste, Mönche und Geistlichkeit dennoch ungemein vortheilhaft. Die Ersteren erkannten dadurch die große Macht ihrer Befehle auf Fürsten und Völker, und konnten in Abwesenheit der Staatenbeherrscher die entworfenen Pläne ihrer Machtsvergrößerung leichter realisiren: die Mönche und übrige Geistlichkeit hingegen hatten die schönste Gelegenheit sich in den Besitz so mancher ansehnlichen Güter der heiligen Kreuzzüger zu setzen.

Was übrigens das Schämen des heiligen Bernhards betrifft: so wußte er als Theolog sich dafür leicht zu helfen. Als Ursache des so unglücklich abgelaufenen Kreuzzuges führte er die Sünden und Laster der Kreuzfahrer an. Freilich war gewiß allemal weit über die Hälfte der Kreuzarmeen das niederträchtigste, elendeste, verworfenste Halunkengesindel, welches sich noch obendrein, unter dem vermeintlichen Schutze des päbstlichen Segens und Ablasses, alle nur erdenkbaren Ausschweifungen, Räubereien, und die allerschändlichsten Zügellosigkeiten erlaubte.

Bauer. Aber waren denn die Leute gar so dumm und abergläubisch, daß sie wegen des Segens und Ablasses des Pabstes, nicht nur alle Schandthaten begehen zu dürfen glaubten; sondern sich auch von den Türken niedermetzeln zu lassen, noch gar für Verdienst und Marterglorie hielten?

Pfarrer. Leider ja! — Selbst Kaiser Konrad nahm sich, wenigstens von dem Letztern, nicht einmal aus. Hört nur, wie er sich und die Seinigen über den verunglückten Kreuzzug und seinen unersetzlichen Verlust, tröstete: „Wenn wir" sagte er „diesen Kreuzzug

auch

auch nicht für das zeitliche Wohl unternommen haben: so ist er doch unserm Seelenheil zu statten gekommen." — Wirklich rüstete er sich schon wieder zu einem solchen Seelenheil bringenden Kreuzzug; allein der wohlthätige Tod, der ihn über seinem Unternehmen in die andere Welt abforderte, erhielt, wenigstens zur Zeit, vielen Tausenden das Leben.

Nun wieder auf unsere deutschen Kaiser und römischen Päbste.

Nach dem Hinscheiden Konrads III. wählten die Fürsten einmüthig den Herzog von Schwaben, aus dem berühmten, nachher so unglücklichen Hause Hohenstaufen, Friedrich I., zum Reichsoberhaupt.

Dieser Kaiser besaß eben so viel Tapferkeit, als hohe Einsichten. Mit unerschütterlichem Starkmuth wußte er das Kaiserliche Ansehen ziemlich wieder herzustellen, und die noch übrigen Gerechtsamen des deutschen Reichs gegen alle gewaltthätige Eingriffe der Päbste zu behaupten. Freilich gerieth er darüber mit dem Pabste Hadrian IV., dem Nachfolger Eugens III., bald in unangenehme Verdrüßlichkeiten und in Streit. Die päbstlichen Legaten wollten sich, im Namen des Pabstes, in allen

Reichs-

Reichsangelegenheiten als Richter aufführen; allein der Kaiser hatte den entschlossenen Muth, und schaffte sie aus Deutschland fort nach Rom. Im Jahr 1154 machte er, mit einer zahlreichen, auserlesenen Armee einen Zug nach Italien; ließ sich in Pavia zum König der Lombardei krönen; gieng dann von da gerade nach Rom. Bis Viterbo würdigte sich der Pabst, ihm entgegen zu kommen: wo sich Friedrich über die Römische Kaiserkrönung besprach. Bald aber hätte dieses Zeremoniel ein, in unsern Augen sowohl unbedeutender, als zugleich aber auch ärgerlicher, Vorfall beinahe rückgängig gemacht.

Bauer. Nun! — Was war das wohl für ein wichtiger Vorfall? — Sie sagen ihn uns doch?

Pfarrer. Als der Kaiser und Hadrian bei Viterbo zusammentraffen, und einander bewillkommten: war Friedrich so unartig, und — hielt dem Pabste, da er vom Pferde stieg, den — Steigbügel nicht.

Schlmstr. Wie! — Was ist das? — Der Kaiser dem Pabste den Steigbügel halten!!! — — Ha, ha, ha! unvergleichlich! Das ist ja zum Bersten lustig! — Hat sich

viel=

vielleicht jetzt der Kaiser zum Steigbügel-halten verstanden?

Pfarrer. Endlich ja. Denn da, auf sein Befragen über diese sonderbare Zumuthung, einige sehr betagte Reichsfürsten antworteten: daß Einer und der Andere seiner Vorfahren, aus willkührlicher Ehrerbiethung, manchmal den Päbsten den Steigbügel gehalten hätten: so ließ sich endlich Friedrich, als der nachgiebige, klügere Theil, gleichwohl gefallen, dem Pabst, beim Aufsteigen, den heiligen Steigbügel zu halten.

Bauer. Das ist doch entsetzlich! — Also ist es schon dahin gekommen, daß gekrönte hohe Häupter ordentlich wie Stallknechte die Päbste bedienen mußten!!! Da jetzt Friedrich so gutwillig den Steigbügel hielt: so wird doch der Pabst ihn gnädig angesehen, und ihm ohne ferneren Anstand dafür die römische Kaiserkrone recht hübsch, ordentlich und sanft auf das Haupt gesetzt haben?

Pfarrer. Wirklich. Nach dieser höchstwichtigen Steigbügel-Angelegenheit verfügten sie sich miteinander nach Rom: wo die Kaiserkrönung mit aller Solennität vor sich gieng. Nicht lange darnach schied Friedrich

freund-

freundschaftlich und ganz friedlich und vergnügt vom Pabste, und machte sich auf seinen Heimmarsch fertig.

Das gute Benehmen mit Hadrian war von keiner Dauer. Zum völligen Ausbruch des Zwistes und der unversöhnlichsten Mishelligkeit gab Folgendes die Veranlassung. Der Bischof von Lunden war auf seiner Rückreise von Rom nach Dännemark, in der Gegend von Diedenhofen (Thionville) in Lothringen, überfallen, geplündert und gefänglich angehalten. Obgleich diese That ohne alles Vorwissen, ohne den geringsten Antheil des Kaisers geschah: forderte nichts desto weniger der Pabst, in einem an ihn gerichteten Schreiben, strenge Verantwortung und Rechenschaft über diesen Vorfall, mit dem Anfügen: „Friedrich soll sich fein erinnern, was der Pabst für Ehre und Gutthaten ihm angethan — ihn zum Kaiser gemacht habe.“ — Diese letztere so seltsame Bemerkung des Pabstes reitzte Friedrichs Galle aufs höchste; selbst die anwesenden Fürsten und Ritter konnten ihren äussersten Unwillen nicht bergen. Friedrich stellte die Ueberbringer des Schreibens zur Rede, und tadelte diesen päbstlichen Ausdruck mit heftiger

Bit-

Bitterkeit. Darauf versetzte Einer von den päbstlichen Gesandten: „Woher denn der Kaiser die Krone habe; wenn sie ihm der Pabst nicht gegeben hätte?“ Das hieß doch in der That die römische Frechheit zu weit treiben! Kaum war der Kaiser mehr fähig, vor Aerger sich zu fassen. Der baierische Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, ein junger, feuriger Ritter, zog das Schwert, und würde wahrscheinlich diesem Frevler den Kopf gespalten haben; hätte es nicht der Kaiser noch gehindert. Auf der Stelle erhielten die päbstlichen Legaten den gemessensten Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden sich unverzüglich zur Abreise aus dem deutschen Reiche anzuschicken, mit dem Bedeuten an ihren übermüthigen Pabst: „Von Gott allein habe Friedrich das Kaiserthum durch die Wahl der deutschen Fürsten erhalten.“

Als Hadrian in seinen insolenten Anmassungen immer weiter zu gehen drohte; Friedrich aber ein zu kluger Mann war, als daß er hätte säumen sollen, diesen brutalen Pabst so weit über den Kopf wachsen zu lassen, wie Kaiser Heinrich IV. den Pabst Gregor VII.: so hielt er es jetzt für höchst nothwendig, ei-

nen zweiten Heerzug nach Italien zu unternehmen; gieng dann 1158 mit hunderttausend Mann dahin.

Auf den ronkalischen Feldern, einer grossen, weiten Ebene zwischen den Städten Kremona und Piazenza, hielt er unter freiem Himmel einen großen Reichstag: wohin er auch die gelehrtesten und berühmtesten Rechtslehrer von der hohen Schule zu Bologna, die fast durchgehends selbst Italiener waren, zu kommen beschied, um hier die Rechte, die er als römischer Kaiser auf Italien besitze, zu untersuchen und auseinander zu setzen. Diese entschieden nun aus dem römischen Rechte: daß alle Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Konsulate, Gerichtsbarkeiten, Zölle, Münzen, Fischereien, Weggelder und Steuern, ganz eigenthümliche Regalien — nehmlich Krongüter des Kaisers seien, und als solche ihm angehörten.

Schlmstr. Ei doch! was ich höre! Auf diesem Reichstage muß sich vermuthlich der römische heilige Geist nicht eingefunden haben. — Das ist nun doch eine ganz andere Sprache und Entscheidung für Kaiser Friedrich, als jene dort auf dem kalixtinischen Konzilium

für

für Kaiser Heinrich V. Aber sicher wird man dasmal den päbstlichen heiligen Geist aus Rom nicht herbeigerufen und auf diesem ronkalischen Reichstage zugelassen haben. — Der Pabst wird freilich darüber sehr ungehalten und mürrisch gewesen seyn?

Pfarrer. Leicht begreiflich, daß gegenwärtiger Reichstag dem Pabst ein schmerzlicher Dorn im Auge, und die Entscheidung der Rechtsgelehrten sehr anstößig seyn mußte. Er suchte daher sich am Kaiser zu reiben, wo und wie er konnte, und förmlich mit ihm zu brechen. Eine Gelegenheit dazu fand sich bald. Zwei Städte in Italien, Breszia und Bergamo lagen miteinander in Streitigkeiten, die Friedrich schlichten und beseitigen wollte. Nun ließ ihm aber der Pabst durch einen ganz unbekannten, zerlumpten Menschen einen Brief zustellen, darin er ihm das Richteramt über erwähnte Städte ohne weiters, und mit sehr anzüglichen Ausdrücken untersagte. Dergleichen tolle Zumuthungen erlaubte sich Hadrian noch manche. Unter andern rechnete er dem Kaiser als höchst strafbar an, daß er seinen Legaten und Kardinälen nicht ehrfurchtsvoll genug begegne; denselben wohl auch manchmal gar die

Kirchen- und Städtthore vor der Nase versperren lasse. — Auf dies Letztere ließ Friedrich dem Pabst bedeuten: „Allerdings habe er seinen Legaten und Kardinälen die Kirchen und Städte verschließen lassen; aber aus keiner geringern Ursache, als weil man sie nicht predigen, sondern plündern; nicht Friede stiften, sondern Geld sammeln; nicht die Welt belehren und verbessern, sondern die Leute abzapfen und Gold zusammenscharren sehe. Sobald man sie aber so erblicken werde, wie es die Kirche verlange, daß sie nehmlich Friede bringen; die Länder erleuchten; sich der Sache der Geringern annehmen: so werde man, wie es billig sey, gar nicht säumen, sie mit dem nothwendigen Unterhalte zu versorgen." — Sonst giebt Friedrich dem Pabste noch zu verstehen: „daß dergleichen Klagen wenig Demuth verrathen, die doch den Geistlichen eigen seyn sollte." — „Ferner möchte der Pabst doch nur vor allem andern dem nachstreben, was Jesus gelehret und gethan habe." — — Kurz: Kaiser Friedrich hatte Muth genug, dem wilden Stolz des Pabstes Hadrian Trotz zu bieten.

Gleichwohl that er ihm die Eröffnung, durch wechselseitige Gesandtschaften den obwal-

ten

tenden Zwist mit freundschaftlicher Güte beizulegen. Allein der erbitterte, starrsinnige Hadrian war so weit davon entfernt, zu einem friedlichen Vergleiche seine Hand zu reichen, daß er vielmehr jetzt, um seine unversöhnliche Rachsucht recht auffallend an Tag zu geben, mit dem König von Sizilien, ferner mit den gegen Friedrich schon lange feindlich gesinnten Städten Mailand und Breszia, wie auch mit den mehrsten Kardinälen, die verbindliche Uebereinkunft traf: daß kein Theil die Gnade und Freundschaft des Kaisers jemals nachsuchen sollte: und nach seinem Hinscheiden sollte kein anderer zum Pabst erwählt und als solcher anerkannt werden; ausser er sey dieser ihrer Parthei zugethan und standhaft ergeben. Ueber all dieses drohte er jetzt dem Kaiser ganz tollkühn mit den fürchterlichsten Bannstrahlen, die er sicher nächstens über sein Haupt würde geschleudert haben: wenn nicht der Tod ihm seine Sense in den steifen Nacken geworfen, und ihn von dieser Erde hinweggerafft hätte. Ja dieser Pabst soll sogar mit allem Ernste gedrohet haben, das römisch-deutsche Kaiserthum den Deutschen zu nehmen, und einer andern Nation zuzuwenden.

Schulmstr. Nun bin ich begierig, wie es bei der bevorstehenden Pabstwahl in Rom wieder hergehen wird.

Pfarrer. Verwirrt genug, wie es auch nicht anders zu erwarten ist. Zwei Päbste wurden wieder zugleich erwählt, Alexander III. und Viktor III. Der Kaiser und das Reich erkannten den letztern als rechtmäßigen Pabst. Dafür wurden aber Friedrich und Viktor vom Alexander exkommunizirt, und die Unterthanen, nach der gewöhnlichen Form, ihres Eides und Gehorsams gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt losgezählt.

Bauer. Ei! so geht doch der Tanz mit den verruchten Exkommunikationen schon wieder an! Nun wird es im Reiche wieder wild durcheinander gegangen seyn?

Pfarrer. Nicht sonderlich. Man war an dergleichen alberne Exkommunikationen allmählig zu sehr gewöhnt, als daß sie noch einen besonders nachtheiligen Eindruck auf die Gemüther hätten machen sollen. Nur einige Unholde und niederträchtige Schwindelköpfe nahmen daraus Veranlassung, wie überall und allzeit, ihre Schelmenstücke in Ausübung zu bringen.

Indeß erregte der Pabst Alexander in Italien wider den Kaiser so viele Feinde, daß er aufs neue genöthiget war, mit einem Kriegsheere dahin aufzubrechen. Am allerfeindseligsten und gehässigsten verhielten sich die Mailänder. Um Friedrichs Macht zu theilen, und ihm desto nachdrücklichern Widerstand leisten zu können; hatten sie eine starke Festung angelegt, die sie dem Pabst Alexander III. ihrem treuen, mächtigen Bundesgenossen zu Ehren, Alexandria nannten. Des festen Entschlusses, die treulosen rebellischen Wälschen zu züchtigen, wagte Friedrich mit den Mailändern und Venezianern, welche letztere ebenfalls fest am Pabst Alexander hiengen, ein großes, blutiges Treffen; ward aber, weil seine Armee kaum halb so stark als die feindliche war, gänzlich geschlagen.

— Da Friedrich sah, daß der Pabst Alexander mit seinem mächtigen, zahlreichen Rebellenanhang ihm diesmal so ganz über den Kopf gewachsen war: so gab er dem eisernen Drange der Umstände nach, und suchte mit großer, auffallender Hingebung und Selbstüberwindung, die Aussöhnung mit dem Pabst. Zu dem Ende verfügte er sich nach Venedig, wo sich eben

Alexander bei seinen treuen Alliirten aufhielt. Nachdem Kaiser Friedrich sich ihm zu Füßen geworfen, und — den Pantoffel geküßt hatte: ward er endlich zu päbstlichen Gnaden auf- und angenommen.

Schlmstr. Pfui! — Was ist das wieder! — Erst dem Pabste Hadrian IV. den Steigbügel halten; und jetzt dem Pabst Alexander III. allerunterthänigst zu Füßen fallen, und noch gar gehorsamst-demüthigst den heiligen Pantoffel küssen?! — — — Das sind mir doch herzbrechende Auftritte! — He! Nachbar! — Freund Kirchenbauer! — Was ists denn? ihr hängt ja den Kopf, als wenn ihr Stockprügel bekommen hättet! — Nicht wahr? in den vorigen alten Zeiten war es wirklich ganz anders, als heut zu Tage? — Da wußte und erfuhr man es recht deutlich und handgreiflich, daß ein Pabst zu Rom — oder meinetwegen zu Venedig — war!! — Nun! was sagt ihr denn zu alle dem? —

Bauer. Ach! laßt mich! — Was sollt' ich auch sagen, als daß ich nun schon mehr, als hinlänglich eines Bessern belehret bin; und daß ich mit keinem Wörtlein mehr,

in

in dieser Hinsicht, wider die gegenwärtigen Zeiten klagen und mich aufhalten will!!

Pfarrer. Hört, Freunde! dieß Pantoffelküssen muß euch nicht gar so sehr wundern. Man behauptet: Pabst Gregor VII. soll in den euch bewußten Vorschriften, unter andern auch diese seinen Nachfolgern zur gesetzlichen Einführung und beständigen Ausübung nachdrücklich empfohlen haben: „daß alle Fürsten die Füße des Pabstes allein küssen müßten.“ — — Und alle Päbste waren noch immer, bis auf unsere Zeiten, so würdige Lehrjünger von ihrem Meister Gregor, daß sie diese heilige Gewohnheit noch bis auf den heutigen Tag nicht ausser Kurs kommen lassen. Ihr müßt wissen, daß, wenn zu Rom ein hohes Fest, oder eine Hof-Feierlichkeit ist, man zum Fußkuß des Pabstes zugelassen wird, welches allemal fleißig durch die Zeitungen der andächtigen, römisch-frommen Welt bekannt gemacht wird. Wenn ich mich aus den Zeitungen, schon von länger her, noch recht erinnern kann; wurde sogar der überaus andächtige König von Sardinien, bei seinem längern Auffenthalt in Rom, zum Fußkuße des Pabstes Pius zugelassen. — —

Bauer.

Bauer. So! so! — Das wußt' ich noch nie, daß der römische Pabst noch heut zu Tage sich den Fuß küssen läßt. Aber wenn ich meine Meinung darüber sagen darf; so scheint mir dies eine unnatürliche und höchst ärgerliche Behandlungsart nur für verächtliche Sklaven! — — Jemanden aus Dankbarkeit, oder aus schuldiger Ehrfurcht die Hand küssen, das ist mir sehr einleuchtend, und scheint mir auch ganz natürlich. Aber einem den Fuß küssen — — — Pfui! das ist sklavisch!!!

Pfarrer. Hierin, mein lieber Kirchenbauer! kann ich nicht anders, als euch meinen vollen Beifall geben. Gleichwohl möchte ich so etwas nicht gern öffentlich behaupten. Lassen wir also das jetzt gut seyn. Wir können es ja doch nicht ändern. — Und nun weiter in der Geschichte.

Mit den folgenden Päbsten Luzius III. und Urban III. kam Friedrich bereits in die alten Zwistigkeiten. Jedoch ein Kreuzzug nach Palästina, dem er auf Zudringlichkeit des Pabstes sich unterzog, verhinderte noch den gänzlichen Ausbruch.

Bauer. So ließ doch auch der erhabene, große Friedrich zu so einem fatalen Kreuz-

zuge vom Pabste sich bethören! Wurden vielleicht die Christen im heiligen Lande von den Türken wieder so arg in die Klemme genommen, daß ein neuer Kreuzzug beim Pabste so nothwendig war?

Pfarrer. Allerdings war die Lage der Christen im gelobten Lande sehr verzweifelt. Der tapfere Sultan Saladin von Egipten hatte 1187 ihnen Jerusalem und alle festen Plätze, bis auf drei einzige Städte, abgenommen. Die ganze Christenheit gerieth bei dieser Schreckenspost in wilde Gährung. Allenthalben ließ jetzt der Pabst vollkommenen Ablaß allen denen verkünden, die nach Palästina zur Eroberung Jerusalems und des heiligen Grabes hinzögen. Friedrich, ungeachtet seines ergrauten Hauptes — er hatte schon sein siebenzigstes Jahr angetreten — entschloß sich, den Kreuzzug persönlich mitzumachen, und das Heer anzuführen. Unverzüglich veranstaltete er zu Nürnberg eine Reichsversammlung, und erhielt aus den Händen des Bischofs von Würzburg das Kreuz. Seinem Beispiele folgten viele Große, Grafen und Herren, z. B. Herzog Friedrich von Schwaben, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Graf Popo von Henne-

berg

berg und mehrere andere; wozu noch eine Menge Bischöfe, und ein entsetzlicher Troß von Mönchen, die nach wohllüstiger Freiheit schnaubten, sich gesellten. Die Zahl der Edelleute belief sich auf 4000. Kurz: es sammelte sich ein Heer von wenigstens einmal hundert und fünfzig tausend Mann. Mit diesem unübersehbaren Heereszug trat jetzt Kaiser Friedrich seinen Marsch nach Palästina an. Bis nach Armenien drang er glücklich vor; allein da raubte ihm — ein in der zu großen Erhitzung zu schnell abkühlendes Bad, in dem Flüße Saleph, sein Leben im Jahr 1190. Der größte Theil des Heeres fiel unter den Schwertern der Türken, oder ward in alle Welt zersprengt. Jerusalem mit dem heiligen Grabe blieb in der Gewalt der Türken; und wenige von den christlichen Kreuzfahrern kamen in ihre Heimath nach Deutschland zurück.

Ueber den traurigen Todesfall Friedrichs I. traurte ganz Europa. Nur der Pabst zu Rom war darüber ungemein froh und vergnügt; er schützte vor: „ dies sey eine Strafe wegen den ehemaligen Verfolgungen der römischen Kirche.“

Schlmstr.

Schlmstr. Ei! daß euch — Was doch die römischen Päbste für wunderliche Leute sind! Wenn man sich zu ihren wilden Anmassungen und Reichseingriffen nicht verstehen will: so nennen sie dies Kirchenverfolgung!

Pfarrer. Was Friedrich für ein grosser Regent müsse gewesen seyn, und welche Hochachtung selbst Ausländer für ihn gehabt haben: können wir aus dem aufrichtigen Geständnisse eines gewissen berühmten, mit ihm gleichzeitigen Geschichtschreibers, Peters von Blois, ersehen. Er schreibt über des Kaisers Todesfall: „Es habe ihn ein so fürchterlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf so tödtlich verwundet, daß kein Gegenmittel zu finden, und ihm alle Lust und Hoffnung zum Leben vergangen sey. Denn er habe gehört, und blos durchs Hörensagen sey er fast gestorben, daß jene unbewegliche Säule des Reichs, Deutschlands Grundfeste, und jener Morgenstern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertreffe, daß nemlich Friedrich I. im Orient das Leben geendiget. Nun sey jener starke Löwe nicht mehr, dessen majestätisches Angesicht, und mächtiger Arm die wilden Thiere von den

Verwüstungen abschreckt, die Rebellen unterjocht, und die Abentheuerer zur Ruhe gebracht!" — Dies sagt ein Franzose von unserm deutschen Friedrich — —

Für heute nun genug!

Fünfter Abend.

Kaiser Friedrich I., wie ihr schon wißt, endete seine glorreiche Regentenlaufbahn in dem unseligen Kreuzzuge ins gelobte Land. Nach ihm kam sein Sohn, Heinrich VI., auf den deutschen Kaiserthron. Noch ehe sein Vater den beschwerlichen Marsch nach Palästina antrat, hatte er sich mit der Prinzessin des Königs von Neapel und Sizilien, die Konstanzie hieß, vermählt. Eben befand er sich jetzt auf der Reise nach Italien, um dort das seiner Gemahlin zugefallene Königreich beider Sizilien in Empfang zu nehmen; als er die traurige Nachricht von dem plötzlicha Hinscheiden seines Vaters vernahm. Zu Rom ließ er sich vom Pabst Zölestin III. die Kaiserkrone aufsetzen: für welche Gefälligkeit er ihm nebst mehrern Gütern, die Stadt ud Festung Tuskulum, oder Tivoli, als ein Schankung überließ.

ließ. Kaum hatte Zblestin sie in seiner Gewalt; als er die Festungswerke niederreissen und schleifen, die Inwohner aber — auf eine grausame, erbärmliche Art ermorden ließ.

Bauer. Ach du gerechter Himmel! Wie! der Pabst ließ die Inwohner morden? — — O du mein Gott! was konnte denn wohl den heiligen Vater zu Rom zu einer so schrecklichen, unmenschlichen Grausamkeit verleiten! — Haben denn die Bürger dieser Stadt wider den Pabst ein gar so entsetzliches Majestätsverbrechen begangen, das so grausam sollte gestraft werden?

Pfarrer. Das einzige Verschulden dieser Unglücklichen, so unglaublich es euch immer scheinen mag, war kein anderes, als daß sie dem Kaiser Friedrich, und andern seiner Vorfahren, aufs engste zugethan und treu ergeben waren; dagegen sich hier und da den päbstlichen Anmassungen mit Nachdruck entgegensetzten.

Bauer. Aber seinem Landesherrn Treue und Unterwürfigkeit erzeigen, das ist ja doch kein Verbrechen; das ist ja nicht mehr als Pflicht. — Blieb Kaiser Heinrich zu dieser abscheulichen Unthat des Pabstes vielleicht gleichgültiger Zuschauer? Zog er ihn nicht zur Verantwortung?

Pfar-

Pfarrer. Mein guter Kirchenbauer! wißt ihr den nicht mehr, daß die Päbste als oberste Schiedsrichter und Weltregenten sich zu keiner Verantwortung, wegen was es immer seyn möge, viel weniger zu einer Strafe ziehen lassen! — Wollt' es schon hier und da ein Kaiser wagen, so manchem Pabste über seinem unverschämten Zugreifen auf seine ungerechten Finger zu klopfen: flugs warf er ihm die gräßlichsten Bannflüche in den Nacken, und verwickelte ihn in Händel, daraus er sich nicht so geschwind wieder zu helfen wußte. Wahrlich! mit den Päbsten ist nicht zu spassen; sie machen es einem gleich gar arg. Dies mochte sich Heinrich VI. wohl gemerkt haben: darum ließ er dem Zölestin seine wilde, grausame Laune hingehen. Uebrigens war Heinrichs eben nicht sehr ruhmwürdige Regierung von kurzer Dauer, indem er schon 1197 zu Messina in Sizilien, mit Hinterlassung eines Sohns, der Friedrich hieß, und erst drei Jahre alt war, sehr schnell dahinstarb. Man will behaupten, die Italiäner hätten ihm mit einem wälschen Modegewürz aus der Welt geräumet.

Ob nun gleich Heinrich VI. nicht am rühmlichsten regiert hatte: so war doch sein früh-

frühzeitiger Todfall für Deutschland von sehr schlimmen Folgen. Die Fürsten und andere Großen waren jetzt wegen der Kaiserwahl in zwei Partheien getheilt, deren eine den Herzog Philipp von Schwaben, Heinrichs Bruder; die andere den Herzog von Sachsen, Otto IV., zum Kaiser wählte. Da nun beide unmöglich zugleich Kaiser seyn konnten; so entstund daraus der blutigste Krieg. Einer suchte den Andern aufzureiben: Deutschland wurde dabei schrecklich verheeret und verwüstet.

Schlmstr. Ich bin doch begierig, wie sich der Pabst zu Rom bei diesem ganzen Handel verhielt?

Pfarrer. Der eben hatte den größten Antheil an diesen verwirrten, zerstörenden Auftritten. Papst Innozenz III. saß auf dem römischen Stuhle. Die verderblichen Unordnungen und blutigen Händel im Reiche waren ihm ungemein erwünscht. Innozenz verstund sich vortrefflich darauf, aus den wilden Verwirrungen Deutschlands, die er selbst zehen Jahre hindurch mit Bosheit anzettelte und unterhielt, die glänzendsten Vortheile für sich und seine römische Kirche zu ziehen. Das erste, was er that, war, daß er die Städte Ankona, Fermo,

Osi-

Osimo, Kamerino, Senigaglia, Pesaro mit noch mehrern andern, dem deutschen Reich entriß, und sich unterwarf. Das Herzogthum Spoleto, das ihm sehr bequem lag, zog er ebenfalls an sich: und ein gewisser Konrad, den der vorige Kaiser Heinrich VI. damit belehnt hatte, erhielt von ihm den geschärftesten Befehl, nicht nur sein Herzogthum, sondern ganz Italien schleunigst zu verlassen, und in sein Deutschland sich heimzupacken. Einem andern Großen, mit Namen Marquard, der im Namen des Kaisers einige Provinzen verwaltete, widerfuhr das Nämliche. — — Auf diese Art entstund der Kirchenstaat, der an Größe, Macht und Reichthum manches Königreich weit hinter sich ließ.

Damit noch nicht zufrieden, warf sich jetzt Innozenz als Schlichter und höchster Richter der deutschen Angelegenheiten auf, mit dem Vorgeben: „Daß es ausschlüßlich ihm allein zukomme, dem deutschen Reich einen Kaiser zu geben; indem die römischen Päbste das Kaiserthum von den Griechen auf die Deutschen übertragen hätten.“

Schlmstr. Dieser Pabst führt nun wieder ein recht tolles Geschwätz. Da Konstan-

tinopel und Griechenland noch immer selbst seine eigene Kaiser hatte: wie konnten denn wohl die Päbste das Kaiserthum aus Griechenland nach Deutschland herüberpraktiziren? — ! — Ja! wenn Innozenz gesagt hätte: daß die römischen Päbste ihre Widerspenstigkeit von den griechischen gegen die deutschen Kaiser übertragen hätten: das wär' ein Anderes; da hätte er die nackte Wahrheit gesprochen. — Wen brachte denn jetzt Innozenz für den deutschen Kaiserthron in Vorschlag?

Pfarrer. Den Herzog Otto IV. brachte er nicht blos in Vorschlag; sondern erklärte ihn öffentlich und feierlich als rechtmäßigen Kaiser: obschon Philipp ungleich mehrere Reichsfürsten für sich auf seiner Seite hatte. Zugleich belegte Innozenz alle diejenigen ohne weiters mit dem Kirchenbanne; die sich gegen Otto widerspenstig erzeigen, oder den Gehorsam verweigern würden.

Bauer. Wahrhaftig! dieser Pabst ist wieder ein würdiger Zögling aus Gregors VII. Schule. Aus welchem Grunde war denn aber Innozenz dem Philipp so ungeneigt, daß er ihn dem Otto nachsetzte?

Pfar-

Pfarrer. Es ist kein anderer, als daß Philipp ein Sohn des den römischen Päbsten so verhaßten Friedrichs I. und überhaupt ein Sprößling des hohenstaufischen Stammes war.

Schlmstr. Da aber doch Philipp die mehrsten deutschen Fürsten auf seiner Seite hatte, waren diese mit den widerrechtlichen, insolenten Anmassungen des Pabstes gleich so zufrieden?

Pfarrer. Keineswegs. Sie liessen ein Schreiben an Innozenz ergehen, darin sie ihn über sein Betragen eben so bittere als nachdrückliche Vorwürfe machten: „Wo" sagten sie, „ist es einmal erhört gewesen, daß ein Pabst sich in die Kaiserwahl der deutschen Fürsten auch nur eingemischt, vielweniger dem Reiche einen Kaiser eigenmächtig hat aufdringen wollen!? Im Gegentheile, was die Pabstwahl angehe, wär' es allerdings den Kaisern vorbehalten gewesen, daß ohne ihre Dazwischenkunft, und ohne ihr Gutheißen, solche nicht habe vor sich gehen dürfen." Sofort protestirten sie förmlich gegen alle Eingriffe und Zumuthungen des Pabstes, mit dem Anfügen: „Er soll die Lehre und Vorschrift Jesu ja nicht ausser Acht lassen, und nicht in weltliche Händel sich

mischen; sondern soll dafür nur desto eifriger um die Religion, und um geistliche Angelegenheiten sich kümmern und annehmen.“ —

Bauer. Diese entschlossene Sprache gefällt mir einmal von den Deutschen. Der Pabst wird sich jetzt hoffentlich zum Ziel gelegt haben?

Pfarrer. Ei ja! weit gefehlt. Der allmächtige Pabst Innozenz ließ die Fürsten protestiren und schwätzen und — er handelte. Durch seine Legaten ließ er Otto IV. neuerdings als Kaiser allenthalben ausrufen.

Weil nun doch Kaiser Philipp einen so hartnäckigen Gegner an Innozenz hatte: so versuchte er alles Mögliche, ihn zu gewinnen. Sohin eröffnete er ihm das Anerbiethen: daß er die römische Kirche mit ansehnlichen Gütern und Ländereien bedenken wolle, wenn er nur Ottos Parthei verlassen, und die seinige ergreifen werde. Anbei machte er sich noch obendrein anheischig, seine Tochter dem Enkel des Pabstes zur Gemahlin, und die mathildischen Besitzungen zur Aussteuer zu überlassen.

Schlmstr. Ah! das ist ein guter saftiger Bissen! — Mir selbst wässert ordentlich das Maul darnach. Da wird der Pabst doch

geschwinde zugegriffen und angebissen — und dem Kaiser Philipp freundschaftlich die Hand zur Versöhnung und Brüderschaft dargereicht haben?

Pfarrer. Nichts weniger. So vortheilhaft diese Anträge auch immer seyn mochten: blieb doch Innozenz — wenigstens zur Zeit — unbeweglich auf seinem feindseligen Entschluß. Denn daß ihm Otto eben so vieles, und wohl noch mehreres versprechen und halten werde, sobald er's verlange: konnte er zum voraus versichert seyn. Indeß konnten gleichwohl Innozenz und Otto ihrem ganzen Vorhaben keine erwünschte Ansicht abgewinnen. Die mehrsten Fürsten blieben dem Kaiser Philipp treu und standhaft ergeben; und die dem Otto bisher noch anhiengen, verliessen ihn einer nach dem andern, und traten auf Philipps Seite. Auf diese Art ward Otto in das äusserste Gedränge versetzt.

Bauer. Euer Hochwürden sagten vorhin: der Pabst habe alle jene ohne weiters für Exkommunizirte erklärt, die dem Otto als rechtmäßigen Kaiser den Gehorsam versagen würden. Wo blieb denn jetzt die Wirkung der päbstlichen Bannflüche, da die Für-

sten fast alle dem Kaiser Philipp zugethan blieben?

Pfarrer. Für diesmal mußte die Wirkung der Exkommunikationen wohl in Rom zurückgeblieben, und dort im Vatikane (Pallaste des Papstes) vertrocknet und ganz ausgedorret seyn; weil davon kein Quintlein Kraft nach Deutschland verpflanzet werden konnte. Drum seht aber, meine Lieben! es kömmt eben immer nur auf die äussern Umstände und Zeitverhältnisse an, ob die päbstlichen Bannstrahlen zünden und eine Wirkung hervorbringen sollen, oder nicht. Merkte ein jedesmaliger Pabst, daß ein Kaiser mit den Fürsten und Großen des Reichs in einer gewissen bedenklichen Gespanntheit lebte, und daß die Letztern nur auf eine schickliche Gelegenheit laurten, um mit ihrem Oberhaupte — dem Kaiser öffentlich brechen, und ihm den Gehorsam aufkünden zu können: so säumten die Päbste nicht, ihnen diese Gelegenheit zu verschaffen. Sie sprachen über die Kaiser, die ihnen nur ein wenig nicht anstehen und zu Willen seyn wollten, die gräulichsten Bannflüche aus, zählten auf die gottesvergessenste Weise alle Unterthanen von Treue und Gehorsam los: wo

dann gewöhnlich alles schrecklich durcheinander gieng; aus welchen unseligen Verwirrungen die boshaft staatskluge Statthalter Christi ihre irrdische Macht und ihr afterheiliges Ansehen bis ins Unendliche zu erhöhen und zu begründen wußten. — Auf solch eine Unordnung und Reichsverwirrung hatte auch jetzt der Pabst Innozenz sich Rechnung gemacht, daß sie für seinen entschiedensten Vortheil eben so auch in Deutschland, wie in Italien, ausschlagen sollte. Da er sich aber doch am Ende in seiner Rechnung betrogen fand: änderte er seinen störrigen Kopf plötzlich wider alles Vermuthen, kehrte dem Otto IV. — seinem bisher innigsten Busenfreund — den Rücken, und ward dafür Philipps Freund und hoher Gönner.

Bauer. Nun das heiß ich doch recht schlau und verschmitzt!

Schlmstr. Hört Nachbar! das heiß ich nicht schlau; sondern dies nenne ich eine niederträchtige Handlung, worüber ich mich so sehr ins Herz hinein schämen würde, daß ich keinem ehrlichen, rechtschaffenen Manne wieder unter die Augen tretten möchte!!!

Pfarrer. Eine verabscheuungswürdige Handlung bleibt es immer für einen jeden, der aus niedrigen und interessirten Absichten von der Parthei seines zeitherigen Freundes abspringt, und dann noch gar auf die Seite seines Feindes übertritt; und zwar nur darum, weil sich die Umstände seines Freundes verschlimmerten, hingegen die seines Feindes verbessert haben. Eine solche wilde Handlung sollte sich nun freilich ein Pabst schon gar nicht erlauben. Indeß was mußten wir von so manchem Statthalter Christi nicht schon vernehmen! — Doch davon genug!

Es war jetzt wirklich an dem, daß Otto sich hätte zum Ziele legen, und Philipp von allen Reichsfürsten und dem Pabst als allein rechtmäßiger Kaiser sollen anerkannt werden: als auf einmal ein zufälliges Geschicke dem Otto auf dem Kaiserthron verhalf.

Schlmstr. Ich bin von Neugierde gespannt auf dieses fatale Geschick!

Pfarrer. Ihr werdet euch, meine Freunde! noch an einen gewissen Otto von Wittelsbach erinnern, der dort unter Friedrich I. einem päbstlichen Legaten seiner Frechheit wegen, die er dem Kaiser ins Gesicht zu sagen

sich nicht entblödete, den Kopf spalten wollte. Dieser Otto war ein Mann von seltener Tapferkeit, und der eifrigste Freund und Kriegsgefährte des jetzigen Kaisers Philipp. Es hatte ihm einsmal dieser Wittelsbacher einen sehr wichtigen Dienst geleistet, dafür ihm Philipp eine seiner Töchter zur Gemahlin versprach. Nach der Hand mochte es den Kaiser gereuet haben; denn als ihn Otto hin und wieder an sein Versprechen erinnerte: suchte er immer auszuweichen. Otto, über die zuverlässige Wortbrüchigkeit Philipps entrüstet, entschloß sich, dessen Kriegsdienste zu quittieren, und sich zum König nach Pohlen zu verfügen, unter dessen Fahnen er für seine tapfere Kriegsthaten mehr Erkenntlichkeit hoffte. Zu dem Ende ersuchte er den Kaiser um ein Empfehlungsschreiben an denselben, das er ihm auch zustellte. Allein statt dem eigentlichen Empfehlungsschreiben, welches er ihm vorlesen ließ, und das die gehörige Heraushebung seiner ritterlichen Eigenschaften enthielt, ließ jetzt Philipp ein anderes unterschieben, darin Otto's Karakter ziemlich schwarz geschildert war. Der Wittelsbacher mußte darüber einigen Verdacht geschöpft haben; denn unter Wegs erbrach

brach er das Schreiben — und fand nur zu auffallend bestättigt, was er vorher nur im Dunkeln ahndete. Vor Wuth ausser sich kehrt er um, fliegt blitzschnell nach Bamberg, setzt den Kaiser über seine verrätherische That heftig zur Rede und — stößt ihm aus Rache das Schwert in den Leib. Das war im Jahr 1208.

Bauer. Daß dich, das dich! So hat es doch immer so ungeschickte und recht häßliche Auftritte in der Welt gegeben!

Pfarrer. Durch diesen unvermutheten, gewaltsamen Todesfall sah sich Otto IV. auf einmal von seinem Reichsnebenbuhler glücklich befreit; und sonach ward er als Kaiser erkennet. Zugleich aber forderte ihm der Pabst sogleich die Verbindlichkeit ab, daß er ihm zuerst den ruhigen Besitz der in Italien an sich gezogenen Städte und Ländereien, wovon wir oben gehört, für je und allzeit unangefochten überlassen, anbei ihm noch zu fernern Besitzungen verhelfen soll. Hierauf ward Otto 1209 zu Rom mit größter Pracht vom Innozenz gekrönt. Bei dieser Krönungsfeierlichkeit ereignete sich ein eben so seltsamer, als unangenehmer Vorfall. Die Römer, weil der Kaiser zu

den Geschenken, die sie mit Unverschämtheit forderten, sich nicht verstund, erregten einen Aufstand, fielen unversehens über die Deutschen her, und massakrierten viele. Otto verlangte vom Pabst, daß er die Rädelsführer zur verdienten Strafe ziehen sollte. Was glaubt ihr nun, Freunde! das der Pabst that?

Bauer. Ei nun! natürlicher Weise dem Verlangen des Kaisers Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Meuchelmörder aufs strengste züchtigen!

Pfarrer. Uebel getroffen. Höret und staunt! Anstatt der gehofften Genugthuung machte Innozenz dem Kaiser den gemessenen und geschärften Auftrag: er soll alsbald des andern Tages die Stadt verlassen, und ohne Verweilen das ganze römische Gebieth räumen.

Als Otto auf diese noch nie erhörte schlechte Behandlungsart, nach der Hand dem Pabst nicht so recht nach Herzenslust die verlangten Güter und Ländereien zugestehen und einräumen wollte — und wer hätte es wohl gethan? — ward er mit dem Bannfluche belegt. Der Kaiser kehrte sich aber wenig daran; und fuhr fort, den Feinden des deutschen Reichs — des Pabstes Kreaturen und Handlangern, in Italien

lien mit Nachdruck auf den Leib zu gehen. Innozenz hätte bersten mögen vor Unmuth und Aerger, daß der kühne Otto seinen heiligen Bannfluch so gering achtete und in Italien eine Eroberung nach der andern machte. Weil er dem respektlosen Kaiser keine hinreichende Kriegsmacht entgegen stellen konnte, und doch den überlästigen Gast gern aus Italien entfernt gesehen hätte: so suchte er es auf eine andere Manier anzugreifen, um seinen Zweck zu erreichen. Er beredete den Erzbischof Siegfried von Mainz, daß er den über Otto verhängten Kirchenbann auch in Deutschland verkündete; und über das sich alle Mühe gab, die Fürsten dahin zu vermögen, einen andern Kaiser zu wählen.

Schlmstr. Nun fängt es endlich schon an einzutreffen, daß die deutschen Bischöfe ihr Ansehen dazu misbrauchten, um es den Päbsten nachzuthun, und wie diese, den Kaisern eben so schlimm mitzuspielen! Hat dieser Erzbischof durch Verkündung der päbstlichen Exkommunikation dem Kaiser Otto vielleicht wirklich Feinde auf den Hals geworfen?

Pfarrer. Und zwar also, daß jetzt Otto, der noch immer in Italien verweilte,

sei-

seine Feinde im Respekt erhielt und demüthigte, nach Deutschland zurückkehren mußte, um die Unordnungen und Verwirrungen, die Siegfrieds Bosheit wider ihn angerichtet hatte, nach Möglichkeit zu unterdrücken. Da es ihm nicht mehr gelang: zog er sich nach Sachsen auf seine Erbgüter zurücke, wo er im Jahr 1218 auf seinem Schlosse Harzburg unweit Goslar verschied.

Nach Otto IV. kam Friedrich II. Heinrichs VI. Sohn, auf den deutschen Thron. Mit dem Pabst Innozenz stund er anfangs, da er sich möglichst in seine päbstliche Laune fügte, in ganz gutem Verständniß; welches welches aber bald durch ein auffallendes Ereigniß durchaus gestört werden mußte. Kaiser Friedrich II. war zugleich König von Neapel und Sizilien, welche Königreiche, unter dem noch heute gewöhnlichen Namen beider Sizilien, ihm nach seiner Mutter Konstanzie's Absterben, mit der, wie wir wissen, sein Vater Heinrich VI. vermählt war, erblich anheimfielen. Während Friedrich in Deutschland, wegen Schlichtung mehrerer Reichsangelegenheiten, sich aufhielt, hatten einige unruhige Großen von Sizilien mehrere königliche

Kron-

Krongüter an sich gerissen. Ueber diesen Staatsfrevel billig aufgebracht, kehrte der Kaiser aus Deutschland in seine Erbreiche, nahm den Rebellen ihren Staatsraub wieder ab, und schickte sich an, sie verdientermassen zu züchtigen. Sie aber flüchteten sich nach Rom zum Pabst, suchten seinen Schutz und — fanden ihn. — — Natürlich mußte darüber Friedrich mit dem Innozenz brechen. Die Mishelligkeiten gediehen bald so weit, daß der Pabst seine Bannstrahlen auf den Kaiser zu schleudern begann, woran er jedoch vom herbeieilenden Tode 1226 noch gehindert ward.

Bauer. So ist doch ein Pabst immer schlimmer als der andere! Und dieser Innozenz III. nimmt sich davon auch gar nicht aus.

Pfarrer. Innozenz, meine Freunde! hat den Gregor VII. in manchen Stücken noch übertroffen: wovon wir nur Ein und Anderes als Belege anführen wollen. So z. B. führte er die Inquisition ein.

Bauer. Erlauben Sie! was versteht man unter dem Worte „Inquisition?“

Pfarrer. Nach der Erfindungs- und Anwendungsmethode heißt Inquisition nichts anders, als: Aufspürung der Ketzer;

oder auch Ketzergericht: worüber wir gleich ein Mehreres vernehmen wollen. Zur Errichtung eines solchen Ketzergerichtes trug eigentlich der heilige Dominikus das mehrste bei. Nun zur Sache!

Unter Ketzern wurden alle diejenigen verstanden und genommen, die etwa einen Punkt von der Zucht und Lehre der römischen Kirche (nicht des Evangeliums!) tadelten, und nicht gleich blindlings aufs Wort hin glauben und thun wollten, was der Pabst zu Rom sagt und haben will. Zudem noch werden unter der Benennung „Ketzer" alle jene mit einbegriffen, die mit den so eben besagten Ketzern Umgang, Freundschaft und Verkehr haben, ihre Bücher lesen; ihre Meinungen loben; ihre Predigten u. s. w. anhören. *)

Die

*) Dieser wilde Verketzerungsgeist haftet wahrlich noch immer in dem verkrüppelten Zwittergehirn so manches erzorthodoxen Theologen. — Vor beiläufig sieben Jahren erzählte ein Kandidat aus dem Seminar zu Pfaffenhausen bei einer Gelegenheit folgende Anekdote.

„Der geistliche Rath und Regens N. hält mit seinen Seminaristen wöchentlich, gewöhnlich am Samstage, so genannte Confessiones

Die Waldenser, ein Völklein, welches die Thäler von Savoyen und Languedok bewohnet,

---

nes fictas, erdichtete Beichten, (ja wohl!!) die man da auch Konferenzen heißt. — Nun stellte er einsmal diesen Casus (also Kasuistik?!) auf: Jemand klagt sich im Beichtstuhle ganz aufrichtig und reumüthig über seine Sünden an. Zu Ende der Beicht fügt er, gleichsam nur so nebenher, noch an: er habe kürzlich nach Kaufbeuern zur seligen Kreszenzia eine Wallfahrt gemacht: und da habe sich es eben geschickt einer lutherischen Predigt beizuwohnen, die ihm ausnehmend wohl gefallen habe: weil der Pastor seinen Zuhörern wirklich recht schöne und praktische (also nicht aszetische!) Sittenlehren aus Herz gelegt habe. Auf dem Heimweg habe er zu seinen Mitwallfahrtern sich geäussert und behauptet: die Lutheraner, wenn sie ihren Glauben halten, und rechtschaffen und christlich handeln, müßten ohne allen Zweifel auch selig werden. — Und nun verlangte der Hochwürdige Pater Qualifikator von einem der Kandidaten zu wissen, wie er dieses Beichtkind behandeln würde. Der Kanditat war in Verlegenheit und stotterte. Man merkte aber wohl, daß er etwas tolerant war; denn er schien, freilich nur ganz schüchtern, wirklich der Meinung des Wallfahrters beizustimmen; jedoch mit der Modifikation: daß die römisch-katholische Religion die allein sichere sey. —

Aber

net, waren die ersten, die sich öffentlich erkühnten, nicht gleich alles für wahr und recht zu halten, was der Pabst zu Rom sagt und thut. — Der

---

Aber o Himmel! der gute Kandidat hatte es übel getroffen! — Daß er nicht selbst verkezzert ward, war alles. Kurz: der Pfaffenhausische Großinquisitor resolvirte diesen Kasus nach seinen skolastischen und kasuistischen Subtilitäten so auffallend klar, daß dieser Wallfahrter, durch die Anhörung der lutherischen Predigt — und dann durch seine freche, hartnäckige (pertinace!) Behauptung, eine offenbare und förmliche Ketzerei (Haeresis externa et formalis) begieng: und also (propter casum reservatum) nicht konnte — und nicht durfte absolvirt werden — — Denn:

„Extra Ecclesiam nulla Salus!“

Zu deutsch: Ausser der römischen Kirche giebt es keine Seligkeit!

Distinguo: meine Herren! Extra ecclesiam (nuperrime) Pfaffenhusanam et Jesuiticam, concedo; alias nego. — Quod erat demonstrandum — — — Zu deutsch: Hier ist zu unterscheiden, meine Herren! ausser der pfaffenhausischen und jesuitischen Kirche ist keine Seligkeit: das will ich zulassen; ausser einer andern: dieses ist nicht wahr! und dieses ist, was bewiesen werden mußte.

Der heilige Dominikus ärgerte sich deswegen gar sehr, suchte sie und ihre Anhänger durch mancherlei feurige Predigten zu bekehren, und zu Gunsten Roms eines Bessern zu belehren. Aber vergebens. Sie hielten diesen eifrigen Prediger für partheiisch und zu sehr päbstlich gesinnt. Und sie mochten wohl so unrecht nicht gehabt haben.

Aus Unmuth und heiligem Aerger gieng jetzt Dominikus im Jahr 1215 nach Rom, stellte dem Pabst Innozenz III. recht lebhaft vor Augen, welch ein erschrecklicher Gräuel, unabsehbarer Nachtheil und Schaden dem römischen Hofe aus den bösen, verkehrten Grundsätzen der gottlosen Waldenser und ihres Anhangs zuwachsen müsse: wenn diesem verderblichen Uebel nicht in Zeiten, und mit strengstem Nachdrucke entgegengearbeitet werde. Sofort gab er dem Pabste den wohlmeinenden, christkatholischen (?!) Rath, diese Ketzer und Widersacher des römischen Hofes mit Feuer und Schwert von der Erde zu vertilgen: zu welchem Ende er ihm einen Orden zu errichten erlauben möchte, der solchen Erzketzern ohne Ausnahme, mit aller Macht und unerbittlicher Strenge sich entgegen stemmen soll.

Dem

Dem Pabst Innozenz gefiel dieser Vorschlag ungemein: er war höchlich erfreut, daß er an diesem wackern Dominikus einen so feurigen, heftigen Vertheidiger und Beförderer des päbstlichen Hofes gefunden. Auf der Stelle ertheilte er dem Dominikus, der nachher für seinen Feuereifer zum Heiligen gemacht ward, die unumschränkte Vollmacht, nach seinem Gutdünken, einen besondern Orden wider die Ketzer und alle Widersacher des römischen Stuhls zu errichten. Somit entstund also der heilige Inquisitions- oder Dominikanerorden. Alsbald siedelten sich diese orthodoxen Ordensbrüder allenthalben an; vorzüglich in Spanien und Italien setzten sie sich schaarenweis, unter den allmächtigen Schutzflügeln der Päbste, in ihren Nestern fest.

Das erste, was diese Dominikanermönche, (von ihrem Erschaffer und Stifter Dominikus also benamset), oder eigentlicher: diese Ketzerjäger vornahmen, war nun, daß sie den vermeintlichen Ketzern allenthalben nachspürten, und selbe wuthvoll mit Feuer und Schwert hinrichteten. In kurzer Zeit wurden viele tausend Menschen auf dem Scheiterhaufen jämmerlich verbrannt. — Diejenigen, welche die

Ketzer aufsuchten, hieß man Inquisitoren (Nachspürer). — Wenn man so einen unglücklichen, vorgeblichen Ketzer zu der schrecklichen Gerichtsstätte hinausführte: that man ihm ein besonderes Schandkleid an, setzte ihm eine Mütze auf den Kopf, die mit rothen Feuerflammen, und mit gräßlichen Teufeln bemahlt war. Dieser hübsche Aufzug hieß „Sanbenito.“ Ueberhaupt war die Hinrichtung der zum Feuer Verurtheilten gewöhnlich mit großen unmenschlichen Feierlichkeiten begleitet; das man dann „Auto da Fe“ — oder Feuerfest nannte — und das in Spanien, zur Schande der Menschheit, noch so heißt!!!

Schlmstr. Potz alle Welt! wie froh bin ich, daß bei uns in Deutschland kein so fürchterliches Ketzergericht ist! Ich müßte gewiß auch auf den Scheiterhaufen spazieren, weil ich die Ungerechtigkeiten und ärgerlichen Mishandlungen, welche die Päbste gegen die deutschen Kaiser sich erlaubten, unmöglich lobenswürdig finden kann.

Pfarrer. Und ich, meine lieben Freunde! müßte der erste den Scheiterhaufen besteigen, aus Ursache, weil ich mich unterstehe, die unseligen Thaten der Päbste euch zu er-

zählen. Unser lieber Kirchenbauer würde uns beyden Gesellschaft leisten müssen; denn auch er müßte ohne Gnade und Barmherzigkeit ins Feuer wandern, und zwar blos darum, weil er meine Erzählungen mit angehört hätte.

Bauer. Aber man wird mit so einem Unglücklichen doch nicht gleich so grausam verfahren seyn, ohne nicht vorher untersucht zu haben: ob er der anbeschuldigten Ketzerei wirklich schuldig und überwiesen war? — Denn hoffentlich werden die Dominikanermönche mit dem angeblichen und aufgespürten Ketzer nicht ohne vorausgegangenen Prozeß so unmenschlich umgegangen seyn?

Pfarrer. Freilich wurde über so einen Unglücklichen eine gewiße Prozeßordnung beobachtet, die ich euch nun erzählen will.

Die Inquisition fängt ihren Prozeß mit der Zitation (Vorrufung) des Beklagten an. Dieser wird dreimal nach einander zitirt; und wenn er nicht erscheint: so donnert man auf ihn ungesäumt die Bannstrahlen los. Der sicherste Weg ist, sogleich zu erscheinen; denn wenn man damit zögert: so wird man nur verdächtiger, und als widerspennstig angesehen, man mag nun schuldig seyn oder nicht. Wolla-

te man sich flüchten: so hat die Inquisition aller Orten so viele Späher und Henkersknechte, daß der Flüchtling unfehlbar an einem, oder dem andern Orte erwischt werden muß.

Ist der Beklagte einmal in der Inquisitoren Hände gerathen: so kann ihn Niemand mehr sprechen, Niemand eine Fürbitte für ihn einlegen. Man begräbt ihn in fürchterliche Gefängnisse, die ganz unter der Erde sind, und wohin nur verschiedene krumme Gänge und Umwege führen. Wenn der Gefangene nun einige Tage, oder wohl auch Monate, im Kerker gesessen hat: so fragt ihn der Kerkermeister: ob er nicht etwa gerne verhört werden möchte. Wird er vor die Inquisitoren (Ketzerrichter) gebracht: so stellen sich diese an, als wären sie äusserst bestürzt, ihn hier zu sehen. Sie fragen: wer er sei, was er wolle, was er ihnen zu sagen hätte? — Giebt er zur Antwort: er möchte gern wissen, was sein Verbrechen seyn soll: so wird er von den Inquisitoren aufs ernstlichste ermahnet, freiwillig und von selbst alles zu beichten. Beichtet er nichts, klagt er sich nicht selbst an: so wird er in seinen Kerker zurückgeführt, damit er Zeit habe, der Sache nachzudenken. Nach Verfluß

von längerer Zeit schleppt man ihn aufs neue, wie vorhin, aus dem Kerker hervor, und fragt ihn, wie oben. Ist er auch jetzt nicht zum Geständniß zu bringen: so läßt man ihn einen Eid schwören, dadurch er sich verpflichten muß, über jeden Punkt, darüber man ihn fragen würde, die Wahrheit zu sagen. Will er nicht schwören: so wird er ohne weitern Prozeß gerichtet, und als schuldig zum Feuer verurtheilt. Hat er geschworen; so fragt man ihn allerhand Sachen über seinen Lebenslauf, und die Inquisitoren ermahnen ihn immer aufs neue, sein Verbrechen von freien Stücken zu bekennen, und verheißen ihm in diesem Falle alle Gnade und Mitleiden. Durch dieses betrügerische, hinterlistige Mittel gelingt es den Richtern oft, von dem unbehutsamen und leichtgläubigen Gefangenen beträchtlich mehr herauszubringen, als sie vorher wußten. Endlich wird ihm eine schriftliche Anklage zugestellt, worin über die eingestandenen Verbrechen noch viele andere enthalten, von den Inquisitoren nach Gefallen ersonnen sind, und ihm aufgebürdet werden. Dies ist einer von den verruchtesten Kunstgriffen, den der Satan ihnen je hätte in den Kopf setzen können; denn weil

der Beklagte nicht weiß, wessen er eigentlich beschuldiget ist: so bekennt er oft Sachen, wovon seine Richter vorher ganz nichts wußten. Entschuldigt sich der Beklagte über einige Punkte, die man ihm zur Last legt, mehr, als über andere: so wird dies als ein Zeichen angesehen, daß er wohl auch über die Artikel schuldig seyn möchte, von denen er weniger Geschrei macht. Hierauf giebt man ihm einen Advokaten; der aber mit ihm nicht anders, als in Gegenwart der Inquisitoren, sprechen darf: und aller Trost des Advokaten, besteht darin, daß er den Beschuldigten aufs eifrigste ermahnet, ja alles zu gestehen. — Endlich theilt man ihm nach vielen Verhören pünktlich jedes Verbrechen mit, dessen man ihn wirklich schuldig, oder verdächtig befunden hat. Stehen seine Antworten dem Richter nicht an, oder ist eine und die andere Beschuldigung nicht vollkommen erwiesen: so schreitet man zur Tortur. Man hat drei Gattungen von Torturen für diese armen Unglücklichen; den Strick, der unter ihren Grausamkeiten die gelindeste ist; das Wasser, und dieses ist schon ungleich schmerzhafter; und das Feuer, welches das allerunmenschlichste, grausamste Marterwerk von der Welt ist.

Mei-

Meine Seele hat einen Abscheu und entsetzet sich, alle die unnatürlichen Qualen zu erzählen, mit denen die armen Gefangenen gemartert werden. — Hat der Beschuldigte genug Kräfte, diese entsetzlichen Peinigungen auszustehen, das öfters sich zuträgt: so führt man ihn in seinen Kerker zurück, wo ihm neue Fallstricke gelegt werden. Man schickt Leute zu ihm, die sich gar mitleidig gegen ihn anstellen, es mit ihm halten, auf das Inquisitions-Tribunal und seine barbarische Grausamkeit fluchen. Ist dies nicht hinreichend, etwas aus ihm herauszubringen: so fangen die Inquisitoren selbst an, sich mitleidig zu stellen, sagen, wie nahe ihnen des armen Beklagten Unglück gehe, ermahnen ihn, seine Sünden zu beichten, und versichern ihn, ein einziges Wort sey hinreichend, ihn von solchen entsetzlichen Martern zu befreien.

Das Ende des ganzen Prozesses ist, daß der arme Beschuldigte, wenn er auf obige Art überwiesen worden, oder bekennet hat, zu irgend einer ausserordentlichen Strafe verurtheilt wird; bald auf die Galeeren; bald zu Streichen; bisweilen zur ewigen Einkerkerung. Die schrecklichste Strafe aber ist das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen.

Uebrigens werden viele von den armen Angeklagten dem weltlichen Gerichte überliefert, und zwar immer mit der feierlichen Protestation, daß man sie ja nicht hinrichte. Giebt aber der Richter dem verstellten Bitten und Protestiren der Inquisitoren nach, und straft den Unglücklichen nicht am Leben: so packt die Inquisition den Richter selbst, betrachtet ihn selbst als einen Ketzer, macht ihm als solchem den Prozeß — und verurtheilt ihn ohne alle Gnade und Schonung. — Alls Vermögen der Beschuldigten wird konfiszirt — eingezogen, und Weib und Kinder und Angehörigen, die nicht das geringste gesündiget und verschuldet haben, müssen von nun an ihr Brod betteln gehen — —

Schlmstr. O du gerechter Himmel! was für ein schreckliches Gericht ist die Inquisition! — Eine solche fürchterliche, unnatürliche Erfindung würde nur dem Luzifer Ehre machen! Und — der heilige Vater Pabst Innozenz III. und der heilige Dominikus sind die Stifter dieses satanischen Inquisitionsgerichtes? — ! — Nun wohl bekomm' es ihrer Heiligkeit!!!

Pfarrer. Diese saubere Inquisition hatte Innozenz auch wirklich in Deutschland schon ein-

eingeführt. Zuerst kam die Reihe des Verbrennens und Hinrichtens an die Bauern; dann an die Bürger; über Kurz an den Adel; und endlich bald auch an die Ritter und Grafen. Dies abscheuliche Unwesen dauerte aber, weil man es zu arg machte, in Deutschland nur drei Jahre. Dafür führte Innozenz das zeither ganz unbekannte Interdikt ein.

Bauer. Was ist denn nun das wieder für ein römisches Ding?

Pfarrer. Durch das Interdikt wurde der Kirchenbann, in welchem sich ein Fürst befand, über sein ganzes Land ausgedehnt. Oder: das Interdikt ist ein päbstliches Verboth, vermöge dessen kein öffentlicher Gottesdienst im ganzen Lande eines exkommunizirten Fürsten durfte gehalten werden. Alle Glocken verstummten; man hörte keine Kirchenmusik; nur stille Messen durften gelesen werden, und zwar nie anders, als bey fest verschlossenen Thüren; keine Sakramente wurden ertheilt, ausser allein die Taufe, und die Beicht, wenn sie in der Todesstunde verlangt wurde; keinem Verstorbenen gestattete man ein ehrliches Begräbniß, man scharrte sie, weit entfernt von dem Gottesacker, in einem abgelegenen Winkel ein; die

Ehen wurden nicht in der Kirche, sondern auf dem Todtenacker geschlossen — —

Schlmstr. O du gerechter Gott! was waren doch zur damaligen Zeit die römischen Päbste für schreckliche Leute! — Wie konnten denn die Päbste auch gegen die ganz unschuldigen Unterthanen so gar fürchterlich wüthen? — Was für einen Beweggrund hatten sie denn zu solch einem schändlichen, unnatürlichen Interdikt? Und wenn die Ehen auf dem Todtenacker geschlossen worden, so mußten ja die mehrsten Schulmeister, als Hochzeitlader, verhungern?

Pfarrer. Der Beweggrund hiezu war, wo nicht natürlich, doch gewiß sehr einfach. Ihr wisset, daß nach Ableben Heinrichs VI. die Deutschen in ihrer Wahl getheilt und uneinig waren, und zwei Kaiser zugleich, den Herzog Philipp von Schwaben und den Herzog Otto von Sachsen, wählten: wo dann einer den andern wegen dem ausschlüßlichen Besitz der Kaiserkrone bekriegte. Philipp, wie wir wissen, hatte die mehrsten Reichsfürsten für sich, das dem Pabst Innozenz, der Otto IV. begünstigte, sehr mißfiel, und sie eben darum alle ohne weiters mit dem Bannfluche belegte, wenn sie nicht dem Otto Ergebenheit, Treue und Ge-

horsam leisten würden. Da nun, ungeachtet dieses Bannes, die Fürsten dem Philipp standhaft ergeben blieben, und also der Pabst merkte, daß die Exkommunikationen gar nicht mehr alle die gehoffte und erwünschte Wirkung hervorbringen wollten: so verfiel er auf das abscheuliche Interdikt, woraus dann wieder gar oft die bedaurungswürdigsten Verwirrungen, die blutigsten Auftritte entstunden.

Ueberhaupt war Innozenz III. nach Gregor VII. einer der schlimmsten und anmassungsvollsten Päbste. Er behauptete öffentlich und ohne Erröthen: „Gleichwie der Mond sein Licht von der Sonne bekomme; dabei aber kleiner bleibe, als die Sonne, der Größe sowohl, als seiner Lage und Wirkung nach: also erhalte auch die königliche Gewalt von dem Ansehen des Pabstes den Glanz ihrer Würde.“ — Dieser Pabst maßte sich auch schon das ausschließliche Recht an, in der ganzen Christenheit die Benefizien — nehmlich Bisthümer, Abteien, Kanonikate, Pfarreien u. s. w. für sich eigenmächtig zu vergeben. Doch weg von diesem Innozenz III.

Pabst Honorius III. bestieg jetzt den römischen Stuhl.

Schlmstr. Verzeihen Sie! ich meinte, es wäre besser gesagt: er bestieg den Weltthron. Denn gemäß der übermüthigen Vergleichung des Innozenz III. zwischen Sonne und Mond, sind ja doch die Päbste wirklich nichts mehr und nichts weniger, als die Könige aller Könige. — Wie kam jetzt wohl Kaiser Friedrich II. mit dem neuangehenden Pabste Honorius III. aus?

Pfarrer. Nicht am besten! Er ward bald auch mit diesem in unangenehme Verdrüßlichkeiten verwickelt. In den größten Verstoß gerieth er mit ihm, daß er nicht alsogleich, wie er es verlangte, einen Kreuzzug nach Palästina unternahm. Honorius drohte ihm: daß, wenn er nicht bald möglichst mit einer Armee dahin aufbreche, er ihm in Deutschland sowohl, als in Italien Feinde genug auf den Hals werfen wolle.

Bauer. Daß doch die Päbste immer so sehr auf die Kreuzzüge drangen, und so viele hunderttausend Menschen konnten hinschlachten sehen! Ich glaube nun recht gerne, daß es ihnen nicht so fast um das vermeintliche heilige Grab Christi, als vielmehr um ganz andere Dinge zu thun war.

Pfar-

Pfarrer. Ja wohl, mein lieber Kirchenbauer! drangen die Päbste, im Vereine mit dem Mönchthum, um gar vieler Ursachen willen auf die Kreuzzüge. In dieser Hinsicht wollen wir, im Vorbeigehen, nur Eins und das Andere vernehmen.

Auser dem schon bekannten Beweggrunde der Päbste, ihre unbeschränkte Oberherrlichkeit auch nach Asien zu verpflanzen, und nebenher die halsstarrigen Griechen mit Gewalt der Waffen in ihr kirchliches und politisches Römerjoch zu schmieden: wandten sie jetzt die Kreuzarmeen auch dazu an, alle diejenigen zu verfolgen und auszurotten, die vom päbstlichen Stuhle nur deswegen für Ketzer verschrien und gebrandmarkt wurden, weil sie sich über den Uebermuth, Ehrgeitz, Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit und über unzählige andere Laster des römischen Hofes, wie auch der übrigen Geistlichkeit, ärgerten und, dieser schändlichen Freveltaten müde und überdrüssig, frei heraussagten, daß sie unter solchen verruchten Hirten nicht länger mehr stehen; sondern das römische Joch abschütteln wollten. Blos um dieser Ursache willen wurden eine unzählbare Menge der Waldenser und Albingenser niedergemetzelt; weil

das

das abscheuliche Inquisitionsgericht der Dominikanermönche mit Hinrichten und Verbrennen derselben nicht fertig genug werden konnte. Blos aus diesem Grunde der muthwilligen Verketzerung zerstörte, auf Befehl des römischen Hofes, ein gewisser Monfort, Anführer einer solchen Kreuzarmee, sehr viele Dörfer, Flecken und Städte. Blos um deswillen wurden nur allein in Beziers über sechzig tausend unschuldige Personen erwürgt. Und auf den Grafen Raimund von Tolosa, regierenden Herrn von Lanquedok, der nicht als ein müssiger Zuschauer seine Staaten konnte zu Grunde richten, und seine Unterthanen so entsetzlich mishandeln und dahinwürgen sehen; und ihnen daher zu Hilfe eilen wollte, ward mit Wuth der fürchterlichste Bannstrahl geschleudert — und er aus seinen Staaten verbannet. Um von der Exkommunikation und seiner übrigen Strafe losgesprochen zu werden, mußte er sich vor der Kathedralkirche in der Hauptstadt seines Fürstenthums mishandeln lassen. Während der Mishandlung mußte er im Hemde, den Strick um den Hals, eine Wachskerze in der Hand, so lange stehen bleiben, bis ihn endlich ein übermüthiger, grausamer päbstlicher Legat vor un-

endlich vielen Zuschauern, nach verruchtester Herzenslust, mit einer Ruthe gestrichen und derb durchgepeitschet hatte. — —

Daß auch die Bischöfe, vorzugsweise aber das Mönchthum, für die Kreuzzüge ungemein eingenommen waren, wofür uns die schon bewußte Ueberredungskunst des heiligen Bernhards allein zum hinlänglichen Beweise dienen könnte; das darf uns gar nicht befremden. Denn die Kreuzzüge waren für Bischöfe und Mönche die eigentliche Quelle der unermeßlichen Schätze und Reichthümer. Wer einer Reise nach Palästina sich unterziehen wollte, der verkaufte gewöhnlich alles, was er hatte, oder doch den größten Theil seiner Habschaften, um auf der Reise desto gemächlicher leben, und die erforderlichen Unkosten bestreiten zu können. Herzogen, Grafen, Ritter, Herren und Gemeine veräusserten, wenigstens zum Theile, ihre Herzogthümer, Grafschaften, Rittersitze, Herrschaften und Güter. Man verkaufte in Eile; denn der päbstliche Segen und Ablaß, den man bei einem solchen Zuge wider die Türken gewinnen konnte, gieng über alles. Die daheim bleibenden Laien (Weltleute) hatten wenig baares Geld; theils weil die Großen, Edeln und Rei-

chen vorzugsweise die Kreuzzüge mitmachten; theils weil die Bischöfe und Mönche schon den größten Theil des Vermögens den Weltleuten durch ihre mannigfaltigen frömmelnden Gaukeleien herauspraktizirt hatten. Die Geistlichen waren also beinahe die einzigen, welche die Ländereien und Besitzungen der angesehenen und begüterten Kreuzfahrer käuflich an sich bringen konnten. Und weil die Verkäufer nun einmal des Geldes, ihres oft zu beschleunigenden Kreuzzuges wegen, benöthigt waren: so konnten die Bischöfe und Mönche bei diesen erwünschten Anlässen die weitläuftigsten und beträchtlichsten Güter oft in den niedrigsten Preisen sich ankaufen. Man kann sich unmöglich eine Vorstellung machen, viel weniger berechnen, wie Vieles bei solchen Veranlassungen von den Laien an die Geistlichkeit überhaupt verkauft worden ist, und um welch einen wohlfeilen, niedrigen Preis die Kirchen und Klöster ihre Erwerbungen an sich gebracht haben. *)

Um

*) Viele Güter und Besitzungen wurden an Kirchen und Klöster gar verschenkt, damit die frommen Monachen durch ihr viel vermögendes und heiliges Gebeth den Eigenthümern derselben zu dem Donquischottischen Zuge nach Palästina den Segen des Himmels erbethen möchten.

Um dergleichen Veräusserungen und Verkäufe, zu Gunsten der Geistlichkeit, noch mehr zu erleichtern, geboth schon Pabst Eugen III., daß, wenn ein Vasall (Lehnmann) Lust hätte, einen Kreuzzug mitzumachen, er alle Freiheit haben sollte, sein Lehen zu verkaufen, dergestalt, daß, wenn der Lehnherr aus Geldmangel dasselbe nicht kaufen und einlösen könnte oder wollte, es den Kirchen und Klöstern erlaubt seyn sollte, den Kauf für sich zu thun. Diese dann waren überall bei der Hand, und kauften alles an sich, was sie, da es ihnen an Geld nie gebrach, wollten und konnten.

Seht hier, meine Freunde! die Quelle des zeitherigen Reichthums der Kirchen und Klöster! Welche ungeheure Schätze schon frühzeitig die Kirchen und Klöster bei derlei Gelegenheiten müssen zusammengeraffet haben, diene euch nur das Einzige zum Belege. Zu Mainz befand sich ein goldenes Kreuz von sechs Zentnern. Unter mehrern Kelchen war einer mit 9 Pfunden, ebenfalls vom reinsten Golde vorhanden; einen andern konnte man gar nicht schätzen. Ferner fand sich, ausser mehrern kostbaren Meßgewändern, auch eins vor, welches so schwer mit Gold und Edelgesteinen besetzt

war, daß keiner, der nicht sehr stark war, darin Messe lesen konnte.

Schlmstr. Nun ja! da treffen freilich in der That recht viele Ursachen zusammen, welche die Kreuzzüge heischten. Auf welchen Wegen doch die Päbste, im Verein mit ihrem Mönchthum, ihren Vortheil nicht zu erreichen und zu befördern verstunden!!!

Pfarrer. Ausser den so eben angeführten Beweggründen für die Kreuzzüge war noch folgender einer der wichtigsten. Wenn die Päbste merkten, daß dieser oder jener Kaiser für Behauptung und Vertheidigung der Reichsgerechtsamen Muth und Entschlossenheit genug besaß: so versuchten sie ihr Aeusserstes, ihn durch diese verruchten Kreuzzüge in die weite Welt zu entfernen, damit sie hernach, bei der Abwesenheit eines solchen entschlossenen Reichsoberhauptes, desto ungestörter und frecher in ihren Anmassungen und Staatseingriffen um sich greifen konnten.

Bauer. Nun ja doch! — Wahrlich! es entwickelt sich immer mehr, warum die Päbste so ausserordentliche Liebhaber von den Kreuzzügen waren! Und das liebe Grab Christi mußte den Deckmantel dazu abgeben!! — Kaiser Friedrich

drich II. wird sich doch vom Pabste zu einem solchen Kreuzzuge nicht haben bethören lassen?

Pfarrer. Wirklich — dachte Friedrich mit allem Ernste darauf. Wenn er den Kreuzzug nicht so pünktlich auf die Minute, wie es der Pabst forderte, zu Stande bringen konnte: so war die Schuld wenigstens nicht auf seiner Seite, indem er zu dessen Beschleunigung sein Möglichstes that. Er selbst reiste persönlich im halben Europa umher, um alles zu diesem heiligen Kriege aufzumuntern. Allein wo er hinkam, fanden sich bei weitem nicht mehr so viele Liebhaber dazu, als ehedem; weil das schon so oftmalige Mislingen, und das schreckliche Blutvergießen von so vielen hunderttausend Menschen — für Nichts und wieder Nichts — Niemanden mehr so recht einleuchten wollte. Zugleich mochte es auch wohl seyn, daß der Rausch von der Kraft des päbstlichen Segens und Ablasses bei manchen allmählig vergieng. Gleichwohl sammelte sich 1227 nach und nach eine beträchtliche Kreuzarmee bei der Stadt Brindisi im Neapolitanischen, um nach Palästina sich einzuschiffen. Zum Unglück riß wegen großer Hitze, und aus Abgang der nöthigen Lebensbedürfnisse, eine verwüstende Krank-

heit unter dem Heere ein, die ungemein viele Leute, und selbst mehrere Große und Vornehme, wegraffte; selbst den Kaiser befiel diese bösartige Krankheit: und so unterblieb dies heilige Unternehmen. Im nämlichen Jahre verschied Pabst Honorius III. Sein Nachfolger war Gregor IX.

Damit dieser Gregor des päbstlichen Thrones sich würdig zeigte; so bezeichnete er den Antritt seiner apostolischen (?) Regierung gleich damit, daß er dem Kaiser seinen Bannfluch auf den Nacken warf.

Bauer. Ei, ei! der scheint mir wieder ein schlimmer Gregor. Aber was hatte denn der Kaiser schon wieder angestellt?

Pfarrer. Friedrichs Verbrechen, es mag euch auch noch so unglaublich vorkommen, war kein anderes, als weil er unter dem vorigen Pabst Honorius krank ward, und also der Kreuzzug nach dem gelobten Lande nicht Statt hatte. Der Pabst Gregor beschuldigte ihn jetzt, daß seine Krankheit blose Erdichtung und Verstellung gewesen sey: somit erklärte er ihn ohne viele Umstände als einen Exkommunizirten. Zugleich beschuldigte er ihn des Ungehorsams und — der Ketzerei.

Schlmstr.

Schlmstr. Nein! das ist nicht zum Aushalten! Also wenn man den Päbsten nicht unverzüglich nach ihrem Starrkopf und brutalen Willen thut: so ist man ungehorsam, und wohl gar ein Ketzer!! Nun so wollt' ich dann bei so gestalten Sachen gern ein Ketzer gewesen seyn; dafür aber hätt' ich jetzt, anstatt gegen die Türken, meine Waffen wider den Pabst gekehret! — Und eine feige Memme ist Friedrich, wenn er's nicht that!

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! wegen der feigen Memme hat es seine gute Wege. — Mit so einer irrdischen Gottheit, für die man einen römischen Pabst damals hielt, ließ sich nicht gleich so rasch verfahren. — Friedrich, um den Pabst zu versöhnen, und den Bannfluch mit dem fürchterlichen Interdikte, von sich und seinen Unterthanen abzuwälzen, schickte sich in die päbstliche Laune, so weit und lang es nur möglich war. Um also zu zeigen, daß es ihm in der Sache wirklicher Ernst sey; veranstaltete er das Jahr darauf 1228 abermal einen Kreuzzug, und langte diesmal glücklich in Palästina an. Dies war aber jetzt dem Pabste wieder nicht recht.

Bauer. Wieder nicht recht? — Aber um des Himmels willen, ich möchte doch sehen und wissen, wie und wann man es den Päbsten recht machen könnte?

Pfarrer. Damit ihr sehet, wie weit dieser Pabst seine Feindseligkeit, und seinen unversöhnlichen Groll gegen den Kaiser trieb: so schickte er unverzüglich nach Palästina an den Patriarchen in Jerusalem, und an den Großmeister des Ritterordens, durch Eilbothen den Befehl: daß sie dem Friedrich gegen die Türken weder beistehen, noch einen Umgang und Gemeinschaft mit ihm pflegen sollten, weil er ein Exkommunizirter sei. Ueber das wurden alle diejenigen, die nach Palästina, zur Verstärkung und Unterstützung des Kaisers, ziehen wollten, auf ausdrücklichen Befehl und Anordnung des Pabstes, mit der auffallendsten Gewaltthätigkeit davon zurückgehalten, damit ja Friedrich nichts von Bedeutung möchte unternehmen und ausführen können. Noch nicht genug. Während der Kaiser, ungeachtet dieser Hemmungsanstalten, dennoch im heiligen Lande beträchtliche Fortschritte und Eroberungen machte; fiel inzwischen Gregor mit Hülfe eines berüchtigten Rebellens, den man schon einmal

aus dem Lande gejagt hatte, eines gewissen Grafen Zelano, und anderer Aufrührer, in Friedrichs Erblande feindlich ein, und eroberte fast ganz Apulien. Um die Unterthanen in ihrer Treue und Ergebenheit gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn wankend zu machen, und für sich zu gewinnen, ließ der Pabst aller Orten im ganzen Königreiche Neapel die abscheulich boshafte Lüge ausstreuen: Friedrich sey im heiligen Lande gestorben. — —

Bauer. Wahrhaftig! bei solchen Handlungen möcht' Einer vor Aerger aus der Haut springen! — Ich hätte mich einer schrecklichen Rache an diesem Gregor unmöglich enthalten können.

Pfarrer. Friedrich konnte diesen verworfenen Unfug freilich nicht gleichgiltig hingehen lassen. Kaum erhält er davon Nachricht, als er mit dem, an Großmuth und Rechtschaffenheit, weit über den römischen Pabst erhabenen türkischen Sultan Saladin einen vortheilhaften Frieden *) schließt, Palästina ver-

*) Seit diesem Friedensschlusse nennen sich die römischen Kaiser in ihrer Titulatur, Könige von Jerusalem.

verläßt, und nach Italien zurückkehrt, um seine Erbstaaten zu retten. Er stellte auch bald wieder alles in Ordnung und guten Stand, nachdem er dem Pabst nebst seinem saubern Anhange mit derben Schlägen den Heimweg gezeigt hatte.

Um das Recht der Wiedervergeltung nicht auffer Acht zu lassen; traf jetzt Friedrich nachdrucksame Anstalten, dem päbstlichen Gebiete einen Gegenbesuch abzustatten, und es auch ein wenig feindlich zu behandeln. Aber da hättet ihr sehen und hören sollen, was der Pabst für einen wilden Lärmen aufschlug — wie er Jammer und Zetter schrie! — Er schickte Schreiben und Ablaßbullen und Gesandschaften an alle Könige, Herzoge, Fürsten, Bischöfe, und forderte sie bei allem, was ihnen heilig sey, dringendst auf, mit aller ihnen zu Gebothe stehenden Macht einen Kreuzzug zu veranstalten — natürlich nicht gegen die ungläubigen Türken; sondern wider den gottlosen Kaiser Friedrich II. der sich unterstehe und erfreche, die römisch-katholische (!!!) Kirche zu verfolgen, und die Länder des heiligen Petrus feindlich anzufallen.

Schlmstr.

Schlmstr. Es ist doch sonderbar, daß die Päbste mit ihren ärgerlichen, schlechten Streichen auch allemal den heiligen Petrus verflechten und ins Spiel bringen!! — O! Petrus möchte sich gewiß manchmal zu Tode schämen, daß er so nichtswürdige Nachfolger zu Rom hat. — — Aber ich wollte, weiß nicht was, wetten, Petrus schlägt so manchem Pabste die Schlussel derb um die Ohren — und weiset ihn neben der Himmelspforte vorbei — — —

Pfarrer. Unerachtet der Pabst Gregor bath, ermahnte, und sogar, wenn man zu seiner Unterstützung und zu Friedrichs Zernichtung, nicht aufs schleunigste mit einem mächtiggen Kreuzheere heranzöge, mit dem Bannfluch drohte: so ließ man ihn nichts desto weniger schreien, lärmen und drohen.

Als nun der Pabst sah, daß er tauben Ohren predigte, und wirklich fast keine Seele sich sonderlich bereit zeigte, ihm zu Hilfe zu kommen: so zog er jetzt gelindere Saiten auf, zeigte sich geneigt, sich zum Ziele zu legen. Friedrich, dem es ohnehin schwer fiel, dem Pabst, unerachtet seines niederträchtigen, ehrlosen Betragens, in seinem Gebiethe auf den

Leib zu gehen und nach Verdienst zu züchtigen, both gern die Hand zum Frieden und zur Versöhnung. Sonach sprach Gregor den Kaiser 1230 von dem Kirchenbanne los. Friedrich und der Pabst machten einander einen persönlichen Besuch, unterredeten sich freundschaftlich, und man hoffte für die Zukunft auf das beste Einverständniß.

Auf solche Art ward die Ruhe und Eintracht in Friedrichs Erbreichen vollends befestiget. Nur in der Lombardei waren noch Unruhen und bedenkliche Gährungen zu unterdrücken. Eine Menge mächtiger, volkreicher Städte, darunter sich vorzüglich Mailand hervorthat, hatten dem Kaiser den Gehorsam versagt, und rebellirten förmlich wider ihn: Friedrich marschierte mit seinem Heere wider sie an, brachte sie ziemlich in die Klemme, und bereits fehlte wenig mehr; so hätte er sie zur Unterwürfigkeit gebracht. Allein jetzt trat wieder sein alter Wiedersacher, der Pabst Gregor, gegen ihn auf — und exkommunizirte ihn abermals.

Schlmstr. Da möchte Einer doch zerspringen vor Aerger! Durch solch eine tolle Aufführung hätten ja die Päbste wahrlich die

Ver-

Verachtung und Verabscheuung der ganzen Welt auf sich laden sollen!

Pfarrer. Es ist auch wirklich etwas daran. Hierüber will ich euch nur dies Einzige zum Beweise anführen. Der König Bela von Ungarn hatte sich einen großen Theil von Bulgarien unterwürfig gemacht, dessen Einwohner er gerne mit der römisch-katholischen Kirche vereiniget gesehen hätte. Dies sein Vorhaben eröffnete er unserm Pabst Gregor IX. der sich sogleich erboth, einen Legaten zur Besorgung dieses für den römischen Hof so wichtigen und einträglichen Kameralgeschäfts dahin abzuordnen. Dagegen aber ersuchte ihn Bela, daß er ihm, wie ehemals bei dem heiligen König Stephan der Fall gewesen, die Gewalt und Vollmacht ertheilen möchte, selbst Bischöfe anstellen, die Grenzen der Diözesen und Pfarreien berichtigen, und dergleichen Anordnungen mehrere treffen zu dürfen. „Denn," machte Bela dem Pabst zu wissen, „wenn wir mit einem päbstlichen Legaten nach Bulgarien kämen: so würden die Landeseinwohner glauben, wir wollten sie nicht unserer; sondern der Herrschaft der römischen Kirche in zeitlichen Dingen unterwerfen;

welches sie so sehr scheuen, daß die mehrsten bis auf das Blut sich dagegen setzen würden. Denn sie machen uns und andern Christen oft den Vorwurf: daß wir Sklaven der römischen Kirche wären." — — So dachten ganz fremde Völker, denen die Päbste weder etwas zu sagen, noch zu befehlen hatten; die aber auch, eben wegen der übermüthigen Aufführung und unerträglichen Tirannei der Päbste, die Vereinigung mit der römischen Kirche über alles scheuten und haßten, um ja nicht, unter dem Vorwand der alleinseligmachenden(?!) römischen Kirche, in ein eisernes Sklavenjoch geschmiedet zu werden. Dafür mußten nun aber, wenigstens die deutschen Könige und Kaiser, zeither unter dem schrecklichsten Drucke der römischen Sultanschaft angst- und kummervoll ihr Leben verseufzen, und den muthwilligen Päbsten zum unglückseligen Spielball ihrer Launen dienen. — — Genug!

Gregor hatte keine Ursache, den Kaiser zu exkommuniziren, als weil er die Lombarden zum schuldigen Gehorsam zurückbringen wollte; welches der Pabst aus keinem andern Beweggrunde zu hintertreiben trachtete, als damit ja Friedrich durch einige Ruhe und Erho-

holung sich nimmermehr zu bedeutenden Kräften erschwingen möchte. Die Päbste hatten es sich einmal schon zur Staatsmaxime gemacht, die Lage der Dinge stetsfort so zu richten und zu erhalten, daß zwischen einem Kaiser und seinen Unterthanen immer eine gefährliche Gespanntheit obwaltete, welche die Päbste, nach Erheischung ihres Interesse, in förmliche Rebellion ausbrechen zu lassen verstunden; wozu ihre Legaten das Ihrige redlich beitragen mußten. Während Friedrich mit den aufrührischen Städten im Krieg begriffen war, hielt sich in Mailand immer ein päbstlicher Legat auf, der die Lombarden in ihrer Widersetzlichkeit gegen ihn aufzumuntern und zu stärken alles Erdenkliche hervorsuchte und verwendete.

Um dem Pabst seine grelle Aufwieglereien nicht ungeahndet hingehen zu lassen, gieng Friedrich mit einem Theile des Heers auf den Kirchenstaat los, und eroberte mehrere Städte. Auch machte er sich gefaßt, selbst nach Rom zu marschiren, und da dem Gregor für seinen geschäftigen Diensteifer einen etwas derben Danksagungs-Besuch zu erstatten. Freilich stemmte sich der Pabst mit Händen und Füssen gegen einen solchen zahlreichen, bewaffneten Besuch.

Er bewegte jetzt wieder Himmel und Erde, um das drohende, bereits schon über seinem Haupte schwebende Hochgewitter zu beschwören und von sich abzuwenden. Allenthalben beschuldigte und verschrie er den Kaiser als einen Erzketzer; ließ das Kreuz wider ihn predigen, mit dem hochheiligen Bedeuten: daß ein allgemeiner Kreuzzug wider den gottesvergessenen Friedrich ungleich verdienstlicher sei, als selbst gegen die Türken. Zu dem Ende ertheilte Gregor allen, die wider Friedrich die Waffen ergreifen und muthig zum Kampfe ausziehen würden, den apostolischen Segen, und den nämlichen vollständigen Nachlaß der Sünden, als wenn sie gegen die ungläubige Türken gefochten hätten. Zugleich schrieb er ein allgemeines Konzilium nach Rom aus, wohin sich alle Bischöfe von ganz Europa verfügen sollten, um gemeinsam das Verdammungsurtheil über den gottlosen Kaiser auszusprechen.

Bauer. Nun fängt mir doch an, für den tapfern Friedrich bange zu werden. Denn diesmal wird vermuthlich, wegen des so ausdrücklich verheissenen Nachlasses aller Sünden, ein mächtiges Kriegsheer wider Friedrich ins Feld gerücket seyn?

Pfarrer. Nichts weniger. Die deutschen Fürsten waren diesmal so vernünftig und ehrenvoll, daß sie, des angebothenen päbstlichen Segens und vollkommenen Ablasses ungeachtet, nicht im mindesten auf das Angstgeschrei Gregors achteten. Die einzige noch übrige Hoffnung setzte der Papst auf die Kardinäle und Bischöfe, die aus allen Ecken der Welt sich zu Rom versammeln sollten. Allein die Entschlossenheit und der unerschütterliche Muth Friedrichs machte auch diese letzte Hoffnung Gregors scheitern, indem er den Bischöfen alle Pässe nach Rom verlegte. Zwar rüsteten die Genueser, die dem Pabst anhiengen, eine Flotte aus, um die Bischöfe zu Wasser nach Rom zu transportiren. Dagegen wußte aber Friedrich bald auch Rath zu schaffen und zweckmäßige Vorkehrungen zu treffen. Er rüstete in aller Eile ebenfalls eine Flotte aus, schlug die Genueser, und eroberte 20 Galeeren mit den darauf befindlichen Legaten, Kardinälen und Bischöfen. Ueber diesen Unglücksfall und das gänzliche Mislingen seines Planes ward der Pabst Gregor IX. so mismuthig und niedergeschlagen, daß er sich niederlegte, und bald darnach aus Unmuth und Aerger seinen

unapostolischen Verketzerungs- und Verdammungsgeist aufgab im Jahr 1241.

Bauer. Der liebe, barmherzige Gott gebe diesem Gregor für seine angezettelte Unruhen und blutige Verwirrungen den ewigen Frieden!

Schlmstr. Und ein besseres, milderes, menschenfreundlicheres Licht leuchte allen künftigen Päbsten. Amen! — — Nun bin ich doch begierig, wie sich sein Nachfolger gegen Kaiser Friedrich wird verhalten haben!

Pfarrer. Friedrich blieb gegen zwei Jahre von den römischen Päbsten ungehudelt. Wohlgemerkt: es war innerhalb dieser Zeit der bischöfliche Stuhl zu Rom unbesetzt.

Schlmstr. Ei! das soll mich doch wundernehmen! Wie mag denn wohl das hergegangen seyn? Wollte sich vielleicht kein Kandidat so leicht mehr vorfinden lassen, der auf diesen schönen, glänzenden Stuhl hätte hinaufsitzen mögen?

Pfarrer. Ei freilich wohl. Ich denke aber, es mochten sich nur zu viele Kandidaten und Kompetenten um diesen glänzenden Posten vorgefunden haben. — Genug! Es ward alsbald zur Pabstwahl geschritten. Friedrich

brich legte ihr so gar nichts in den Weg, daß er ungesäumt zur Beschleunigung derselben alle gefangenen Kardinäle auf freien Fuß stellte, um dort ihre Stimmen abgeben zu können. Die versammelten Kardinäle giengen aber bei ihrer Pabstwahl mit solcher Verzögerung zu Werke, daß ihnen Friedrich öffentlich den Vorwurf machte: „Sie (die Kardinäle) seyen der ganzen Welt zum Gelächter und Gespötte, indem, weil ein jeder gern Pabst werden wolle, es keiner dem andern gönne.“

Bauer. Ah so wohl! — Hab' ich immer geglaubt, eine jede Pabstwahl werde durch den unmittelbaren Einfluß des heiligen Geistes geleitet. — So ließ ich mir wenigstens schon sagen. Aber der gegenwärtigen Pabstwahl nach muß es wohl nicht allemal so seyn. —

Schlmstr. Ja Nachbar! bei den Pabstwahlen scheint mir mit dem unmittelbaren Einfluß des heiligen Geistes das nemliche Verhältniß obzuwalten, als wie dort unter Heinrich V. bei dem Konzilium mit der Entscheidung des heiligen Geistes über den Investiturstreit; welches Blendwerk man Konkordat hieß. Man will, meines Dafürhaltens, damit

den einfältigen, leichtgläubigen Leuten nur die Augen verkleistern. — Mich wundert nur, daß man wegen des bevorstehenden Konkordats mit dem römischen Hofe, nicht schon vorlängst im ganzen katholischen Deutschland öffentliche Andachten und allgemeine Betstunden anstellte, um den Rath und Einfluß des päbstlichen heiligen Geistes zu erflehen! Indeß wer weiß, was noch geschehen kann — — — Erlauben Sie, Herr Pfarrer! sind die Kardinäle endlich doch einmal einig geworden über ihre Pabstwahl?

Pfarrer. Gleichwohl ja, nachdem ihnen Friedrich streng aufgetragen hatte, mit ihrer Wahl voran zu machen. Einem genuesischen Grafen, Simbalo Fiesko von Lavagno, wiederfuhr das ausserordentliche Glück, auf den heiligen apostolischen Stuhl erhoben zu werden: der sich jetzt den Namen Innozenz IV. beilegte.

Bauer. Da die Päbste, wie ich merke, sich gemeiniglich andere Namen gaben; wie mag es denn kommen, daß noch niemalen einer den Namen des heiligen Apostel Petrus, dessen Nachfolger ein römischer Pabst doch seyn will, angenommen hat?

Schlmstr. Hört, Nachbar! das kann ich mir leicht erklären. Weil es den zeitherigen Päbsten nicht unbekannt seyn kann, daß sie durch ihr hochtrabendes, übermüthiges, oft recht ärgerliches Betragen ganz und gar aus den Fußtapfen des heiligen Apostel Petrus getreten sind: so mögen sie es selbst nur zu sehr fühlen, daß sie dieses ehrwürdigen Namens nicht würdig sind. — Und dann könnten die Päbste durch Annahme dieses musterhaften Namens nur gar zu oft zur Umkehr und Zurücktretung in die heiligen erbaulichen Fußtapfen des Apostel Petrus erinnert werden: und das mögen und können die Päbste nicht mehr wohl, nachdem sie doch einmal schon zu weite und große Seitensprünge darüber hinweg gemacht haben — — —

Pfarrer. Hör er, Schulmeister! gar fein ist sein Raisonnement da eben nicht; gleichwohl aber muß ich's ihm lassen, daß er es so gar übel damit nicht möchte getroffen haben. —

Der neugewählte Pabst Innozenz IV. war von jeher, als er noch gar keine Aussicht zum Pabstthum hatte, als ein abgesagter Widersacher des Kaisers bekannt. Und jetzt fieng er

seine Feindseligkeit damit an, daß er Friedrich II. nach Lion vor ein Konzilium zitirte: wo er sich über die Ketzereien, deren er ihn beschuldigte, verantworten sollte.

Bauer. War denn vielleicht Friedrich wirklich einiger Ketzereien verdächtig?

Pfarrer. Der Pabst beschuldigte ihn freilich solcher, wie es sein Vorgänger schon gethan hatte. Dies mochte aber aus bloser Gehässigkeit geschehen seyn; denn einer wirklichen Ketzerei konnte er ihn niemals überweisen. Weil nun doch Innozenz fortfuhr, den Kaiser immer als einen Erzketzer zu verschreien, und ihn dadurch besonders beim weltlichen und Pfaffenpöbel verhaßt machte: so protestirte Friedrich nicht allein in öffentlichen Schriften dagegen; sondern er ließ auch den Erzbischof von Palermo, den Bischof von Pavia, nebst den Aebten von Kasino, Kava und Kasanova, zugleich auch zwei Dominikaner, Roland und Nikolaus, zu sich kommen, welche alle er ersuchte, ihn über die Artikel des christlichen Glaubens, und die Religionsgeheimnisse förmlich zu examiniren. Als dies geschehen war, setzten die erwähnten Bischöfe und Aebte ein Instrument darüber auf, und ernannten einige Deputirte, die mit der

ver-

verfaßten Schrift als Anwälde zum Pabst sich verfügen mußten, um demselben mit einem Eidschwur zu betheuren, daß Friedrich in allen Artikeln und Geheimnissen des Glaubens vollkommen mit der römisch-katholischen Kirche übereinstimme. Man sah aber die Abgeordneten am päbstlichen Hofe äusserst scheel an. Man verwies es ihnen scharf, daß sie sich von einem Exkommunizirten als Anwälde und Geschäftsträger hätten brauchen lassen. Man sagte ihnen trocken hin, daß sie eher verdienten, empfindlich gestraft, als angehört zu werden. Wollten die Deputirten mit guter Manier aus diesem kitzelichen Handel kommen; so mußten sie nun wirklich um schönes Wetter anhalten und wegen ihres unternommenen Geschäftes allerhand demüthige Entschuldigungen vorbringen. — Dem Kaiser ließ der Pabst ganz kurz bedeuten: „Wenn er vom Verdachte der Ketzerei sich reinigen wolle; müsse er persönlich, ohne Waffen selbst am päbstlichen Hofe erscheinen, und dann das Weitere vernehmen.“ —

Schlmstr. Ja wahrlich! es klärt sich immer besser auf, daß die Päbste, im vollen Sinne des Wortes, die Weltbeherrscher und obersten Richter der Regenten machen! Also

der Kaiser sollte sich vor dem Richterstuhl des Pabstes stellen, als wie der niedrigste Taglöhner vor seinem gestrengen Herrn Hofmarksrichter? —! — Hätte wohl Friedrich mehr thun können, als er schon gethan hat, um die gehäßige Anschuldigung der Ketzerei von sich abzulehnen? — Der Kaiser wird sich hoffentlich nicht so tief erniedriget haben und erschienen seyn?

Pfarrer. Das nun freilich nicht. Dafür aber schleuderte Innozenz seine Bannstrahlen auf ihn los. Alle Unterthanen sprach er von Treue und Gehorsam los; drohte allen, die dem Friedrich noch ferner als Kaiser oder König gehorchen würden, ebenfalls mit dem Bannfluche; schlüßlich erklärt er den Kaiser aller Ehren und Würden verlustig. — Der Haß des Innozenz IV. wider Friedrich gedieh jetzt viel weiter, als der des Gregors IX. Durch Versprechungen und Geldbestechungen brachte er die mehrsten geistlichen Fürsten, als z. B. die Bischöfe von Strasburg, Würzburg, Speier, Metz; die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, auf seine Seite, die sich so sehr wider Friedrich einnehmen liessen, daß sie ihn des Reiches entsetzt erklärten, und den Landgrafen

Heinrich von Thüringen zum Kaiser ernannten und ausriefen, im Jahr 1246.

Bauer. Das ist nun doch recht ärgerlich, daß die deutschen Bischöfe ihrem Kaiser immer so ungeneigt seyn konnten; dagegen den Päbsten so blindlings folgten, und noch gar selbst zu den blutigsten Verwirrungen beitrugen!

Pfarrer. Diesmal mochte der Kaiser durch eine nicht genug bedachte Aeusserung wohl selbst einige Schuld daran gehabt haben. In einem an die weltlichen Fürsten gerichteten Schreiben sagte er: „Ihr Fürsten müsset sämmtlich mit uns darauf bedacht seyn, daß die Geistlichen das Ueberflüssige von sich geben, und mit Wenigem zufrieden, Gott dienen.“

Schlmstr. Ei nun! erlauben Sie, Herr Pfarrer! diese Aeusserung des Kaisers mag eben übereilt seyn, oder nicht; so scheint sie mir nichts desto weniger wahr — und in der Natur der Sache selbst ihren Grund zu haben. Ich meines Theils, bin immer der festen Meinung, daß den Bischöfen, Prälaten und der Geistlichkeit überhaupt, keine Ländereien und unermeßliche Güter und Reichthümer zustehen. Ein Bischof, Abt und jeder andere

Geist-

Geistliche, kann als Religionsdiener — als Volkslehrer, und sohin als wirklicher Staatsdiener, auf nichts weiters gerechten Anspruch machen, als daß ihm der Staat den, seinem Amte und Stand angemessenen, Unterhalt zutheilt. Und das geschieht ja! „Was zu viel ist," sagt das gemeine Sprüchwort, „das ist ungesund" — und man darf, in Hinsicht solcher Zeitverhältnisse; und nach den zeitherigen Auftritten zu urtheilen, wohl noch hinzusetzen: „ist in den Händen der Geistlichen höchst verderblich!" — Aus dem zeitherigen Betragen der Päbste bis auf die Bischöfe, Aebte u. s. w. herab, ist unschwer abzusehen, daß diese Herren nur immer um weltliche Händel sich annahmen, darüber ihr eigentliches Geschäft — das Geistliche, den Religionsunterricht, und also — die sittliche und religiöse Volksbildung ganz ausser Acht gelassen, und auf die Seite mußten gesetzt haben. — Wären die oben erwähnten Bischöfe und Erzbischöfe keine Fürsten, und also keine mächtige Landesherren gewesen: so hätten sie sicherlich dem Kaiser Friedrich II. ihrem rechtmäßigen Oberhaupte, nicht so schlimm und feindselig mitspielen können. — Friedrich hat

Recht;

Recht; man hätte schon damals ohne weiters den Geistlichen das Ueberflüssige nehmen sollen, damit sie, mit dem Nothwendigen zufrieden, desto eher ihrem Gotte dienen, und um so eifriger den Volksunterricht abwarten können. — — Schankung hin Schankung her. Macht Jemand von einer Schankung, die ihm der Staat gemacht hat, einen übeln, und wohl gar staatsverderblichen Gebrauch: so muß eben darum der Staat doch wohl berechtiget seyn, diese Schankung wieder an sich zu ziehen, um einer unheilbaren Staatsverwundung noch bei Zeiten zuvorzukommen. — Eine Verjährung kann hierinn nie eintreten. — Nun haben die damaligen Bischöfe, und die mit ihnen oft nicht viel minder mächtigen Aebte, ihre weltliche Ländermacht — als bekannte Staatsschankungen — und zum Theil boshaft erschlichene oder gar erstohlene Akquisitionen — gewiß nur zu auffallend gemisbraucht — — —

Pfarrer. Hör' er, Schulmeister! wenn er ins Raisonniren kömmt; muß ich ihm nur zuhören. Ich kann ihm abermal nicht in Abrede seyn: er hat über diesen Gegenstand gar nicht unvernünftig gesprochen. Wahrlich! wär' ich ein Landesfürst, ich machte ihn zu meinem

ersten Staats- und Finanzminister. Gleichwohl muß ich ihm aber auch sagen, daß er, nur noch vor einigen Jahren, mit einer solchen Sprache für einen politischen Erzketzer wäre betrachtet, und als solcher behandelt worden: und da möcht' ich mir an seinem Schicksale schwerlich einen Antheil gewünscht haben. Sein Glück ist, daß der gegenwärtige Zeitgang seinem Raisonnement Wirklichkeit ertheilt, und somit ihm allen Verdacht und alle Verantwortung, einer politischen Ketzerei wegen, erlassen hat. Doch wieder auf unsere Erzählung hin!

Den neuen Afterkaiser, Heinrich von Thüringen, hieß man nur den Pfaffenkönig, weil er nemlich von den Bischöfen erwählt, oder vielmehr aufgedrungen worden war. Denn die mehresten und mächtigeren Fürsten blieben dem Kaiser Friedrich treu ergeben. Der Pabst Innozenz versuchte freilich alles, um Friedrich zu stürzen, und dem Heinrich den Alleingenuß der Kaiserwürde zu verschaffen. Zu dem Ende ließ er neuerdings, unter den gewöhnlichen Formalitäten und heiligen Großsprechereien, wider Kaiser Friedrich einen Kreuzzug predigen: wozu sich vornehmlich die Bettelmön-

che ganz vortrefflich brauchen ließen. Es kam zwischen dem Pfaffenkönig und Friedrich zu zwei blutigen Schlachten, wo in der letztern der unberufene Reichsnebenbuhler gänzlich aufs Haupt geschlagen wurde; von dem endlich Friedrich vollends befreit ward, als er ein Jahr darnach 1247 starb.

Kaum war Friedrich seines Gegners erlediget; als Innozenz schon wieder weder Anstrengung noch Aufwand sich gereuen ließ, einen andern Gegenkaiser aufzudringen. Da verschiedene europäische Prinzen, und selbst der König von Norwegen, die deutsche Kaiserkrone, die ihnen der Pabst mit seinem Anhang antrug, standhaft ausschlugen: verstund sich endlich der Graf Wilhelm von Holland dazu; und zwar blos aus Zudringlichkeit des Pabstes und der geistlichen Fürsten — der Bischöfe. Die meisten und angesehenern weltlichen Fürsten, obgleich der Pabst mahnte und drohte, wollten von diesem Wilhelm nichts wissen. Indessen dienten die durch den Pabst angezettelten und unterhaltenen Verwirrungen gleichwohl dazu, daß die meisten Stände und Fürsten sich bereits von Kaiser und Reich unabhängig zu machen strebten. Gegen 70 Städte erklärten sich wirk-

lich

lich für frei; die sich dann freie Reichsstädte nannten. —

Bei solchem traurigen Faktionsgeiste, bei solchen Unordnungen konnte es, ungeachtet der muthvollsten Entschlossenheit Friedrichs, dennoch nicht anders kommen; als daß sein Ansehen und seine Macht nur zu schnell heruntersinken, dagegen die Macht des Pabstes anwachsen und das entschiedenste Uebergewicht erhalten mußte.

Da Friedrich nicht mehr Kräfte genug zu haben vermeinte, in Deutschland sowohl, als in der Lombardei Ruhe und Ordnung herzustellen: zog er sich nach seinen Erbkönigreichen Neapel und Sizilien zurück, wo er endlich der schwer drückenden Last einer so müheseligen Regierung unterlag, und im Jahr 1250 sein wahrhaft großer Geist in eine andere Welt übergieng. Er hinterließ seinen Sohn, Konrad IV., der schon 1237 von den Fürsten auf einem Reichstage zu Speier zum römischen König erwählt und gekrönet worden war, als rechtmäßiges Reichsoberhaupt, und zugleich als Erbe beider Sizilien.

Niemand frohlockte über den Todesfall Kaiser Friedrichs II. mehr, als der Pabst In-

nozenz IV. „Himmel und Erde sollen sich erfreuen," schreibt er an die Sizilianer, „daß dieser gottlose Friedrich aus dem Wege geräumt sey."

Bauer. O weh! Nach einer solchen Sprache wird Friedrichs Sohn, Konrad IV. wenig Gutes sich vom Pabste zu versprechen gehabt haben?

Pfarrer. Das läßt sich denken. Innozenz drohte den Sizilianern; machte ihnen Versprechungen; schickte Legaten und Kreuzprediger, daß sie den Konrad, den Sohn Friedrichs, der eben so gottlos sey als sein Vater, ja nicht als ihren König anerkennen; sondern sich gutwillig der Oberherrschaft der römischen Kirche unterwerfen sollten. — Die Sache kurz zu fassen: der Pabst hatte einmal den unabänderlichen Vorsatz gemacht, das ganze hohenstaufische Geschlecht zu Grunde zu richten, und in den tiefsten Abgrund des Verderbens hinabzuschleudern, es möchte auch kosten, was es wolle. — — Allen Deutschen, welche die Parthei der Hohenstaufen verlassen würden, both Innozenz von freien Stücken Nachlaß ihrer Sünden an; hingegen exkommunizirte er alle ohne weiters, die es mit ihnen hielten.

Den

Den Kaiser Konrad belegte er ohnehin mit dem Bannfluche, blos darum, weil er ein Sohn Friedrichs war.

Konrad, um den abscheulichen Anmassungen, den frechen Gewaltthätigkeiten des Pabstes nach Möglichkeit, und noch bei Zeiten zuvorzukommen, machte 1251 einen Zug nach Italien, seine beiden Erbreiche, Neapel und Sizilien, in Besitz zu nehmen. Seine schwangere Gemahlin, die ihm bald einen Sohn, mit Namen Konradin, zur Welt gebahr, ließ er in Deutschland zurück. Alles gewann für ihn in Italien die schönsten, erfreulichsten Aussichten. Seine Unterthanen schätzten und liebten ihn ungemein. Leider aber waren diese frohen tröstlichen Aussichten ihm nur sehr kurze Zeit gegönnet, da er schon 1254 durch einen unvermutheten Tod weggerafft wurde. Vor seinem Hinscheiden brach er noch in diese traurigen bedeutungsvollen Worte aus: „Wehe mir Armseligen! — Warum haben mich meine Eltern zur Welt gebracht, nur um so viel Ungemach auszustehen. Die Kirche, die meinem Vater und mir ein Mutterherz hätte zeigen sollen, ist vielmehr eine wilde, hartherzige Stiefmutter! — Das Reich, das schon vor Christi Geburt bis

auf

auf die jetzigen Zeiten geblühet, verwelket nun, und nahet sich der gänzlichen Vergessenheit!!"

Bauer. Ach Gott! — O Päbste!!!

Pfarrer. Man will für sicher behaupten: Konrad IV. sey von seinem unehligen Bruder Mannfred, der damals ein Günstling des Pabstes war, durch ein ihm beigebrachtes vergiftetes Klistier aus dem Wege geräumt worden, um die Königreiche Neapel und Sizilien selbst auf eine bequeme Art an sich zu reißen.

In der Zwischenzeit gieng auch in Deutschland alles wüst durcheinander. Niemand wollte dem, vom Pabste zum Kaiser aufgedrungenen, Wilhelm Gehorsam leisten; obgleich Innozenz seine Exkommunikationen allenthalben umher regnen ließ. Ein jeder that, was ihm beliebte, und machte sich, so gut es Zeit und Gelegenheit gestatteten, frei und unabhängig. Indeß behandelten selbst der Pabst und seine Kreaturen — die Bischöfe, den schwachen, ohnmächtigen Schattenkaiser Wilhelm so willkührlich und schnöde, als wie ein loser, muthwilliger Knabe sein Steckenpferd. — — Der Erzbischof von Köln wollte ihn sogar, als er einsmal sich nicht gerade so recht in seine erzbischöfliche Laune schickte, in dem Pallaste zu

Neuß lebendig verbrennen lassen. — Wilhelm ward im Jahr 1256 von den Friesländern, die ihn, wie man sagt, nicht kannten, erschlagen.

Die Fürsten waren jetzt nicht ungeneigt, Konradin, Konrads IV. Sohn, ob er gleich noch im ersten Knabenalter war, zum Kaiser zu wählen. Allein der Pabst Alexander IV. des Innozenz IV. Nachfolger, drohte allen deutschen Fürsten und Ständen mit dem fürchterlichsten Kirchenbanne, wenn sie sich je unterfangen sollten, den jungen Konradin, den verhaßten, noch einzigen rechtmäßigen Sprößling des Hohenstaufer Stammes, zu ihrem künftigen Oberhaupt zu wählen.

Nun fielen die Fürsten auf einen eben so sonderbaren, als seltsamen Einfall, einen ausländischen Prinzen auf den Kaiserthron zu erheben. Bei diesem so äusserst undeutschen Einfall waren sie noch obendrein uneins. Ein Theil wählte den engländischen Prinzen Richard, ein anderer den König Alphons von Kastilien. Richard behielt die Oberhand, weil er Geld genug hatte und freigebiger war, als Alphons.

Bauer. Ja ist es vielleicht schon dahin gekommen, daß man die deutsche Kaiserkrone ordentlich feil bot, und um Geld verkaufte?

Pfarrer.

Pfarrer. Nicht anders. Der Erzbischof Konrad von Köln ließ sich für seine Wahlstimme 12000, und der Erzbischof Gerhard von Mainz 8000 Mark bezahlen: gewiß für jene Zeiten eine hübsche Summe Geldes. Und so war der Stimmenverkauf verhältnißmäßig auch bei andern. Ein deutscher Geschichtschreiber sagt: Richard habe, um Kaiser zu werden, 28 Fäßgen voll Gold und Sterlinge aus England mit sich nach Deutschland herübergebracht.

Schlmstr. Der Pabst Alexander IV. wird von Richard sich doch auch etliche Pfund Sterlinge haben ausbezahlen lassen?

Pfarrer. Versichern kann ich das zwar nicht; aber zu vermuthen ist es aus Folgendem. Alphons, eifersüchtig und entrüstet über Richards Vorzug, verfügte sich in eigener Person eilends nach Rom, beschwerte sich höchlich beim Pabst über seine Zurücksetzung, und bath ihn recht demüthig: er möchte ihm durch sein Ansehen und Machtwort zum Besitze des deutschen Kaiserthrons verhelfen. Allein Alphons wurde vom Pabst mit seinem Gesuche in Gnaden abgewiesen; dagegen Richard begünstiget und als Kaiser bestättiget. — Indeß währte das kaiserliche Ansehen Richards nur so lange, als er

Geld genug hatte, womit er die Treue und Ergebenheit der Deutschen sich — erkaufen mußte. Nachdem seine reichgespickte Schatulle geleeret war; ward er den Fürsten und Bischöfen allbereits überlästig, welches sie ihm nicht undeutlich merken ließen. Sofort zog er sich zurück nach England, wo er im Jahr 1272 verschied.

Inzwischen hatten sich in Sizilien und Neapel gar wunderliche Auftritte zugetragen. Ihr werdet euch erinnern, was für ungerechte Anmassungen schon der Pabst Innozenz IV. auf diese beiden Erbreiche Kaiser Konrads IV. sich erlaubt hatte. Nach dessen frühzeitigem Hinscheiden suchte der Pabst sein Vorhaben durchzusetzen, und die Königreiche beider Sizilien mit Gewalt der Waffen seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Aber der uns schon bekannte Mannfred, Friedrichs II. natürlicher Sohn, verschmähte jetzt des Pabstes Gunst und Freundschaft, und setzte sich hartnäckig dagegen, weil er nach Vergiftung seines Bruders Kourad IV. sich selbst zum König aufwarf. Pabst Innozenz, der sich auf einen solchen schnöden Spaß nicht wohl verstehen wollte, kam nun in eigner Person — mit einem Kriegsheere angezogen,

über=

überwand den Mannfred, und nahm vom größten Theile des Königreichs Besitz. Mannfred, der sich auf einen solchen päbstlichen Ernst eben auch nicht wohl verstehen mochte, nahm seine Zuflucht zu den Sarazenen, mit deren Hilfe er jetzt des Innozenz Nachfolger, den Pabst Alexander IV., der ebenfalls in eigener Person wider ihn ins Feld gerückt war, gänzlich besiegte und ihn mit tüchtigen Schlägen in den Kirchenstaat zurückjagte.

Bauer. Also auch die Päbste sind in Krieg ausgezogen und haben Blut vergossen? — Gott! sind das mir Statthalter Christi!!! O heiliger Petus! wie muß dir oftmals schon zu Muthe gewesen seyn, daß du gar so ausgeartete Nachfolger hast! — —

Pfarrer. Als Alexander merkte, daß er dem Mannfred nicht gewachsen sey; suchte er andere Wege einzuschlagen, um ihn und zugleich das ganze hohenstaufische Haus endlich doch zu stürzen, und vom Grunde aus zu zernichten: über welchem satanischen Unternehmen er aber noch vom Tode übereilt ward. Dagegen führte nun das vom Alexander angefangene Satanswerk sein würdiger Nachfolger, der Pabst Klemens IV., vollkommen aus. Dieser rief

den Karl von Anjou, einen Bruder des Königs Ludwig von Frankreich, nach Italien, mit dem Auftrag: das Königreich beider Sizilien den verhaßten Prinzen der Hohenstaufer zu entreissen, und solches als ein Lehenreich vom päbstlichen Stuhle zu empfangen. Zur desto muthigern Vollführung dieses etwas bedenklichen Geschäftes, versprach Klemens dem Karl und seinen Soldaten **vollkommenen Ablaß.**

Schlmstr. Daß dich doch mit allen deinen Abläßen ———

Pfarrer. Karl ließ sich dazu, nicht so fast des Ablasses, als vielmehr zweier so schönen Königreiche wegen, dafür er, ausser der Lehensverpflichtung, dem Pabst seine Erkenntlichkeit gewiß sehr ergiebig in die hochheilige Hand legen mußte, *) nicht zweimal ersuchen. Unge-

*) Fordern doch noch heut zu Tage die Päbste von den Königen zu Neapel alljährlich den sogenannten Zelter mit 10,000 Dukaten — als eine Lehenspflicht? Und berufen sich dabei auf die Vasallschaft des Karls von Anjou — bei gegenwärtigen Tagen! Pfui! welcher Schandfleck für die Krone Neapel!! — Aber auch welch eine verdiente Verachtung für den päbstlichen Hof — nur allein dieses verabscheuungswürdigen Zuges wegen!!!

gesäumt kam er mit einer großen Kriegsmacht nach Italien, überwand und erschlug den Mannfred in einem blutigen Treffen, im Jahr 1266.

Bauer. Das sind doch himmelschreiende Sachen, die die Päbste schon begiengen. Dachte denn Niemand an den jungen Konradin, den Sohn Konrads IV.? Diesem hätte ja schon vorlängst, als allein rechtmäßigem Erben, das Königreich beider Sizilien vor Gott und der Welt anheimfallen sollen!

Pfarrer. O mein lieber Kirchenbauer! der Pabst Klemens IV. und seine elende Kreatur, Karl von Anjou, erinnerten sich nur zu sehr an Konradin. Hört nur!

Dadurch, daß Mannfred in der unglücklichen Schlacht gefallen, ward die blutdürstige Rachsucht des Pabstes gegen die schwäbischen Kaiserprinzen noch nicht gesättiget. Konradin war noch bei Leben übrig.

Konradin hatte schon früher durch die wilden Machtsprüche der Päbste bereits das ganze Herzogthum Schwaben verloren. Denn durch das niedrige und gewissenlose Betragen der Päbste gegen die hohenstaufischen Prinzen, glaubten die Großen, Ritter, Herren und Freien in Schwaben ebenfalls berechtiget zu

seyn,

seyn, mit ihnen nach Willkühr verfahren zu dürfen. Sie wollten durchaus von keinem Herzoge mehr etwas wissen, und trieben den Konradin äusserst in die Enge. Man nahm ihm, nach dem ermunternden Beispiele der Päbste, alles, was ihm doch von Gott und Rechts wegen gehörte. Nur einige unbedeutende Städte und Dörfer ließ man ihm noch aus Gnaden: wo er unruhig und unstät ein kummervolles, kärgliches Leben führte. Dieser Epoche hatte Schwaben, noch bis vor kurzem seine buntscheckigte Harlekinsgestalt, und seine zwittermäßige Verfassung zu verdanken, so daß man in Zeit einer Stunde manchmal wohl zehnerlei sogenannte Herrschaften souverainer Mönärchelchen, deren Gebiet man mit dem besten Mikroskop (Vergrößerungsglase) kaum auffinden kann, ohne Uebereilung durchpassiren konnte. *)

Da Konradin also in Schwaben wenig oder nichts mehr zu verlieren hatte; zog er mit eini-

*) Diese buntscheckigte Staats = und Regierungsverfassung in Schwaben hat durch den Lünevil-ler und Preßburger Frieden, und die daraus erfolgte Sekularisation eine große Veränderung gelitten.

einiger in der Eile zusammengerafften Mannschaft nach Italien, um seine Erbstaaten, wo sich noch immer sehr viele Freunde und treue Verfechter des hohenstaufischen Hauses vorfanden, dem Karl von Anjou mit bewaffneter Hand zu entreißen. Anfangs gieng ihm alles nach Wunsch. Nicht nur wurde Karl, der dem Vordringen der Deutschen mit angestrengter Macht sich entgegensetzte, kräftig zurückgeschlagen; sondern auch der größte Theil der Einwohner von Sizilien und Kalabrien erklärte sich öffentlich für Konradin. Die Lage Karls begann immer kritischer zu werden. Bei so bewandten Umständen machte der Pabst Klemens IV. dem Karl, seinem französischen Schooskinde, die bittersten Vorwürfe, mit dem Bedeuten: „Wenn er Neapel und Sizilien werde zu Verlust gehen lassen: soll er sich nur keine Rechnung mehr machen, daß die römische Kirche nochmal so viel Mühe und Geld für ihn verwenden werde."

Konradin, auf sein frühes Glück zu sehr vertrauend, eilte mit raschen Schritten vorwärts nach Apulien, greift seinen Gegner bei Palenza muthig an, und bringt ihn wirklich zum Weichen. Als aber seine Leute, die den Sieg

schon

schon in Händen zu haben glaubten, sich zu schnell und unbesonnen aufs Plündern begaben; und jetzt der schlaue Franzose mit frischen Truppen aus einem Hinterhalt hervorbrach: ward Konradin von allen Seiten her übermannet, so daß er kein anderes Rettungsmittel vor sich sah, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Allein ein wälscher Edelmann erkannte ihn, hielt ihn gefänglich an, und lieferte ihn in Karls Hände. Alsogleich ließ der stolze, übermüthige Prinz dem 16jährigen Konradin den Prozeß machen, ihn wie einen der größten Staatsverbrecher zum Tode verurtheilen, und — mit Vorwissen und Einverständniß des Pabstes — öffentlich zu Neapel auf dem großen Marktplatze enthaupten am 29. Oktober 1268.

So starb Konradin, der letzte Prinz einer kurz zuvor so mächtigen Kaiserfamilie, ein Prinz, der nichts, als sein väterliches Erbe suchte — dieser Kaiserprinz starb — auf dem Blutgerüste.

Das war ein Werk der römischen Päbste!!!

Nun Freunde! — gehabt euch wohl — — Ich kann nicht mehr — — — Ich muß aufhören — — —

Sechster Abend.

Wohlan! meine Freunde! So wollen wir denn also heute wieder an unser Erzählungswerk gehen — aber mit entschlossener Ausharrung!! Es wirds wohl brauchen!

Bauer. Ich wünschte sehnlich, daß Sie Herr Pfarrer, uns heute einmal doch etwas Gutes und Angenehmes erzählen könnten. Traurige, oft nur zu ärgerliche Vorfälle hätten wir wahrlich bis zum Eckel und Ueberdruße schon genug gehört!

Pfarrer. Das, meine Freunde! wünschte Niemand sehnlicher und aufrichtiger, als ich. Leider! wird aber unser Wunsch so geschwind nicht erfüllet werden. Doch zur Sache!

Der deutsche Kaiserthron war jetzt viele Jahre hindurch ordentlich verwaiset. Denn der engländische Prinz Richard, wie ihr wisset, gieng bald nach dem Antritt seiner Kaiserwürde, nachdem er von den Fürsten und Bischöfen um all sein Geld geprellt worden war, zurück nach

Eng-

England; und Konradin, der letzte unglückliche Sprößling aus dem Kaiserstamme der Hohenstaufen, der den ersten und gerechtesten Anspruch auf den deutschen Thron gehabt hätte, ward ein erbarmungswürdiges Opfer der päbstlichen Rachgier — und starb auf dem Blutgerüste durch des Henkers Hand. —

Sohin konnte es nicht fehlen, daß unser liebes deutsches Vaterland in einer so großen, schreckbaren Unordnung und Verwirrung schwebte, als vorhin noch niemals. — Kleine und Große überfielen einander feindlich mit gewaffneter Hand. Das ganze Reich war mit Raubschlössern wie angesäet. Kein Eigenthum blieb sicher und unangefochten. Kein Recht galt mehr. Alle Gerichte hatten aufgehört. Das Faustrecht — oder das so genannte Recht des Stärkern — Plünderungen und Räubereien aller Art, waren allgemein.

Die ansehnlichern und mächtigern Fürsten, die auf Frieden und Ordnung hielten und wirklich bedacht waren; gleichwohl aber, in mancher Hinsicht, ihrem frommen Wunsche keine ersprießliche, wohlthätige Wirklichkeit mit gehörigem Nachdrucke verschaffen konnten, begriffen nun sehr wohl, welch hohe Zeit es sey,

für

für Deutschland ein Oberhaupt zu haben. Zu dem Ende vereinigten sie sich, mit Ausschliessung der minder bedeutenden Fürsten, zu einer Kaiserwahl; und wählten 1273 zu Frankfurt einmüthig den Grafen Rudolph von Habsburg zu ihrem Kaiser. Die wählenden Fürsten waren: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln; dann der König von Böhmen; der Pfalzgraf am Rhein; der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Diese drei geistlichen und vier weltlichen Fürsten, weil sie auch in der Zukunft die Kaiserwahlen ausschliesslich vornahmen, hieß man von nun an „die Wahl- oder Kurfürsten.

Rudolph erhielt die Nachricht von seiner Wählung zum Kaiser, als er eben mit Belagerung der Stadt Basel ernsthaft begriffen war; die er dann zur innigsten Freude der Inwohner alsbald aufhob, und nach Aachen zur Krönung eilte, die unter Zuströhmung und Jubel einer unzählbaren Volksmenge vor sich gieng. Dabei ergab sich ein Zufall, der sogleich von Rudolphs großer Geistesgegenwart zeugte, und woraus man absehen konnte, was man sich von ihm zu versprechen habe. Es war nemlich von jeher Sitte und Gewohnheit, daß die anwesen-

den Fürsten, gleich nach der Krönung, sich vom neuen Kaiser mit ihren Ländereien und Besitzungen belehnen ließen, das, dem Herkommen gemäß, allzeit durch den Zepter geschehen mußte. Als aber eben keiner bei der Hand war; ergrief der Kaiser ein Kruzifix, mit den Worten: „Dieses Zeichen, wodurch die Welt erlöset worden, muß doch gewiß auch die Stelle eines Zepters vertreten können.“ —

Ist je ein Kaiser des deutschen Thrones würdig gewesen: so war es Rudolph. Seiner großen, erhabenen Regententugenden halber war Niemand, der sich seinen weisen Verfügungen und trefflichen Anordnungen nicht unterzogen hätte. Der einzige Ottokar, König von Böhmen, weil er auf die Kaiserwürde sich selbst Hoffnung gemacht hatte, widersetzte sich, ihm als rechtmäßigen Kaiser Unterwürfigkeit zu leisten. Er verlor aber, da er seine Feindseligkeiten bis zum Ausbruch eines hartnäckigen Krieges trieb, in einem blutigen Treffen sein Leben.

Von den Päbsten, weil er ihren Launen wohlweislich auszuweichen verstund, hatte er keine Unannehmlichkeiten zu fürchten. Der

Pabst

Pabst Nikolaus III. verlangte, daß er ihm die Stadt Ravenna, die Provinz Aemilia; ferner die Distrikte und Städte Bobio, Zesena, Forum Populi, Forum Livii, Faenza, Imola, Bononia (oder Bologna), Ferrara, Montefeltro nebst dem Gebiete von Bagno, mit allen ihren Zugehörungen in geistlicher und weltlicher Hinsicht, als sein immerwährendes Eigenthum erklären sollte. Ob nun zwar gleich die zeitherigen Kaiser diese Städte und Landschaften schon von undenklichen Zeiten her, als Gerechtsame und Zugehörungen des deutschen Reichs, freilich nur vergebens reklamirten (zurückforderten): so gab Rudolph nichts desto weniger dem Pabste Gehör, und willigte in sein Begehren.

Schulmstr. Das will mir vom Kaiser Rudolph doch nicht recht gefallen, daß er sich gegen den Pabst gar so nachgiebig erzeigte, und ihm gleich so viele Städte und Distrikte zugestand!

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! Rudolph hatte dabei seine weise Absicht, und sehr vernünftige Beweggründe, die wirklich vor der Hand nicht den geringsten Tadel verdienen. Zuerst müßt ihr wissen, daß die Päbste

alle

alle diese Städte und Bezirke, ungeachtet der Protestationen und Reklamationen der Kaiser, schon vorlängst in gewaltsamen Besitz genommen hatten. Und dann: sollte jetzt Kaiser Rudolph mit dem Pabst Händel angefangen, und ihn aus seinem, freilich wohl ungerechten, Besitzstande mit Gewalt der Waffen verdrängt haben? — das ihm freilich zur Zeit ein Leichtes gewesen wäre. Allein dafür würde der Pabst wieder Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, ihm die gräßlichsten Bannstrahlen in den Nacken geworfen, und ihn dadurch in solche gefährliche Fallstricke verwickelt haben, daraus sich Rudolph nicht so bald und leicht hätte winden können. O! die Exkommunikationen mit den unnatürlichen Interdikten waren noch immer mächtige Vertheidigungswaffen der Päbste, und treffliche, sichere Mittel, den Kaisern verschiedene Feinde über den Hals zu werfen. Dies mochte Rudolph wohl in reifliche Ueberlegung genommen haben, und überließ also dem Pabst wohlweislich alles, aus dessen Besitz er nicht ohne äusserste Gefahr zu verdrängen war. Um Italien schien er sich ohnehin gar nicht zu bekümmern. Sein einziges Augenmerk richtete er blos auf Deutschland,

land, wo er Ruhe, Ordnung, und das bereits gänzlich erloschene Machtansehen wieder herzustellen, alle seine Kräfte anstrengte. Wie wenig Aufmerksamkeit er auf Italien müsse gerichtet haben, können wir leicht aus dem ersehen, daß er niemals, während seiner ganzen Regierung, auch nur einen Fuß dahin setzte: obgleich das ganze Land, nach eigenem Geständniß der Wälschen, sich ihm willig unterworfen haben würde, weil er ihnen allgemein als ein gerechter und großmüthiger Regent bekannt war. Aus der päbstlichen Kaiserkrönung machte er sich gleich gar nichts. Einige deutsche Geschichtschreiber behaupten, daß Rudolph sich habe öfter verlauten lassen: „Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welche man zwar viele Fußstapfen der Kaiser einwärts; aber keine auswärts sehe.“ — — Hätten doch nur alle Kaiser so gedacht, und die Päbste und Wälschen miteinander raufen und sich herumbalgen lassen: gewiß Deutschland wäre stets das blühendste, mächtigste Reich in der Welt geblieben.

Wie sehr dem Kaiser Rudolph die Ruhe, Ordnung und Wohlfahrt des Reichs am Her-

zen lag, sey folgendes ein Beleg. Um Gerechtigkeit zu befördern und handzuhaben, reißte er stets aus einer Gegend in die andere; die muthwilligen Stöhrer des Landfriedens züchtigte er mit aller Strenge, ohne Rücksicht auf Stand oder Karakter. So verdammte er 29 Räuber, ob sie gleich von Adel waren, zum Tode, und ließ sie öffentlich hinrichten. Nur allein in Thüringen zerstörte er 66 Raubschlösser, und 40 in Schwaben.

Dieser, in jeder Hinsicht, wahrhaft große Kaiser endete seine ruhm- und thatenvolle Laufbahn zu Germersheim am Rhein, im Jahr 1291, im 73sten seines Alters, mit Hinterlassung eines Sohns, der Albrecht hieß.

Man hätte sicher glauben sollen, die Kurfürsten würden den Albrecht zum Kaiser erwählt haben. Allein er ward auf die Seite gesetzt.

Bauer. Wie mag denn dies wohl kommen? Hatte er sich vielleicht mit einem oder dem andern der Kurfürsten zur Unzeit überworfen?

Pfarrer. Das ist eben der Fall nicht. Warum die Wahl nicht auf Albrecht fiel, war der Erzbischof Gerhard von Mainz Urheber,

der gewöhnlich beim Wahlgeschäft die Direktion (Leitung) führt. Auf dessen Zuthun kam Graf Adolph von Nassau in Vorschlag, den er den übrigen Kurfürsten unter der Bedrohung empfahl: daß, wenn Einer dem Adolph seine Stimme versagen würde, er gewiß für einen solchen sich verwenden werde, von dem er zum voraus wüßte, daß er einem jeden von ihnen unangenehm seyn werde. — Die Kurfürsten bequemten sich nach Gerhards Vorschlag. Aus welchem etwa fernern Beweggrunde noch sie ihm gleich so nachgaben, ist nicht recht eigentlich zu errathen.

Bauer. Erlauben Sie! Ist vielleicht auch die Ursache nicht bekannt, warum der Erzbischof von Mainz den Albrecht auf die Seite setzte?

Pfarrer. O ja! Der Sohn mußte die Schuld seines großen Vaters büssen! — Kaiser Rudolph hatte eine Strecke Landes, bekannt unter dem Namen Bachgau, welche dieser Erzbischof bei Gelegenheit der vorigen Reichsverwirrungen ungerechter Weise an sich gebracht, der Mainzer Kirche entzogen, und wieder dem Reiche einverleibt, wohin dieser Bachgau immer gehört hatte. Dies nun konn-

te Gerhard nicht verschmerzen. Da er sich aber deswegen am Kaiser Rudolph zu reiben nicht getraute; mußte es jetzt der Sohn entgelten.

Adolph war also Kaiser — durch Beförderung des Erzbischofs. Daß er dafür erkenntlich seyn mußte, versteht sich. Gerhard forderte von ihm so viele Sachen, daß ich sie euch nicht alle aufzählen mag. Nur Ein und Anderes davon! Unter andern mußte Adolph versprechen, daß er ihm alle seine Schulden, sowohl zu Rom beim Pabst wegen des Palliums und dergleichen, als auch im Reiche, bezahlen wolle; daß er den sehr einträglichen, zeither kaiserlichen Rheinzoll zu Boppard, als ein immerwährendes Zugehör und Eigenthum der Mainzer Kirche erklären; daß er, ausser mehrern Städten, namentlich auch den Bachgau, einem jeweiligen Erzbischof von Mainz aushändigen und für je und allzeit überlassen soll. Ueber alles dieses und noch mehr anderes mußte Adolph dem Gerhard eine feierliche Urkunde ausfertigen.

Schlmstr. Ei! was ist das! Dieser Mainzer Erzbischof spielt ja da ordentlich den Pabst — in Deutschland!

Pfars-

Pfarrer. Wenigstens hat es das Ansehen dazu! Da Adolph diese harten, für seinen ohnedem nur sehr ärmlich gespickten Geldbeutel unerschwinglichen Forderungen, wie es leicht zu vermuthen ist, nach der Hand nicht so genau und pünktlich erfüllen wollte, und auch nicht wohl konnte: so strengte sich jetzt der Erzbischof noch ungleich mehr an, ihn zu stürzen, als er ihn zu befördern, sich vorhin hatte angelegen seyn lassen. Man sollte nicht glauben, wie zu damaligen Zeiten die päbstlichen, und nun auch die erzbischöflichen Launen so wunderlich und wandelbar seyn konnten! — Albrecht, Herzog von Oesterreich, Rudolphs Sohn, war zeither dem Gerhard ein Dorn im Auge: und nun wird er durch dessen mächtigen Einfluß — zu Mainz als Kaiser erwählt und — Adolph des Reichs entsetzt!

Schlmstr. Unvergleichlich! — Nun ja doch! es offenbart sich nur zu auffallend, warum schon vorlängst unter Kaiser Lothar II. der Erzbischof von Mainz die ungerechten Anmassungen des römischen Pabstes, zum größten Nachtheil des kaiserlichen Ansehens und der Reichsgerechtsame, so geschäftig zu unterstützen sich nicht scheute: um dann selbst zu seiner Zeit

desto eher nach Willkühr mit seinem Kaiser und Oberhaupt schalten und walten zu können. Wahrlich! der Mainzer Erzbischof hat es schon weit gebracht: er ist wirklich in Ansehung der Kaiser der zweite Pabst. Da treibt er jetzt sein Unwesen mit Adolph und Albrecht, wie dortmals der Pabst Innozenz III. mit Kaiser Philipp und Otto IV. Das sind mir doch herzbrechende Sachen, die die Päbste und, zum Theil, Bischöfe mit den Kaisern schon vollbracht haben!!!

Bauer. Aber Adolph wird sich doch nicht gleich so gutwillig des Kaiserthums begeben haben?

Pfarrer. Freilich nicht. Es kam zu einem blutigen Krieg. Adolph suchte sich in seiner Würde als Reichsoberhaupt, mit dem Degen in der Hand, wider seinen Nebenbuhler zu behaupten; allein in einem unglücklichen Treffen unweit Worms ward er überwunden und getödtet im Jahr 1298.

Besonders Merkwürdiges, das zwischen Adolph und den Päbsten während seiner kurzen Regierung vorgefallen wäre, weiß man nichts. Das Einzige ist einer Erwähnung werth. Zwischen den Königen von England und Frankreich

entspannen sich Zwistigkeiten, die so weit gediehen, daß sie einander bereits mit Krieg überziehen wollten: worein sich auch Adolph zu Gunsten Englands, verwickeln ließ, dafür er eine große Summe Geldes von daher zog. Der Pabst Bonifazius VIII., des Nikolaus III. Nachfolger, machte den streitenden Partheien, unter Androhung des Kirchenbannes, den gemessenen Auftrag, alle Feindseligkeiten einzustellen, Friede und Eintracht unter sich zu halten.

Bauer. Nun! das wäre einmal eine erbauliche Sprache von dem Pabst, die Einem gefallen könnte!

Schlmstr. Die Androhung des Bannfluches ausgenommen! — Und dann: wer weiß was der Pabst für eine besonders geheime Absicht bei Anbefehlung dieses Friedens gehabt haben mag. — Erlauben Sie, Herr Pfarrer! kam jetzt nach Adolphs Tod Albrecht wirklich zum ruhigen, unangefochtenen Besitz der Kaiserkrone?

Pfarrer. Vor der Hand ja! Albrecht wurde, nachdem Adolph in der Schlacht bei Worms gefallen war, von den Kurfürsten zu Frankfurt nochmals erwählt, und vom Erzbischof Wikbold von Köln mit vieler Pracht in

Aachen gekrönet. Vorher aber mußte Albrecht in einer ausgestellten Urkunde sich, besonders gegen den Erzbischof von Mainz, verbindlich machen: daß er Alles, was Adolph versprochen und nicht gehalten hatte, pünktlich nachtragen, und in wirkliche Vollziehung bringen sollte. — Nebenher mußte er den Erzbischöfen von Köln und Trier, als auch noch dem von Mainz, das ausschließliche Recht einräumen, über ihre Bisthums-Untergebene Recht und Urtheil zu sprechen; also zwar, daß kein Bürger oder Landbewohner ihrer erzbischöflichen Kirchensprengel jemals an das kaiserliche Hofgericht soll vorgeladen werden können; auch in keinem Falle schuldig seyn soll, dort zu erscheinen. Ferner mußte Albrecht eine schriftliche Urkunde ausfertigen darüber: daß in Zukunft kein Erzbischof; kein Bischof; kein Abt; keine geistliche Gemeinde; kein Kloster, oder auch nur eine einzelne geistliche Person, in was immer für Angelegenheiten, vor irgend ein weltliches Gericht sollten gezogen werden können. — — Alles dieses Zeug hieß man „Wahlkapitulation.“

Schlmstr. Nun da haben wir's! — Da trifft nun endlich mit Einemmale alles auf

Ei-

Einem Punkte zusammen, wovon Euer Hochwürden schon wiederholt sprachen. Also haben die Bischöfe und die ganze Geistlichkeit für dienlich und bequem erachtet, den Gehorsam und die Unterwürfigkeit gegen ihren Kaiser und Oberherrn nicht nur blos für ihre Personen abzuschütteln? — und sich somit ordentlich gesetzlos gemacht! Sondern noch sogar selbst ihre Diözesuntergebene entzogen sie der kaiserlichen Jurisdiktion, und warfen sich selbst als unumschränkte weltliche Landesherren auf? — ! — Ein Bischof — einer der ersten Religionsdiener — ein Volkslehrer und — zugleich unumschränkter Landesherr und Gesetzgeber?! — Wahrlich! das kann ich nicht reimen, — das scheint mir einem zu unerklärbaren, viel zu unauflöslichen Widerspruch unterworfen zu seyn. — Das heißt ja doch nichts anders als: „Einen Staat im Staate errichten" — das freilich die Päbste schon lange vorher gethan hatten. Das ist ja unvergleichlich! Sohin konnte es freilich nicht anders kommen, als daß das Ansehen und die Macht der Kaiser zu einer nur noch blos politischen Nulle herunterfinken mußte!!

Pfarrer. Getroffen, mein lieber Schulmeister! Wir wollen hierüber einen berühmten Deutschen, den Kardinal Nikolaus von Kusa, hören. Dieser führt als Hauptursache vom Verfalle des deutschen Reichs und von der Unmacht der Kaiser, eben dergleichen saubere Wahlkapitulationen an. Er drückt sich mit diesen Worten aus: „Da der Kaiser der Verwalter des gemeinen Wesens zu dessen Besten ist; so kömmt er oft durch solche mit den (vornehmlich geistlichen) Kurfürsten, die nur das Ihrige suchen, errichtete Verträge (Kapitulationen) zur Regierung, und darf hernach die unrechtmäßiger Weise entzogenen kaiserlichen Rechte wegen des Eides, den er ihnen geleistet, nicht zurückfordern, und wird gehindert, die dem gemeinen Wesen schädlichen Zölle aufzuheben, oder andere nützliche Vorkehrungen zu treffen, und dasjenige, was seine Vorfahren ohne genugsame Ueberlegung, blos aus Privatabsichten veräussert oder verpfändet haben, wieder herbeizuschaffen. Und so geschieht es, daß die Kurfürsten, da sie auf ihren Nutzen denken, ihre Gewalt so mißbrauchen, daß dasjenige, was ihnen zum Besten des Reichs anvertraut ist, zu dessen Verderben angewandt wird.“ —— So

spricht

spricht ein redlich deutscher, bieder gesinnte Kardinal von Schmälerung der kaiserlichen Gerechtsamen.

Da am Rhein, vorzüglich vom Erzbischofe und Kurfürsten Gerhard von Mainz, ausser den zugestandenen Zöllen, immer noch mehrere errichtet wurden: so führten benanntlich jene Städte, deren Gewerbe und Handlung dadurch ungemein litt, häufige Klagen dagegen. Albrecht faßte daher den billigen und gerechten Entschluß, um dem fernern Misbrauch solcher erzbischöflichen Anmassungen vorzubeugen, nicht nur alle neu errichteten Zollstädte gänzlich aufzuheben; sondern auch die noch kurz zuvor kaiserlichen wieder einzuziehen und an sich zu bringen. Gleichwohl schickte er, um in seinem vorhabenden Werke desto sicherer zu gehen, an den Pabst Bonifazius VIII. eine Gesandschaft, und ließ ihn um die Absolution (Freisprechung) von der gemachten Zusage ermeldter Zölle freundschaftlich ersuchen. Er machte sich auf die Absolution um so zuverläßigere Rechnung, da der König von England und der von Ungarn in derlei Angelegenheiten schon früher solche auch erhalten hatten.

Freilich brachte Albrecht durch diesen Schritt die rheinischen Kurfürsten, die bei diesen Rheinzöllen ihr wesentliches Interesse fanden, sehr wider sich in Harnisch. Der Erzbischof Gerhard machte unverzüglich solche feindselige Bewegungen, daß über den Kaiser ein gefährliches Hochgewitter aufzusteigen begann. Gerhard schrieb einen neuen Wahltag aus, auf dem Albrecht des Kaiserthums entsetzt, und statt seiner ein anderer Kaiser erwählt werden sollte. Bei dieser Gelegenheit erlaubte er sich die Aeusserung: „Er habe noch mehrere Kaiser in der Tasche.“ —

Bauer. Ah so wohl! Das läßt sich einmal hören, wenn man die Kaiser gleich so aus der erzbischöflichen Rocktasche hervorziehen kann! — Es ist doch recht ärgerlich! — Wenn die Päbste an den Kaisern zu hudeln und zu balgen ein wenig aufhören: so kömmt hernach ein Erzbischof, und — vertritt die Stelle des Pabstes!!!

Pfarrer. Nur ein wenig Geduld, mein guter Kirchenbauer! Der Pabst wird schon auch bald hintendrein kommen, sich gleich jetzt sehen und hören lassen.

— Bei den so eben erwähnten Zwistigkeiten des Kaisers mit den Kurfürsten, rückt nun auf einmal auch der Pabst Bonifazius mit seiner Sprache heraus. Unter andern giebt er dem Albrecht einen scharfen Verweiß: „Warum er sich erfrechet habe, zum deutschen Kaiser sich wählen und krönen zu lassen, ohne vorher die päbstliche Bewilligung eingeholt zu haben.“ — — Zu einem ganz besonders grossen Verbrechen rechnet er ihm an, daß er in der Schlacht bei Worms den Adolph überwunden und erlegt habe. Sohin fordert er ihn nach Rom vor seinen Richterstuhl, um seine etwaige Unschuld an Adolphs Tode darzuthun.

Schlmstr. Bei meiner Seele! man weiß nicht, soll man über ein so albernes, unsinniges päbstliches Geschwätze lachen, oder sich ärgern! — Kann denn Albrecht etwas dafür, daß das Kriegsglück den Adolph überwunden werden, und seinen Tod finden ließ? Wo ist einmal eine Schlacht ohne Blutvergießen vorgefallen? Und ist Adolph, wie ich es selbst glaube, unschuldig gefallen: ei nun! wer war daran Ursache und Schuld, als allein der Erzbischof von Mainz, der ihn erst zum Kaiser machte, und ihn dann, weil er sich in seine schmutzige Laune weder fügen

gen wollte, noch konnte, wieder verstieß? — ! — Von diesem saubern Erzbischof hätte der Pabst Rechenschaft fordern sollen!! Endlich: durch wessen Schuld ist wohl am meisten unschuldiges Blut verspritzet worden, als eben durch den wilden, brutalen Muthwillen der römischen Päbste!!! Wie kann nun der Pabst Bonifazius eine so unverschämte Forderung an Kaiser Albrecht machen?!

Pfarrer. Eine besondere Ursache der Abneigung dieses Pabstes gegen Albrecht soll gewesen seyn, weil er wegen seiner Gemahlin mit dem Natterngezicht — nach päbstlicher Redensart — nemlich mit dem, obgleich von männlicher Seite erloschenen, aber gleichwohl noch immer verhaßten, Geschlechte der Hohenstaufen etwas verwandt war.

Albrecht, ob er jetzt gleich mit dem Pabst und den Kurfürsten zumal, vornehmlich mit den drei geistlichen als seinen nunmehr unversöhnlichsten Feinden, zu thun hatte, ließ gleichwohl den Muth keineswegs sinken. Allererst suchte er mit den drei rheinischen Kurfürsten, den Erzbischöfen von Köln, Trier und Mainz, fertig zu werden. Es gelang ihm auch so gut, daß er besonders den schon mehr als bekann-

kannten Erzbischof Gerhard, seinen schlimmsten Widersacher, empfindlich demüthigte. Er bemächtigte sich beinahe des ganzen Erzstiftes, und zwang diesen Erz-Bischof, daß er ihm den Eid der Treue, den er ihm frecher Weise versagt hatte, aufs neue leisten und versprechen mußte: sich ihm nicht nur nimmermehr zu widersetzen; sondern zur Wiederherstellung der Ruhe, und zur Beförderung der Reichswohlfahrt nach Kräften ihm verhilflich zu seyn. Zur Versicherung (Garantie) seiner Treue und seines gethanen Versprechens mußte er dem Kaiser vier der festesten Schlösser einräumen, auch über das die erst unlängst zum Reich gehörige Stadt Lahnstein mit dem dortigen Rheinzoll herausgeben. Die andern zween geistlichen Kurfürsten wurden genöthiget, die freie Rheinschiffahrt zum Besten der Handelschaft im Reiche ungestört zu lassen.

Schlmstr. Aber was sagte der Pabst dazu, daß der Kaiser diese Erzbischöfe — seine Stützen, treue Diener und Helfershelfer, so nachdrücklich in die Klemme genommen hatte?

Pfarrer. Man hätte freilich meinen sollen, Bonifazius würde bei solchen Ansichten mit den furchtbarsten Bannstrahlen um sich ge-

worfen, und den kühnen Albrecht niedergeschmettert haben. Aber nichts weniger. Er suchte vielmehr seine innigste Freundschaft.

Bauer. Ei doch! warum das? — Das ist mir einmal wieder eine schnelle Aenderung der Gesinnung. Ich bin neugierig!

Schulmstr. Hm! der Pabst wird vermuthlich bis über die Ohren in einem fatalen Kothe gesteckt haben, daraus er sich nicht so leicht helfen konnte.

Pfarrer. Wirklich! es ist etwas daran. Die Zwistigkeiten zwischen dem König Eduard von England, und dem König Philipp dem Schönen von Frankreich, ungeachtet der Pabst, wie wir wissen, Friede und Eintracht, unter Strafe der Exkommunikation, gebothen hatte, wuchsen immer mehr an, so daß der völlige Ausbruch des blutigsten Kriegs unvermeidlich schien. Nun ist ganz natürlich: zum Kriegführen braucht man Geld. Zu dem Ende griff Philipp — Eduard that das Nemliche — den Geistlichen ein wenig in ihre Geldsäckel, mit dem ausweisenden Befehl: daß, weil dieser Krieg zum allgemeinen Wohl des Königreichs geführt werde, die Geistlichkeit das Ihrige dazu beitragen solle — und müsse.

Bauer.

Bauer. Das fordert ja Vernunft und Gerechtigkeit, daß zur Besorgung und Sicherheit der allgemeinen Staatswohlfahrt die Geistlichkeit das Ihrige auch beizutragen hat. Dagegen wird hoffentlich der Pabst nichts einzuwenden gehabt haben?

Pfarer. Und doch. Eben den Geldbeitrag der Geistlichkeit zu diesem Krieg wollte Bonifazius VIII. durchaus abgestellt wissen. Er ließ deswegen ein Dekret herausspazieren, darin er allen Geistlichen, ohne Rücksicht und Ausnahme, mit Bedrohung der Exkommunikation, den unbedingten Befehl ankündigte, daß keiner sich unterfangen sollte, einem weltlichen Herrn einige Steuer, oder den zehnten, zwanzigsten, oder auch nur hundertsten Theil seines Einkommens, unter welchem Titel und Vorschützen es auch immer seyn möge, abzureichen. — König Philipp merkte gar wohl, daß dies auf ihn gemünzet sey; und ließ, um dem Pabste das Recht der Wiedervergeltung empfinden zu lassen, dagegen im ganzen Königreiche den gemessenen Befehl verkünden und streng darauf achten, daß kein Geld ausserhalb Landes sollte versendet werden.

Bauer. Erlauben Sie! konnte denn dadurch der König vielleicht einen empfindlichen Seitenhieb den Pabst beibringen?

Pfarrer. Das will ich glauben! Durch dieses Verboth der Geldausfuhr versetzte er dem Pabst die allerschmerzlichste Wunde. Ihr müßt wissen, daß die römischen Päbste immer aus Frankreich von der gesammten Geistlichkeit jährlich unendliche Summen Geldes zogen, so wie aus allen andern christlichen Ländern.

Bauer. So wohl, das ist schön! — Also nur der Pabst allein sollte das Recht haben, die Geistlichkeit zu besteuern? — Ich denke aber: ein Landesfürst hat hundert- und tausendmal eher dieses Recht vor Gott und der Welt. Von wem haben denn die Geistlichen ihr Einkommen, als allein vom Staate! Sollten sie hernach bei einer allgemeinen Noth des Vaterlandes nicht auch das Ihrige — mit Willen oder Unwillen — verhältnißmäßig beitragen? — Oder soll vielleicht der saure und müheselige Bürger- und Bauernstand die ganze Last allein tragen? — ! —

Pfarrer. Mein guter Kirchenbauer! ich kann euch nicht unrecht geben: euer Eifer ist billig und gerecht. — Es ist in der That

oft

oft ärgerlich und anstößig, wenn man nicht selten hören und sehen muß: wie sich noch heut zu Tage so manche Geistliche wider jede erforderliche Staatsabgabe mit Händen und Füßen sträuben — und dabei mit ihrer (päbstlich-verrosteten!!) Last-Befreiung (Immunität?) stolz sich brüsten. Ueber dergleichen tollsinnige Immunitäten — oder Last-Befreiungen der Geistlichen zog schon der heilige Ambrosius heftig los, und macht ihnen die bittere Bemerkung: „Wer seid ihr? — Und woher kömmt diese eure Aufgeblasenheit, daß ihr frecher Weise behaupten wollet: ihr dürfet den hohen Mächten den Tribut nicht bezahlen; wenn selbst der Sohn Gottes denselben hat bezahlen wollen?!“ — — Indeß lassen wir das gut seyn?

Als endlich König Philipp den päbstlichen Gesandten, der ihm freilich mit vieler Dreistigkeit, und wohl gar, ungeachtet er ein gebohrner Franzose und ein Unterthan des Königs war, mit schnöder Grobheit begegnete, gefangen setzen ließ: da schlug am päbstlichen Hofe das Feuer vollends an allen Ecken aus. Bonifazius, vor Aerger und Wuth ausser sich,

beschied jetzt alle Bischöfe Frankreichs, alle Prälaten, Doktoren und geistliche Gemeinden, auf ein allgemeines Konzilium nach Rom, um über den frevelhaften König eine nachdrückliche, schwere Sentenz zu fällen. — Philipp säumte seiner Seits ebenfalls nicht, gegen diese päbstlichen Bewegungen und Machinationen seine Maaßregeln zu ergreifen. Er ließ alle seine Reichsstände zusammen kommen; die dann einmüthig erklärten: „Daß ihr König sein Reich und seine Gewalt von Niemanden, als von Gott habe; daß er in zeitlichen Dingen Niemanden (?!) unterworfen, vielweniger dem Pabst wegen nöthig erachteten Staatsverordnungen nur im geringsten verantwortlich sey.“ Sofort ließ Philipp, damit weder Geld, noch Jemand von der Geistlichkeit, nach Rom entwischen könnte, alle Pässe und Zugänge nach Italien aufs sorgfältigste versperren und bewachen.

Gleichwohl hielt Bonifazius sein Konzilium, auf dem er durch ein sehr berüchtigtes Dekretale (ein päbstlicher Beschluß — bekannt unter der Anfangsbenennung: „Unam Sanctam“ —) erklärte und entschied: „Daß die weltliche Macht der geistlichen unterworfen;

und

und daß die beiden Schwerter, das weltliche und geistliche, in der Gewalt der Kirche seyen.“ —

Schlmstr. Herrlich! unvergleichlich! — Nach einer solchen hübschen Auslegung und Anwendung mit des Petrus Schwerte, wie man ihn gewöhnlich schnitzelt und abmahlet, käme es noch gar heraus, als wenn der liebe gute Petrus ein Scharfrichter gewesen wäre.

Pfarrer. Mit dieser Erklärung und Entscheidung exkommunizirte er zugleich den König Philipp feierlich — in einer eigens an ihn erlassenen und allenthalben in ganz Frankreich verkündeten Bulle; so zwar, daß er alle Unterthanen Philipps von Treue und Gehorsam loszählte; ihn selbst aber des Königreichs verlustig und entsetzt erklärte. — Hieraus, meine Freunde! ersehet ihr wohl, daß der römische Pabst nun auch einmal einem König von Frankreich eben so schlimm mitspielen wollte, wie es schon so manchem deutschen Kaiser widerfuhr. Allein der Pabst kam hier ganz an den unrechten Mann. Philipp kehrte sich so wenig an diese albernen Formalitäten und läppischen Possen, daß er alsbald die päbstliche Bulle (besiegeltes Schreiben) öffentlich auf dem Haupt-

platze zu Paris durch den Scharfrichter dem Feuer übergeben — und verbrennen ließ. —

Bauer. Das heiß ich kühn! — König Philipp mag nun recht oder unrecht gethan haben: so scheint er mir durch diese Handlung immer sehr viel gewagt zu haben. Denn wird er dadurch nicht die ganze Geistlichkeit wider sich empöret, und selbst Manchen seiner getreuesten Unterthanen vor den Kopf gestossen haben?

Pfarrer. Seid unbesorgt, mein lieber Kirchenbauer! Philipp wagte dabei gar nichts. Ausser einigen wenig bedeutenden Geistlichen, und den Bettelmönchen, rührte sich keine Seele.

Bauer. Das wundert mich doch, daß die Päbste auf die Gemüther der Franzosen so wenig Einfluß haben sollten!

Pfarrer. Hieraus könnt ihr aber auch leicht abnehmen, daß das Ansehen und die Macht der deutschen Kaiser, im Vergleiche mit den französischen Königen, ein bloses Schattenspiel war; das aber freilich kein Wunder ist. Ihr müßt wissen, daß in Frankreich die Bischöfe und Erzbischöfe keine Fürstenthümer besassen, und also nicht zugleich, wie in Deutschland, mächtige Landesherrn waren; sondern sie hatten nur des ihrem Stande angemessenen Ein-

kom-

kommens sich zu erfreuen. In Ansehung der Staatsverhältnisse waren sie stets dem Könige, ihrem rechtmäßigen Landesfürsten, unterthan und verantwortlich. Es durfte sich weder Bischof, noch Erzbischof, deren in Frankreich ungleich mehrere, als bei uns waren, nur von weitem eine so übermüthige, eigenmächtige Anmassung beikommen lassen, sich gleich so — mir nichts dir nichts — in die Staats- und Regierungsgeschäfte ihres Königs einzumengen, vielweniger solchen Unfug und solche Widersetzlichkeiten sich erlauben, wie die deutschen Bischöfe. Dafür lagen die meisten französischen Bischöfe ihren geistlichen Berufspflichten auch eifriger ob, als die deutschen, die sich um nichts, als nur blose Welthändel, und um Vergrößerung ihrer Fürstenthümer kümmerten. Dagegen waren aber auch wiederum die französischen Bischöfe im Durchschnitte ungleich gelehrtere Seelenhirten, als die deutschen.

Schlmstr. Wohlan! da bestättiget sich ja vollkommen, wovon die Rede schon öfter war; und was selbst Kaiser Friedrich II. an die weltlichen Fürsten in Ansehung der Bischöfe und Geistlichkeit überhaupt schriftlich äusserte. — Doch Dank sey der allmächtigen, weisen Vor-

sehung, daß es ihr endlich gefallen hat, den Bischöfen, und den ihnen nicht unähnlichen Aebten, ihre Fürstenthümer und Ländereien durch den neulichen Krieg abzufordern, und wieder in ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zurückzuweisen. — (Daß übrigens ein Prälat — als solcher, keinen eigentlichen Wirkungskreis habe, bedarf keines Beweises!) — Möge ein jeder Landesherr doch darauf Bedacht nehmen, den Bischöfen seiner Staaten nicht mehr; aber auch nicht weniger, zu ihrem Unterhalt anzuweisen, als was ihrem erhabenen Stande und Beruf gemäß und anständig ist; und ich bin versichert: das ganze Christenvolk kann sich mit der wohlthätigen, heilbringenden Aussicht trösten, daß auf den Bischofsstühlen, nachdem nicht mehr Prinzen und Große darnach geitzen und buhlen werden, nur Weisheit, reifliche Einsicht und Beurtheilungskraft, Gelehrsamkeit, Erfahrung, Klugheit, Menschenkunde, ungeheuchelte Frömmigkeit und unbescholtene Rechtschaffenheit glänzen, und einen wohlthätigen beseligenden Ausfluß um sich her verbreiten würde. — —

Pfarrer. Seine Wünsche, mein lieber Schulmeister! und seine Vorschläge wären in

der

der That recht schön und trefflich; sie ließen sich auch realisiren (bewirklichen). — Indeß nur Schade, daß er kein mächtiger Landesfürst ist, um seinen frommen Wünschen die Wirklichkeit verleihen zu können! — Doch wir wollen das jetzt bei Seite setzen, wir verlieren darüber sonst den Faden unserer Erzählung. Also zur Sache!

Da der Pabst Bonifazius sah, daß er den König Philipp, sowohl in Ansehung der Besteurung der französischen Geistlichkeit, als auch besonders der Geldsperre nach Rom, auf keine bessere, nachgiebigere Gesinnungen samt seiner (verbrannten!) Bannbulle bringen, auch ihm sonst auf keiner Seite beikommen konnte; vielweniger, daß er im Stande gewesen wäre, ihm das Königreich, weil es Philipp auf sein Geheiß doch nicht sogleich gutwillig räumte, mit eigener Waffengewalt zu entreissen: so versuchte er jetzt das Letztere wenigstens durch einen andern mächtigen Monarchen zu bewerkstelligen. —— Und nun, Freunde! sehet Wunder über Wunder! Zur Ausführung dieses grosen Unternehmens ersah sich Bonifazius — den deutschen Kaiser Albrecht aus; dem er noch kurz zuvor so sehr verargte, daß er sich zum

Kai=

Kaiser habe wählen und krönen lassen; den er als den grösten Verbrecher vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung zitirte. — Dieser Bonifazius VIII. ließ jetzt dem Kaiser Albrecht gar höflich wissen und sagen: „Wenn ihm je vielleicht noch etwas an seiner Wahl und Thronbesteigung mangeln, oder hinderlich seyn sollte: so wolle er Alles mit seiner päbstlichen Machtvollkommenheit (!!!) ersetzen, und aus dem Wege räumen. Nur soll er dafür den stolzen, übermüthigen König Philipp, als den grösten Feind und Widersacher des Stuhls Petri, mit Krieg überziehen, und aufs empfindlichste züchtigen. Damit er es nicht umsonst thue: so mache er ihm hiemit einstweilen mit dem französischen Königreich — ein Geschenk.“ —

Bauer. Ha, ha, ha! Wer sollte über solche höchst lächerliche Anträge und Zumuthungen der Päbste nicht lachen!

Schulmstr. Ich kann über solche päbstliche Allfanzereien und Läppereien wahrhaftig nicht mehr lachen; ich kann mich bereits auch schon nicht mehr darüber ärgern: nur großes, herzliches Bedauern und Mitleid kann ich mit diesem Pabst Bonifazius, seines erbärmlichen Blödsinnes wegen, haben. — In der That! wenn

der

der erste tollsinnigste Narr aus dem Tollhause entwischte, könnte er kein unsinnigeres und läppischeres Zeug hervorbringen, als dieser Pabst daher schwatzet. — Albrecht wird doch hoffentlich auf dieses tollhäuslerische Gewäsche nicht geachtet haben?

Pfarrer. Natürlich nicht! Wie konnte es auch anders seyn, als daß Albrecht, dem dergleichen päbstliche Großsprechereien nicht unbekannt waren, einen solchen Antrag sehr lächerlich finden mußte. Er machte also bei dieser seltenen Rauferei den gleichgiltigen Zuschauer — und ließ den Pabst und Philipp miteinander herumbalgen. König Philipp machte es aber auch dem possirlichen Bonifazius so arg, daß er ihn gar gefangen in seine Hände bekam: worüber nun dieser Bonifazius VIII. vor Aerger bald wegstarb.

Albrecht hatte indessen die deutschen Reichsangelegenheiten besorgt, und war mit Eifer und Anstrengung darauf bedacht, vollends Ruhe und Ordnung herzustellen. In der Schweiz aber rissen sich Uri, Unterwalden und Schwitz vom Reiche los, setzten sich in unabhängige Freiheit; weil die dortigen Unterthanen vom Adel, vorzüglich den kaiserlichen Landvögten, zu

sehr gemishandelt und bis aufs Blut ausgesogen wurden. Dies war die Grundlage zur nachherigen Schweitzer-Republik.

Als sich Albrecht dahin begab, die Unruhen beizulegen, und die Verwirrungen zu schlichten: ward er unvermuthet zwischen Windisch und Bruck, unweit Baden im Kanton Zürch, hinterlistig überfallen und ermordet, im Jahr 1308. Während seiner zehnjährigen Regierung stieg das kaiserliche Ansehen wieder in eben dem Verhältniß, als es unter Adolph gesunken war: indem keiner seiner Vorfahren die, besonders anmassungsvollen geistlichen, Kurfürsten so nachdrücklich gedemüthiget hatte, als er.

Diesmal fiel, durch besondere Lenkung der geistlichen Kurfürsten, vornehmlich des Erzbischofs Peter von Mainz, des berüchtigten Gerhards Nachfolger, die Wahl auf den Grafen von Luxenburg, Heinrich VII., der dann in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönet wurde. Zuvor aber mußte er die schon bekannten Kapitulationspunkte beschwören, und die schriftliche Verpflichtung von sich geben, alles aufs genaueste zu erfüllen. Obendrein mußte er sich verbindlich machen, nebst der Bestreitung aller Ausgaben, die der Erzbischof von Mainz

bei

bei der Wahl und Krönung haben würde, auch noch alle Reste, die Albrecht nicht abbezahlt hatte, nachzutragen. — Nun nur noch der Pabst!

Nachdem Heinrich dem Pabst Klemens V. des Bonifazius VIII. Nachfolger, den unbedingten Eid der Treue und Unterwürfigkeit geschworen; anbei auch die vielen Städte und großen Distrikten, von denen wir schon zur Genüge gehört haben, als immerwährendes, ungestörtes Eigenthum zugestanden, oder vielmehr als eine erneuerte Schankung beurkundet; ferner noch mehrere andere Städte als Dreingabe überlassen hatte: so ward er endlich ohne Anstand als Kaiser anerkennet.

Heinrich VII. beschloß nun einmal wieder einen so genannten Römerzug vorzunehmen; und im Jahr 1311 schickte er sich wirklich dazu an. Seit Kaiser Rudolph ließ sich keiner gelüsten, nur einen Fuß nach Italien zu setzen. Hätte diese unselige Lust doch auch den guten Heinrich nie angewandelt! — Sein Eintritt in Italien war zwar sehr glorreich. Alle Städte öffneten ihm die Thore; und in Mailand ließ er sich mit der selbst mitgebrachten eisernen Krone, weil die alte bei der lan-

gen Unterlassung dieser Zeremonie verloren gegangen war, zum König der Lombardei krönen. Als der Kaiser die von Urzeiten hergebrachten Abgaben forderte; verwandelten die Italiener ihre Neigung und Anhänglichkeit in Haß und wilde Feindseligkeit. Anstatt die schuldigen Abgaben zu reichen, lehnten sich die untreuen Wälschen auf, und begegneten den Deutschen allenthalben auf die gehässigste Art, so daß Heinrich von allen Seiten mit Feinden zu kämpfen hatte. Das stärkte aber seinen Muth nur noch mehr, und er setzte mit dem Schwerte in der drohenden Faust, seinen Zug nach Rom vorwärts: wo er von den Kardinälen, die der Pabst Klemens V. dessen nunmehrige Residenz zu Avignon in Frankreich war, deswegen dahin gesandt hatte, feierlich gekrönet wurde.

Nach der Krönung brach Heinrich von Rom auf, und traf Anstalten, das Königreich Neapel, darüber ein gewisser Robert herrschte, zu erobern und mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. Er war bereits weit vorgerückt, und alles versprach den glücklichsten Ausgang seines Unternehmens; als ihn plötzlich der Tod wegraffte.

Schlmstr. Die wälschen Giftmischer brachten ihm gewiß Gift bei!

Pfarrer. Leider! — Zu Buonkonvento, einem Dorfe unweit der Stadt Siena, hielt der Kaiser mit seinem Marsch ein wenig an, und ließ sich da von einem Dominikaner, mit Namen Bernhard von Monte Pulziano, die heilige Kommunion reichen. Gleich darauf verspürte er heftige, glühende Konvulsionen (Zuckungen) durch den ganzen Leib; und die Aerzte urtheilten: er müsse Gift bekommen haben. — — So endete Heinrich VII. einer der allertreflichsten Regenten Deutschlands, sein Leben im Jahr 1313 den 24 August.

Bauer. Barmherziger Gott! So ist doch den Wälschen nichts in der Welt zu heilig, das sie zu ihren schandvollen Bubenstücken nicht misbrauchten!! — Und noch dazu ein Mönch — ein Ordensgeistlicher? —! — Entsetzliches Aergerniß!!!

Pfarrer. Der gesammte Dominikanerorden suchte sich zwar, noch nach dreißig Jahren, bei dem König Johann von Böhmen, dem Sohne des mit Gift hingerichteten Heinrichs, von dem Verbrechen ihres Mitbruders zu reinigen — und freisprechen zu lassen; allein

die

die That war zu auffallend, als daß sie aus dem Andenken der Menschheit hätte können getilget werden!

Nach Heinrichs VII. traurigen Todesfall waren die Kurfürsten über die Kaiserwahl unter sich sehr uneinig und getheilt, also zwar, daß zwei Kaiser zugleich gewählt wurden. Unter Leitung des Erzbischofs Peter von Mainz ward, mit Zustimmung des Erzbischofs Balduin von Trier und mehrerer weltlichen Fürsten und Großen, der Herzog von Baiern, Ludwig V. zum Kaiser erwählt. Dagegen wählten der Erzbischof von Köln und einige andere Fürsten den Herzog von Oestereich, Friedrich III. Im Jahr 1314 gieng diese Doppelwahl vor sich.

Da nun ein jeder allein Kaiser seyn wollte, führten sie mehrere Jahre hindurch einen hartnäckigen Krieg, mit abwechselndem Glücke; bis sich endlich das Kriegsglück entschieden für Ludwig V. erklärte. Im Jahr 1322 ward Friedrich in einem sehr blutigen Treffen bei Mühldorf in Baiern von Ludwig gänzlich geschlagen, gefangen, und in das feste Schloß Trausnitz in der obern Pfalz in gefängliche Verwahrung gebracht.

Nach

Nach diesem erfochtenen Sieg erkannten alle Fürsten und Große den Ludwig als wirklichen, rechtmäßigen Kaiser; und Niemand dachte daran, daß Ludwig im Besitze der deutschen Krone von irgend woher sollte gestöret werden. Nun aber tritt der alte, fürchterliche Erbfeind der Kaiser, der unermüdete Ruhestörer des deutschen Reichs — der römische Pabst wieder auf den Schauplatz.

Nach Absterben Klemens V. ward Johann XXII. ein Franzose, unter Einfluß des Königs von Frankreich, auf den päbstlichen Stuhl erhoben. So lange Ludwig und Friedrich mit zweifelhaftem Glücke sich herumschlugen, machte der Pabst ganz gelassen mit schielender, schadenfroher Miene von Avignon her den Zuschauer. Nachdem aber das Kriegsglück für Ludwig V. sich günstig erzeigt hatte: da rückte er erst mit seiner Katzensprache heraus. Wir wollen diesen sonderlichen Pabst selbst sprechen hören. „Die Uneinigkeit der Könige und Fürsten," pflegte er öfter zu sagen, „machen den Pabst erst zum Pabste; indem er nur alsdann gefürchtet werde. Besonders aber seyen die Zwietrachten der deutschen Fürsten der Friede und das Heil

des Pabstes und der römischen Kirche. Er habe daher, so viel Uebels auch immer aus der strittigen Wahl Friedrichs und Ludwigs erfolget, niemals auch nur ein Schreiben ergehen lassen, oder Jemanden geschickt, um die Streitenden auseinander zu setzen; ob er gleich zur nemlichen Zeit seine Geldsammler in Deutschland gehabt habe, denen er dieses Geschäft leicht hätte auftragen können." — —

Schlmstr. Bravo! herrlich! Diese unverhaltene, aufrichtige Herzenssprache offenbaret einmal die wahren Gesinnungen der Päbste ganz, und läßt sie endlich vollends in ihrer entblößten, häßlichen Gestalt erblicken! —

Bauer. Und seine Geldsammler hatte der Pabst in Deutschland umher geschickt? —! — Hatte wohl Christus unser Heiland, dessen Statthalter ein römischer Pabst seyn will, seine Apostel und Jünger etwa auch in die Welt ausgeschickt, um, statt Verkündigung seines Evangeliums und Friedens, Geld zu sammeln? — Doch es ist Schade für jedes Wort, das man wegen so manches unwürdigen Statthalters Christi redet! — Aber ich möchte doch wissen, warum der Pabst auf einmal so gehässig sich gegen Kaiser Ludwig bezeigte?

Pfar=

Pfarrer. Ich dächte, dies könnten wir sattsam aus seiner so eben angeführten Aeusserung abnehmen. Indeß hatte der Pabst Johann freilich noch eine andere Absicht, die so nebenher keine andere war, als den französischen Prinzen Karl von Valois, den Bruder des Königs Philipp, auf Deutschlands Kaiserthron zu setzen. Da dies nicht anders angehen konnte, ausser Ludwig V. wäre zuvor gestürzet: so verhängte er über ihn einen förmlichen Prozeß, den er zu Avignon, wo auch er seinen päbstlichen Sitz aufgeschlagen hatte, an die Kirchenthüren anheften ließ. Darin fordert er den Kaiser auf, innerhalb drei Monathen, unter Strafe der Exkommunikation, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen, um da sich zu verantworten und zu rechtfertigen, warum er ohne seine Einwilligung und Bestättigung das Kaiserthum übernommen habe. Indessen, bis nach geschehener Verantwortung, soll er sich nicht erkühnen, sich der Reichsverwaltung zu unterziehen.

Schlmstr. Daß der Pabst dem Kaiser zu seiner Rechtfertigung gleichwohl eine peremtorische Frist von drei Monathen ansetzt, wollte ich noch gelten lassen. Aber zum Henker!

was ist denn das für eine Art, daß er seinen Prozeß — mir nichts dir nichts — gleich bei der Exekution anfängt, und dem Kaiser ohne weiters die Regierung niederlegen heißt? — ! —

Pfarrer. Je nun! bei den Päbsten gelten eben gar viele Regeln — mit Ausnahmen. Ueber alles dieses machte Johann dem Kaiser noch das besondere Ansinnen, sich darüber streng auszuweisen, warum er den Rebellen der römischen Kirche — den Erzketzern — Beistand geleistet habe!

Schlmstr. Was hat es denn da wieder für eine Bewandtniß mit den Ketzern und Rebellen der römischen Kirche?

Pfarrer. Folgende. Ob zwar gleich die Päbste gegenwärtig ihren Sitz von Rom weg nach Avignon in Frankreich verlegt hatten: so wollten sie nichts destoweniger über Italien im Weltlichen, wie im Geistlichen die ausschlüßliche Oberherrschaft ausüben. Zu dem Ende schickte der Pabst Johann seine Legaten dahin, die in seinem Namen unumschränkt gebieten und herrschen sollten; welchem Auftrage diese recht treulich und nur zu pünktlich nachkamen. Darüber gerieth der kaiserliche Statthalter zu Mailand, Galeazo Biskonti, mit ihnen

nen in so heftigen Verstoß, daß es zum wirklichen Krieg kam. Der Statthalter, weil er der andringenden Uebermacht der päbstlichen Legaten nicht hinlänglichen Widerstand leisten konnte, sprach den Kaiser um Hilfstruppen an; die er auch in 800 Köpfen auserlesener Reiterei erhielt, mit denen er dann den päbstlichen Truppen derbe Schläge versetzte, und ihnen den Rückweg anwies. Deswegen also, weil der Kaiser seinen Statthalter nicht im Stiche ließ, war der Pabst so schrecklich aufgebracht und erbittert wider ihn, daß er von ihm Rechenschaft forderte, warum er einem Ketzer, wie Galeazo Viskonti sey, Beistand geleistet habe.

Bauer. Ludwig wird doch zu solch einer unverschämten Zumuthung nicht stillgeschwiegen, am wenigsten sich vor seinem Richterstuhl gestellt haben?

Pfarrer. Natürlich nicht. Auf ein solches Zumuthen erwiederte er dem Pabst in einem eigens an ihn gerichteten Schreiben folgendermassen: „Er wisse gar nichts von einer etwaigen Ketzerei, indem er niemals, weder durch den Pabst, noch sonst durch Jemanden erfahren habe, daß sein Statthalter Galeazo Viskonti ein Ketzer sey. So viel aber sey ihm

bekannt, daß man am päbstlichen Hofe diejenigen für Rebellen der römischen Kirche halte, die dem Reiche treu ergeben seien." — „Uebrigens könne man viel eher dem Pabst den Vorwurf machen, daß er die Ketzer begünstige; welches er (Ludwig) auf sich nehme, entweder vor den Kardinälen, oder auf einem allgemeinen Konzilium zu beweisen: indem er (Pabst), unerachtet der vielen, gegen die Franziskaner von Bischöfen und Erzbischöfen, erhobenen Klagen, daß sie die anvertrauten Geheimnisse, die sie durch die Ohrenbeicht erführen, bekannt machten, und dadurch die Leute vom Beichten abschreckten, dennoch dieselben begünstige, und das Aergerniß noch nicht gehoben habe." — —

Bauer. So wohl! — Waren also die bekutteten Herrn Franziskaner solche saubere Wichte, daß sie aus der Beichte schwätzten? — Nicht übel! — Da hätten sie dürfen lange aufpassen, bis ich zu ihnen in Beichtstuhl gekommen wäre: und Butter und Gerste hätten sie von mir schon gar nicht mehr bekommen!

Pfarrer. Weil Ludwig fortfuhr, als Kaiser die Reichsangelegenheiten zu schlichten, und zur Handhabung des allgemeinen Besten

zweckmässige Vorkehrungen zu treffen: so erfolgte jetzt ein abermaliger Prozeß wider ihn, vermög dessen der Pabst erklärte, daß nun Ludwig, weil er innerhalb des anberaumten Termins vor seinem Richterstuhl nicht erschienen, in die Exkommunikation verfallen sey, mit dem Anfügen: „Daß von nun an Niemand mehr, weder Geistlicher noch Weltlicher, unter gleichfallsiger Strafe des Kirchenbannes, und bei Verlust aller Würden, Lehen und Privilegien, dem Ludwig als einem Kaiser gehorchen soll.“ Anbei erklärte der Pabst alle Verträge, die mit dem Kaiser von Jemanden eingegangen und abgeschlossen worden sind, für null und nichtig. — Ludwig legte zwar gegen dergleichen päbstliches Unwesen nachdrücklich Protestationen ein, und appellirte an ein allgemeines Konzilium *).

Allein

*) Der damals herrschende Zeitgeist brachte es mit sich, daß man von einem Ausspruche des Pabstes an jenen eines ökumenischen Konziliums appellirte, das war aber im Grunde genommen, nichts anders, als vom Pabste an Pabst appelliren; denn es ist ja bekannt, welch mächtigen Einfluß und welch groses Uebergewicht die päbstliche Autorität bisher über die Konzilien im Abendlande hatte. Belege hiezu liefern

Allein der Pabst schritt mit seinen Prozessen immer weiter vorwärts; so zwar, daß er dem Kaiser nun gar schon den vierten Prozeß an den Hals warf, und ihm ohne weitere Umstände das Kaiserthum absprach. —

Bauer. Dieser Johann ist doch ein ganzer Prozeßkrämer. Der hätte ein Advokat, und kein Pabst werden sollen: mit den juridischen Rechtskniffen hätte er gewiß weidlich umzuspringen gewußt. — Aber um Vergebung! Da

---

fern uns die Konzilien im Lateran zu Rom, zu Lyon und zu Vienne, selbst das Konzilium zu Trient nicht ausgenommen. Ferner wie ungereimt und auffallend kommt es uns heut zu Tage vor, daß Fürsten damals sogar in bürgerlichen Angelegenheiten und politischen Streitigkeiten sich auf den Ausspruch der Synoden beriefen. Aber es war damals die herrschende Meinung, ein allgemeines Konzilium habe die Macht über himmlische und irdische Dinge zu entscheiden, und es könne in utroque foro keinen Mißgriff oder Fehltritt machen. Was Wunder demnach, wenn Fürsten in dieser Epoche der Barbarei sich auch in zeitlichen Dingen, und mithin auch Kaiser Ludwig sich über den rechtmässigen Besitz seines Kaiserthums dem Ausspruche einer Universalsynode unterwarf. Meinungen regieren das Zeitalter! —

Da der Pabst den Kaiser bald über diesen, bald über jenen Punkt klagbar belanget: wer war denn hernach Richter in diesen Streitsachen? — Vielleicht auch der Pabst?

Schlmstr. Ei Nachbar! ist das nicht eine einfältige Frage von Euch! Freilich war der Pabst Kläger und Richter zugleich. — Das hättet ihr doch aus dem bisherigen Gange schon lange ersehen sollen! Und da müßte Einer ja den Prozeß verlieren, wenn er den ganzen himmlischen Hof, samt dem heiligen Vater Dominikus, zum Fürsprecher und Vertheidiger hätte!!! Und wider die einmal gefällte Sentenz des Pabstes, wißt ihr wohl, kann man nicht appelliren. Oder sollte man es versuchen, und vielleicht an ein Konzilium, wie Ludwig es thun wollte, appelliren, wo der heilige Geist seine Aussprüche durch den Mund des Pabstes thut? — Ei ja! da trifft man's gerade am rechten Fleck!! Der müßte hirnlos seyn, der aus allem bisherigen nicht merkte, daß der heilige Geist schon lange im Solde des päbstlichen Hofes steht — — —

Pfarrer. In einer seiner Appellationsschriften schildert Ludwig den Pabst als einen Mann, der nichts suche, als die Rechte des

Reichs,

Reichs, der Kurfürsten und anderer Fürsten, gänzlich zu Grunde zu richten; welches genugsam daraus erhelle: „Weil er diejenigen, die dem Reiche zugethan, auf das äusserste verfolge; jene aber, die sich gegen dasselbe auflehnten, unterstütze und mit Gnaden überhäufe:“— Daß er sich im Konsistorium (Rathsversammlung des Pabstes mit seinen Kardinälen und Prälaten), öffentlich habe verlauten lassen: „Er wolle alle Kräfte anwenden, die erzene Schlange — das deutsche Reich — zu Boden zu werfen. — — Im nämlichen Schreiben macht er dem Pabst den gerechten Vorwurf: „Es sey ihm nicht genug, die weltlichen Rechte der Monarchen anzutasten und zu untergraben; sondern er habe sich auch an Jesum Christum, den König der Könige, und Herrn aller Herrschenden, selbst gewagt, und die Lehre des Evangeliums, von der Armuth Jesu und seiner Apostel, durch giftige und ketzerische Sätze verkehrt, indem er behaupte: daß Christus und seine Apostel, gleich andern Gemeinden, ein Eigenthum gehabt, welches offenbar ketzerisch sey.“

Bauer. Je nun! mir däucht, Kaiser Ludwig habe recht; denn ich habe noch nie aus dem heiligen Evangelium weder lesen noch pre-

digen gehört, daß Christus der Herr und seine Apostel ein Eigenthum besessen hätten. Der Heiland sagt ja selbst: „Er habe nicht, wohin er sein Haupt legen könne.“ Was mag wohl der Pabst für einen Beweggrund gehabt haben, das Gegentheil zu behaupten?

Schlmstr. Was dies wieder für eine wunderliche Frage ist! Dieser Beweggrund läßt sich meines Dünkens, ganz leicht errathen. Ihr werdet doch, Nachbar! nicht schon vergessen haben? daß die Päbste den Kaisern und Königen mächtige Städte und sehr beträchtliche Ländereien nicht nur blos abgestritten; sondern auf allerhand Manieren abzunöthigen gewußt haben, die sie jetzt in einen großen Staat vereinigt als Eigenthum besitzen. Ferner werdet ihr euch erinnern, daß die römischen Päbste auf Kaiserthümer, Königreiche und Fürstenthümer — als auf ihr Grundeigenthum, Anspruch machen, worüber sie dann nach Willkühr schalten und walten; oder sie nach Belieben und Gutbefinden verleihen könnten, wem sie wollten. Um dafür wenigstens einen Scheingrund aufzufinden: war ganz natürlich der rathsamste Weg, daß die Päbste den Leuten ein ganz anderes Evangelium aufbinden mußten,

ten, als Jesus, der göttliche Erlöser vom Juden- und Pharisäerioch, gelehret und verkündet hat. — Die Päbste werden oft schon verbissenen Aerger und heimlichen Unwillen genug auf Christus gehabt haben, daß er für sie und ihre römische Kirche kein besonderes, privilegirtes und vortheilhafteres Evangelium zu verkünden, seinen Aposteln wenigstens nicht den geheimen Auftrag gegeben hat!!— — Doch die Päbste verstunden nach der Hand die Sache schon besser, als Christus, und die kurzsichtigen, einfältigen Apostel, welche Geld und Güter und Reichthümer nicht zu schätzen wußten.— — Und ketzerisch kann ihre Lehre und Behauptung niemals seyn, sie sei so paradox (unerhört) als sie wolle; denn ein zeitlicher Pabst ist ja, wie man sagt, unfehlbar!—?— *)

Pfar-

---

*) Eine Anekdote! Es ist bekannt, welche hitzigen Liebhaber die Jesuiten von öffentlichen Disputationen und Defensionen (gelehrte Schulstreitigkeiten) waren, und mit welcher Brustanstrengung sie da über Subtilitäten brüteten und fochten. Auf einer solchen Defension stritt man sich nun einmal heisser und ausser Athem über die Frage: Wann der Pabst eigentlich zu seiner

Pfarrer. Schulmeister! Schulmeister! seine Anmerkungen sind fast etwas zu beissend: ob ich gleich gestehen muß, daß er so weit neben die Scheibe nicht geschossen hat. — Doch weiter in der Geschichte.

Daß

---

ner Infallibilität gelange. — Der Defensionspräses, dem die Auflösung dieser kindischen Subtilität vorzüglich zukam, konnte den spitzfindigen Argumentanten immer nicht Genüge leisten. Unbefriedigt gieng man für diesmal auseinander. Am misvergnügtesten war der Pater Präsident. Tiefsinnig gieng er den langen Gang des Kollegiums auf und nieder. Ein junger Magister, der ihn beobachtet hatte, fragte ihn um die Ursache seines Nachsinnens. Ach! erwiederte der Pater: der ganze Vormittag verstrich heute über der Definition: Wann der Pabst eigentlich zu seiner Infallibilität gelange; und mit all meiner Wissenschaft (kein Wunder!!) konnt' ich keine befriedigende Antwort und Auskunft geben. — Aber das ist ja, versetzte der Magister, ein leichtes. Sehen Sie! Papa fit infallibilis eo Momento, quo intrat Pontificatum. — Victoria! — Nachmittag kömmt man wieder auf obige Frage. — Mit gravitätischer Miene erhebt sich nun der Defensionspräses — und mit artikulirter Stimme pronunzirt er: „Papa fit infalli-

bi-

Daß die letztere Beschuldigung, die Ludwig dem Pabste machte, nicht ohne Grund müsse gewesen seyn; ist mit ziemlicher Zuverläßigkeit daraus abzunehmen: weil nun selbst die Franziskaner, die doch kurz vorher die eifrigsten Verfechter der päbstlichen Anmassungen waren, jetzt die geschäftigsten Feinde und größten Widersacher des Pabstes wurden. Die Franziskaner behaupten nemlich, daß sie im vollkommensten Verstande die Armuth Jesu und seiner Apostel nachahmten, und gar kein Eigenthum besäßen. Sie verschrien nun den Pabst, der von Christus und den Aposteln das Gegentheil hielt, aller Orten als einen Erzketzer. Obschon mehrere deswegen von der Inquisition ergriffen und lebendig verbrannt wurden; gaben sie sich doch nicht zur Ruhe; sondern fuhren fort, in ihren Predigten auf den Pabst, als einen Mann, zu schimpfen, der die Lehren des

---

bilis eo Momento, quo intrat Pontificatum." — — Applausus unanimis: „Acu tetigisti!" Et cum gloria et iubilatione discedunt Argumentantes et Defendentes.

Pauken erschallten, Trompeten schmetterten!!!

des Evangeliums verdrehe und ganz verkehre, um nur seinen eigenen Geldgeitz desto eher zu vermänteln und zu beschönigen. — Diese von den Franziskanern mit Feuereifer allenthalben gehaltenen Predigten machten ungleich mehr Eindruck auf das Volk wider den Pabst, als alle Appellationen des Kaisers.

Bauer. Auf solche Art konnte es wohl nicht fehlen, daß der Kaiser an diesen muthigen Franziskanern nicht tapfere Hilfstruppen hätte bekommen sollen.

Pfarrer. Wirklich schien durch den Streit der Franziskaner mit dem Pabste Ludwigs Sache eine erwünschte Ansicht zu bekommen. Allein Johann hatte an dem Herzog Leopold von Oesterreich, dem Bruder des gefangenen Friedrichs immerhin noch eine ungleich mächtigere Stütze, als Ludwig an diesen bekutteten Herren. Leopold vom Pabst aufgemuntert, benützte die Unruhen, die nun einmal durch die päbstlichen Prozesse und Exkommunikationen angezettelt worden waren. Er bewegte Himmel und Erde, seinen Bruder aus der Gefangenschaft zu befreien, um alsdann, dem päbstlichen Plane gemäß, dem französischen Prinzen Karl von Valois zum deutschen

Kai-

Kaiserthron zu verhelfen. Sein Bruder Friedrich sollte deswegen auf denselben gänzlichen Verzicht thun: nur damit Ludwig gestürzt würde. Zur Ausführung gestattete ihm Johann den Zehnten aller geistlichen Einkünfte in den gesammten österreichische Landen.

Ludwig, der sich vor der andringenden Macht des Herzogs Leopold nicht mehr genug verwehren zu können glaubte, entschloß sich, Friedrich seiner Gefangenschaft zu entlassen, mit der Bedingung: wenn er allen Ansprüchen auf den Reichsthron entsagen, und ihn als Kaiser anerkennen würde. Friedrich III. hatte, aus Liebe zum endlichen Frieden und Einhalt des fernern Blutvergießens, Großmuth genug, sich dazu ohne viele Bedenklichkeiten zu verstehen. Wer dies aber aufs höchste misbilligte, war — der Pabst Johann XXII. Den ganzen Vergleich verwarf er. Durch wiederholte schriftliche Ermahnungen drang er in den Herzog Leopold, die Feindseligkeiten gegen Ludwig standhaft fortzusetzen.

Friedrich, der sein gegebenes Wort unverbrüchlich hielt, ermahnte Leopold nebst seinen übrigen Brüdern ernstlich zur Einstellung aller Feindseligkeiten. Zugleich ließ er in das

ganz-

ganze Reich Patente (offene Schreiben) ergehen, darin er seine Verzichtleistung auf die Kaiserkrone kund machte, und seine Brüder sowohl, als ihre Bundesverwandte, zur Treue und Unterwürfigkeit nachdrücklich erinnerte. Selbst den Pabst suchte er aus allen Kräften mit dem Kaiser zu versöhnen. Da alle seine Versuche umsonst waren, und er sich in keinem Falle als Werkzeug zu fernern Verwirrungen wollte brauchen lassen: stellte er sich persönlich in München — und warf sich dem Ludwig freiwillig wieder in seine Arme und Gewalt.

Schlmstr. Himmel! welch eine edle, große, erstaunungswürdige Handlung! — — Tretet her da, ihr Päbste — und schämt euch ins Herz hinein!! — — Lernet aber auch bei diesem deutschen Biedersinn eure römischen Streiche ablegen!!

Pfarrer. Durch diese edle Großmuth und bewunderungswürdige Selbsthingebung ward Kaiser Ludwig so sehr überraschet und gerührt, daß er nun mit Friedrich — als seinem besten Freunde, den vertraulichsten Umgang pflog; mit ihm an einer Tafel speißte; in einem Bette schlief. Ja! Ludwig errichtete mit Friedrich den Vergleich: daß er mit ihm die Reichs-

verwaltung zugleich führen; daß sie mit unverbrüchlicher Treue einander stets begegnen wollen; daß einer dem andern niemals verlassen — einer den andern Bruder nennen soll — —

Bauer. O! wie thut es Einem in der Seele so wohl, daß Ludwig und Friedrich in Großmuth und edelm deutschen Biedersinne einer dem andern es bevorzuthun so schön wetteifern, Ruhe und Ordnung mit so anstaunungswürdiger, brüderlicher Eintracht wieder zurückzubringen, und die erbitterten Gemüther zu besänftigen sich so ernstlich angelegen seyn lassen. — Der Pabst wird, wenn er nur ein wenig Gefühl für Menschlichkeit und Edelsinn — wenn er je keine Tigerseele hatte, nun doch sicher selbst die so seltene Großmuth dieser zwei erhabenen Fürsten bewundert, und sich zufrieden gegeben haben?

Pfarrer. Weit gefehlt! Der Pabst Johann schrie jetzt Jammer und Zetter, daß Friedrich sich erfreche, mit dem exkommunizirten Ludwig in Umgang und Gemeinschaft sich einzulassen; welches die verabscheuungswürdigste Sache von der Welt sey.

Weil nun doch einmal für Ludwig alle Hoffnung verschwunden schien, jemals vom

Pabst anerkannt und bestättiget zu werden: so verfielen die österreichischen Prinzen nebst einigen Reichsfürsten, darunter vornehmlich die Erzbischöfe von Mainz und Köln, darauf, den Pabst anzugehen, daß er dem Friedrich die Kaiserkrone zuerkennen möchte. Dies wollte aber Johann wieder nicht.

Schlmstr. Aber zum Henker! was wollte denn dieser Pabst? Vielleicht selbst Kaiser seyn? — ! —

Pfarrer. Das eben nicht. Sondern Johann hatte fest beschlossen, das deutsche Kaiserthum dem nunmehrigen König Philipp IV. von Frankreich, Philipps des Schönen Nachfolger, zuzuschanzen. Indessen fuhren die österreichischen Prinzen mit den ihnen ergebenen Fürsten, in ihren Bemühungen fort, für Friedrich alles zu versuchen. Doch aber zeigten sie sich bereit, der Entscheidung des nächsten Reichstages sich zu unterziehen, der 1326 zu Speier zu Stande kam, auf dem Friedrich von den Fürsten neuerdings entweder zum Kaiser erwählt, oder wenigstens die Einwilligung der Kurfürsten eingeholt werden sollte, daß Friedrich und Ludwig die Reichsverwaltung gemeinschaftlich miteinander führen sollten. Um dieser

zweifachen Erwartung desto eher die erwünschte Entsprechung zu verschaffen; stund Leopold mit gewaffneter Hand am Oberrhein. Allein durch dessen dazwischenkommenden Todesfall bekam alles wieder eine andere Wendung, da jetzt Kaiser Ludwig einen seiner mächtigsten Gegner los ward.

Ludwig traf nun Vorkehrungen, nach Italien zu gehen. Alles sehnte sich dort nach seiner Ankunft; denn selbst die Italiäner wurden vom Pabst und seinem Anhange sehr gedrückt. Zu Mailand ward er nebst seiner Gemahlin zum König der Lombardei gekrönt. Auch die Römer, die über den Pabst, weil er seine Residenz nach Avignon verlegt hatte, sehr aufgebracht waren, verlangten sehnlich nach ihm; und mit offenen Armen, mit Frohlocken und Jubel empfiengen sie ihn. Da kein Kardinal zugegen war, verrichteten vier der vornehmsten Römer die Krönung, und einige Bischöfe die Salbung. — Man gieng noch weiter. Die Vorsteher und Führer des Volkes stellten eine förmliche Klage wider den Pabst Johann, beschuldigten ihn der Ketzerei, und des Verbrechens der beleidigten Majestät. Sofort wurde er vom Volke, von der Geistlichkeit, wie auch

von mehrern deutschen und italiänischen Bischöfen und Kirchenprälaten, unter dem Schutze und Ansehen des Kaisers, seiner päbstlichen Würde als unwürdig und entsetzt erkläret. An seiner Statt ward Nikolaus V. zum Pabst erwählt, vom Kaiser bestättiget, und zugleich durch Ansteckung des Ringes und Umhängung des Mantels investirt.

Bis daher gieng dem Kaiser alles nach Wunsch. Als es ihm aber an Geld zu gebrechen anfieng, und er daher von den Römern und übrigen Italiänern einige Steuern und Abgaben verlangte: da hatte ihre Treue und Anhänglichkeit schon wieder die Endschaft erreicht. Sonach kehrte Ludwig nach Deutschland zurück, und ließ den neuen Pabst Nikolaus V. in Pisa; der aber nach anderthalb Jahren dem Pabst Johann überantwortet wurde, und durch eine öffentliche Kirchenbuße — dann durch ein ewiges Gefängniß sein Leben erkaufen mußte. —

Unterdessen war Friedrich von Oesterreich 1330 mit Tod abgegangen; und Jedermann hoffte jetzt für Deutschland endliche Ruhe und Eintracht. Wer das aber nicht zuließ, war — der Pabst Johann. Hartnäckig bestund er darauf, daß Ludwig die Regierung ohne weiters

niederlegen sollte; und erneuerte, als ihm der Kaiser mit Ehren doch nicht zu Willen seyn konnte, alle Exkommunikationen wider ihn. Zwar blieben die Fürsten, an dergleichen päbstlichen Schnick-Schnack schon vorlängst übersatt gewöhnt, ihrem Kaiser getreu; indeß wußte Johann gleichwohl die Verwirrungen im Reiche da und dort wieder aufs neue anzuregen und zu unterhalten. Durch Ermahnungen und Versprechungen vermochte er über die noch übrigen österreichischen Prinzen so viel, daß sie neuerdings die Waffen wider Ludwig ergriffen; wozu ihnen der Pabst fünfzig tausend Goldgulden vorschoß. Unter Vermittlung des Königs Johann von Böhmen ward jedoch dem neuen Blutvergießen noch bei Zeiten Einhalt gethan und der Friede hergestellt.

Die deutschen Fürsten, und selbst der Herzog Otto von Oesterreich traten jetzt zusammen, und schickten gemeinschaftlich eine Gesandtschaft nach Avignon an den Pabst, um die Versöhnung desselben mit Ludwig nachzusuchen und zu bewirken, mit der angefügten Betheurung von Seite des Kaisers: „Daß er seinen Schritt wegen der geschehenen Wahl des Pabstes Nikolaus V. bereue.“ Ferner: „Daß er seine

Appellationen gänzlich zurücknehme; überhaupt alles, was er gegen die Person des Pabstes gethan habe, hiemit widerrufen, und zugleich bekennen wolle, daß er gefehlt; daß die über ihn verhängten Exkommunikationen gültig gewesen; und daß er sich nun der Gnade und Barmherzigkeit des Pabstes überlasse." —

Schlmstr. Bei Gott! das heiß ich tief — sehr tief sich demüthigen!! Wenn der Pabst sich noch nicht besänftigen ließ: so muß er ein wahrer — Unmensch gewesen seyn!

Pfarrer. Weit davon, daß sich Johann dadurch hätte besänftigen lassen! Er verharrte ein für allemal steif darauf, daß Ludwig auf den Kaiserthron gänzlichen, unbedingten Verzicht leisten sollte, wenn er je seiner Gnade und Barmherzigkeit sich wolle erfreuen. — — Endlich im Jahr 1334 starb dieser starrsinnige, unbeugsame Pabst Johann XXII. mit Hinterlassung eines — Schatzes von achtzehn Millionen Goldgulden an baarem Gelde, nebst sieben Millionen an Pretiosen und kostbaren Geräthschaften. — Für jene Zeiten eine ungeheure, unermeßliche Summe!

Bauer. Ah drum behauptete dieser saubere Pabst Johann, daß Christus und seine

Apo=

Apostel Eigenthum gehabt hätten; drum schickte er seine Geldsammler in die Welt aus, um die Leute und Länder auszusaugen, anstatt das Evangelium zu predigen! — O! ich will wider die heutigen Zeiten mit keinem Wörtlein mehr mich beklagen! Wahrhaftig! wir leben gegen dortmals goldene Tage — —

Pfarrer. Nach Hinscheiden des Johanns XXII. ward Benedikt XII. auf den päbstlichen Stuhl erhoben. Dieser war von Geburt ebenfalls ein Franzose, wie sein Vorgänger; jedoch besaß er Rechtschaffenheit genug, die allgemeine Seelenwohlfahrt der Gläubigen seinem, und des Königs von Frankreich Privatinteresse nicht aufopfern zu wollen. Daß Pabst Benedikt XII. von einem viel bessern Geiste, als Johann, müsse eingenommen und geleitet worden seyn, dient uns zum Beweise, daß er von freien Stücken dem Kaiser Anträge zur Aussöhnung machte. Unverweilt schickte nun Ludwig Gesandte nach Avignon, die ihm die nämlichen und noch größere Versprechungen von seiner Seite machen mußten, als dem unversöhnlichen Johann. Unter andern machte er sich anheischig, so viele Kirchen zu erbauen, und Klöster zu stiften, als der Pabst befehlen

wür-

würde. — Bereits war es an dem, daß Benedikt den Gesandten die Absolution für ihren Kaiser ausfertigte. Nun aber stunden die Könige von Frankreich und Neapel, hinter denen noch der König Johann von Böhmen und der von Ungarn versteckt lagen, dawider auf, und versuchten durch ihre Gesandtschaften das Aeusserste, die Aufhebung der Exkommunikation zu hintertreiben. Pabst Benedikt warf den Gesandten vor: „Ob sie denn vielleicht gar damit umgiengen, daß das römische Reich sollte vertilget werden!“ — „Nein“ versetzten sie, „gegen das Reich hätten sie nichts; sondern nur gegen einen Prinzen, welcher der Kirche so viel Uebels zugefügt hätte.“ — „Es ist aber,“ erwiederte Benedikt, „eine große Frage: ob wir (Päbste) ihm nicht ungleich mehr Uebels gethan haben. Was übrigens Ludwig unternommen habe, sey blos auf gegebene Veranlassung geschehen.“ — —

Nach Verlauf einiger Zeit schickten, ausser dem Erzbischofe von Mainz, auch noch mehrere Bischöfe eine Gesandtschaft nach Avignon, um bei dem Pabst ernstlich anzuhalten, daß er den Kaiser endlich einmal der Aussöhnung würdigen möchte, damit doch den Mühe-

seligkeiten und Drangsalen der deutschen Kirche und des Reichs ein Ende gemacht würde. Halb weinend sagte nun Pabst Benedikt den Gesandten ins Ohr: „Er wollte den Kaiser gern absolviren; allein der König Philipp habe ihm wissen lassen, daß er in diesem Falle ärger mit ihm umgehen würde, als ehemals Philipp der Schöne mit Bonifazius VIII. verfahren habe.“

Durch dieses feindselige Betragen des Königs Philipp wurde aber die ganze deutsche Nation äusserst entrüstet. Jedermann äusserte laut seinen Unwillen, daß einem fremden Prinzen zu Gefallen, und aus blosen niedrigen Staatsabsichten, so viele tausend Menschen in Gewissensunruhe, so viele Städte und Distrikte ohne Gottesdienst, und alles im Reiche in so trauriger Verwirrung sollte gelassen werden.

Bauer. Aber warum sollten denn wegen des vom vorigen Pabst Johann XXII. so wuthvoll geschleuderten, und vom gegenwärtigen Pabst Benedikt XII. aus unlöblicher Kleinmüthigkeit, nicht zurückgenommenen Bannstrahles sogar auch die Gottesdienste unterblieben seyn?

Pfar-

Pfarrer. Habt ihr denn schon vergessen, daß seit Innozenz III. die Päbste mit ihren Bannflüchen auch allemal das gräuliche Interdikt verbanden, vermöge dessen im ganzen Lande eines exkommunizirten Fürsten alle Gottesdienste u. d. gl. untersagt waren, um dadurch den Exkommunikationen desto mehr Gewicht und Nachdruck zu geben, und also auch desto wildere Verwirrungen zu stiften, somit den stäts verhaßten deutschen Kaisern, wegen deren dieses allerunnatürlichste Interdikt eigentlich erdacht und eingeführt worden, desto mehrere Feinde schon selbst im eigenen Lande auf den Nacken zu werfen!! — Genug davon!

Die Fürsten und Stände begriffen nun zu gut, daß König Philipp und der päbstliche Hof keinen geringern Zweck haben, als entweder die Zernichtung des deutschen Reichs, oder wenigstens die Vereinigung desselben mit Frankreich zu bewirken.

Bei einer solchen Stimmung der deutschen Nation schrieb Ludwig 1338 einen Reichstag nach Frankfurt aus: wo nicht nur alle Fürsten und Grafen, sondern auch alle Herren, alle Reichsfreien und Edeln, die Domkapitel und Abgeordnete der Städte sich einfanden. Lud-

wig zeigte sich bei Eröffnung des Reichstages in seiner ganzen Pracht und kaiserlichen Majestät; erzählte alles von Punkt zu Punkt, was zeither seiner Exkommunikationen und nachgesuchten Aussöhnung wegen mit dem päbstlichen Hofe vorgegangen; betete öffentlich vor der ganzen Versammlung das Vater unser, das Ave Maria, und das apostolische Glaubensbekenntniß, um hiedurch zu erweisen, daß er ferne von einer Ketzerei sey, derer er vom Pabste Johann XXII. boshafter Weise immer beschuldiget worden. — Nun beschwerte er sich zugleich über den König von Frankreich, der seine Absolution bei dem nunmehr edler gesinnten Pabst Benedikt XII. bisher immer zu hintertreiben alles verwendet habe, und mit nichts anderm umgehe, als die Würde und Vorrechte des deutschen Reichs zu untergraben. — Alle Anwesenden betheuerten, daß der Kaiser genug gethan, um sich mit der Kirche auszusöhnen; mehr könne von ihm nicht gefordert werden: und eben darum seyen auch alle päbstliche Prozesse, Exkommunikationen und Interdikte nichtig und unkräftig. Somit, wenn die Geistlichen nicht gutwillig den Gottesdienst halten wollten, müsse man sie mit Gewalt dazu anhalten.

Gleich

Gleich darnach 1338 traten die Kurfürsten noch besonders in Rense zusammen, und erklärten, mit ungetheilter Beistimmung aller Stände, durch eine deswegen festgesetzte Reichskonstitution (Reichsgrundgesetz) feierlich: „Daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß von Rechts und alter Gewohnheit wegen, sobald Einer zum Kaiser oder König, entweder von den Kurfürsten einstimmig, oder dem mehrern Theile derselben, gewählt werde, er sogleich, vermög der Wahl allein, für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten und ein solcher zu nennen sei; daß Alle ihm als solchem gehorchen müssen; so wie er auch vollkommene Macht habe, alle Reichsrechte zu verwalten und das übrige zu thun, was einem wahren Kaiser zustehe, ohne daß er erst die Approbation, Bestättigung oder das Ansehen des Pabstes nöthig habe.“ Dieser Reichsschluß ward auf einem besonders abgefaßten Instrumente dem Kaiser zugehändiget.

Aus diesem Reichsschluß leuchtet freilich ein gewisser Muth, eine Entschlossenheit hervor, die der deutschen Nation würdig gewesen wäre, wenn nur auch mit unwandelbarer Ue-

bereinstimmung, und mit ungetheilter Kraftäuſ=
ſerung darauf gehalten worden wäre. Leider
aber war dieſer Muth, dieſe deutſche Entſchloſ=
ſenheit — wegen des wechſelſeitigen, unpatrio=
tiſchen Intereſſes der Fürſten und Stände —
ein bloſer vorüberbrauſender Windſtoß. — —
Vollends aber Schande — vollkommen erniedri=
gende Schande für die ganze deutſche Nation
war es, daß die Bettelmönche am allererſten
ſich erfrechen durften, dieſem Reichsſchluſſe, ſo=
gleich bei ſeinem Entſtehen ſchon, entgegen zu
handeln. — — Die Bettelmönche: als Do=
minikaner, Karmeliten, Franziskaner u. dergl.
waren es, die ſich auf die päbſtlichen Inter=
dikte und Exkommunikationen berufend und po=
chend, mit Händen und Füßen der Vollziehung
des Reichsſchluſſes ſich entgegenſtemmten —
hartnäckig die Kirchen verſchloſſen, und — kei=
nen Gottesdienſt hielten.

Schlmſtr. Alſo auch die Herren Fran=
ziskaner waren wieder auf der päbſtlichen Sei=
te? Hatten ſie ſich vielleicht nach Johanns To=
de mit Pabſt Benedikt XII. ausgeſöhnt?

Pfarrer. Worüber ſich auch nicht zu
wundern iſt! Pabſt Benedikt ſcheint doch im=
mer mehr Klugheit, und dabei auch Ehrlichkeit

ge=

genug gehabt zu haben, wenigstens nicht öffentlich zu behaupten, daß Christus und seine Apostel, gleich den Päbsten, Eigenthum, Güter und Fürstenthümer besessen hätten. Sohin wurde der gesammte Franziskanerorden wieder der eifrigste Alliirte des päbstlichen Hofes.

Bauer. Aber ich kann doch nicht begreifen: warum sich die Bettelmönche zu den päbstlichen Anmassungen so sehr brauchen liessen; dagegen wider den Kaiser — ihren rechtmässigen Landesherrn — sich so störrig und widerspenstig zeigen, und die Unordnungen und Verwirrungen des Reichs — ihres eigenen Vaterlandes — unterhalten und vermehren helfen konnten?

Pfarrer. Mein guter Kirchenbauer! das will ich euch gleich begreiflich machen. Seht! bei derlei Verwirrungen hatten die Bettelmönche immer nichts zu verlieren. Im Gegentheil, wenn sie die päbstlichen Staatseingriffe, durch ihre beim Volk einschleichende Manieren, auf einer empfehlenden, recht frommen Seite darzustellen und zu befördern sich nachdrücklich angelegen seyn liessen, gewannen sie vielmehr dabei. Denn als solche treffliche Hülfstruppen des päbstlichen Hofes, wurden

sie auch immer von den Päbsten mit neuen Privilegien versehen, mit wichtigen Autoritäten ausgerüstet; und konnten also allenthalben auf ergiebige Freibeutereien ausgehen. — Und dann müßt ihr wissen, daß die Bettelmönche weder einen Landesherrn erkennen, noch ein eigentliches Vaterland haben. Um für diese Ausgeburt von Menschen den rechten Namen zu finden; so beantwortet mir die Frage: Haben die Vagabunden — die Landstreicher eine Heimath — ein eigentliches Vaterland?

Bauer. Nein! im geringsten nicht. Sondern diese betteln das Land auf und nieder. Giebt man ihnen nicht, was sie noch obendrein recht grob verlangen: so werfen sie Einem die schändlichsten Schimpf- und Drohworte ins Gesicht. *) Fragt man so einen Taugenichts: woher er sey; so giebt dieb und er Einem die schnöde Antwort: „Ich bin überall her; und überall zu Haus."

Pfar-

---

*) Welchen Dank verdient also nicht schon blos darum der edle, väterlich gesinnte König von seinen Unterthanen, daß er — besonders den ohnehin schon geplagten Landmann, von dieser drückenden, unverschämten Bettelei befreite!

Pfarrer. Nun seht, lieber Kirchenbauer! dergleichen Vagabunden, die überall her, und überall zu Hause sind, sind die Bettelmönche gar nicht viel unähnlich. — Diese durchstreichen das Land; betteln von einem Orte in den andern. Bei den einfältigen, abergläubischen und dabei gutmüthigen Landleuten kramen sie ihre geweihten Kräuter — oder Hexenrauch — ihre Ablaßpfennige, Lukaszettel, Skapulire, ihren Teufelsdreck — und weiß der Henker, welchen geweihten Wust noch, aus; und thun mit diesem heiligen Plunder so hochwichtig, daß sie davon nur ganz geringe Portionen mittheilen, dafür aber ganz ungleich größere und (ganz natürlich!) in keinem Verhältniß stehende Gaben sich zuhändigen lassen. — Giebt die gutmüthige, einfältige Bäuerin nicht unverweilt genug her: so ist der Terminant so unverschämt, daß er recht nach Judenmanier, so lange handelt und marktet; wohl auch seinen hochgeweihten Mischmasch zurückzunehmen drohet, bis endlich gleichwohl die gutherzige, abergläubische Närrin den heiligen Schiebsack des Bettelmönchs reichlich versehen hat. — — Das, meine Freunde! ist nicht gehässige Erdichtung — nein! es ist Thatsache!!

Ich selbst bin als Knabe schon bei solchen Auftritten zwischen meiner Mutter und dergleichen Terminanten öfter Augenzeuge gewesen. Als kleiner Knabe konnte ich mich schon ärgern, sehen zu müssen: wie meine gutherzige Mutter einem gewissen baumstarken Terminanten, Pater B**t, aus dem Franziskanerkloster zu A**, nicht genug hingeben konnte für ein Paar Hände voll geweihter Kräuter — oder sogenannten Hexenrauch; womit sie mit andächtigem Aberglauben und gewissen Gebethen, in einem Glutshafen alle Samstage vor Schlafengehen, die Viehställe ausräucherte, damit nichts Böses darüber Gewalt haben möchte. — — Kurz: die Bettelmönche prellen die gutmüthigen, einfältigen Landleute *) mit ihren geweihten Sächel-

*) Hier sei bemerkt, daß die oft noch viel einfältigern Kleinstädtler meistens weit nachdrücklicher, theils geprellt, theils gefoppt werden; und sind sie von den Bettelmönchen fast schon abgezapft: dann ziehen sich diese zurück, und würdigen ihre vorigen Wohlthäter kaum noch eines schielenden Seitenblickes. Ein Beleg! In einem gewissen Landstädtchen H** in der Pfalz Neuburg, genossen die Kapuziner von einer gutmüthigen, andächtigen Bürgersfrau fast

chelchen um reiche Abgaben; bestehlen sie ordentlich; lachen sich heimlich in die Faust — und

---

fast tägliche Wohlthaten, und hießen sie immer „liebe Frau Mutter" — Sie beobachteten auch ihre fleißigen Besuche bei ihr. — Als sie aber ihr Hauswesen von sich gab und ihrem Sohne überließ, und also das Wohlthätigseyn eingeschränkt werden mußte: da unterliessen die dankbaren Bettelmönche ihre Hausbesuche bei der kurz zuvor so „lieben Frau Mutter" bald gänzlich — —

In einem andern Landstädtchen W*** im Vorderösterreichischen, kränkelte mehrere Jahre hindurch eine Bürgersfrau. Ihre Krankheit war eine Galanterie, die ihr im neulichen Kriege, da sie noch unverheirathet war, ein österreichischer Offizier mittheilte, und die sich sehr ungalant endete. — So häßlich nun ihre galante Krankheit auch immer überhand nahm; kam gleichwohl ein dortiger Kapuziner, Pater P** sehr fleißig zum Besuch zu ihr. Sobald sie aber nach dem Tode ihres Mannes, der die Schuld ihrer Galanterie lange vor der Zeit bezahlen mußte, in ein Pfründestübchen — aus Ursache ihrer zerrütteten häuslichen Umstände sich zurückziehen mußte: kam der Kapuziner nicht einen Augenblick mehr zu ihr; ob er gleich ihr gewöhnlicher Beichtvater war. — — Warum? — In ihrem Pfründestübchen konnte sie ihn nicht mehr mit Kaffee und Wein bedienen,

und drollen sich mit ihrem heiligen Raube zurück in ihre Klöster: wo sie ihn mit ihren Mitbrüdern behaglich verzehren. Mit einem Wort: die Bettelmönche, samt und sonders, haben, ausser ihren Klöstern, kein Vaterland. Da in ihren Klöstern leben sie in Voll und Gnug und, in Hinsicht des Staates, völlig unabhängig und ordentlich gesetzlos. Sie erkennen, ausser ihrem Provinzial und Ordensgeneral, der immer in Rom residirt, und dem sie über ihr Thun und Lassen gleichwohl hin und wieder im Allgemeinen, verantwortlich seyn müssen, ganz und gar keine Obrigkeit. Uebrigens waren die Bettelmönche von jeher die eifrigsten Verfechter der päbstlichen Anmassungen; bei den darüber entsponnenen Verwirrungen, und nicht selten blutigsten Auftritten, die rüstigsten Hülfstruppen und Gardisten der römischen Päbste!! — — Dank,

in=

---

wie noch kurz vorher — auf ihrer Wirthschaft. Sie war W... in W***. Jetzt erst — schon auf dem langsamen Sterbelager, wo sie mit ihrer galanten Krankheit den eckelhaftesten, scheußlichsten Anblick gewährte, mußte dortiger Stadtpfarrer — ein in seinen Berufsgeschäften sehr würdiger und thätiger Mann — den Gutgenug machen!

Dies weiß der Verfasser sehr genau. — —

innigster Dank der wohlthätigen Vorsehung — und dem König von Baiern, unserm weisen Landesvater, daß er durch seine heilsame Veranstaltung dem wilden, sittenverderblichen Unwesen der Bettelmönche in seinen Staaten schon so ziemlich gesteuert hat.*) Doch nun wieder auf unsere Erzählung!

Nach dem ernsthaften Reichsschlusse zu Frankfurt und Rense war endlich Benedikt XII. mit Ernst geneigt, den Kaiser vom Kirchenbanne loszusprechen. Allein er starb darüber; und durch dessen Todesfall war alle Hoffnung zur

*) Gar Alles den Bettelmönchen allein zur Schuld legen wollen, ist eben nicht ganz billig. Auch mancher sich selbst so betitelnde Reichspater der säkularisirten Reichsprälaturen ist ebenfalls von der Benedittions- und Exorzismswuth u. d. gl. befallen. Vor einiger Zeit schrieb mir ein guter Freund: daß zum Pater A... des aufgehobenen Klosters El... nächst U... sehr frequent — heimlich und öffentlich — Leute hinzulaufen, an denen dieser Ex-Reichspater seine Teufelsbeschwörungen und Malefizia den recht kräftig und mit heiliger Energie exerzirt; den einfältigen, zum Theil oft boshaften, Leuten geweihte Kräuter, geweihte Arzeneien, geweihte Oele u. s. w. mit nach Hause giebt. — —

zur Aussöhnung Ludwigs mit dem päbstlichen Hofe verschwunden. Denn der gegenwärtige Pabst Klemens VI. war unversöhnlicher und furchtbarer, als selbst Johann XXII. Umsonst ließ ihm der Kaiser durch eine ausserordentliche Gesandtschaft zu seiner Erhebung auf den vorgeblichen Stuhl Petri Glück wünschen, und zugleich um die Absolution bitten.

Selbst König Philipp von Frankreich, der aus dem einmüthigen Reichsschlusse der deutschen Fürsten wohl abnehmen konnte, daß er sich auf die Kaiserkrone nicht die geringste Hoffnung mehr machen dürfe, hatte jetzt seine feindselige Gesinnung gegen Ludwig abgelegt; und betrieb nun selbst die Aussöhnung des Kaisers mit dem Pabst. Vergebens! Klemens ließ, ohne vorausgeschickte Ursache, wider Ludwig eine Bulle ergehen, darin er an ihn die geschärfte Forderung machte: daß er nach drei Monathen aller Verwaltung des Reichs unverzüglich entsagen; den Namen und Titel eines Kaisers, Königs, Herzogs oder jeder andern Würde ablegen; seiner Verbrechen und Lasterthaten wegen — die freilich der Pabst nicht namhaft machte — sich persönlich zu Avignon vor seinem Richterstuhle stellen soll, um

alles dasjenige ungeweigert zu vollziehen, was Gerechtigkeit erheischen und — dem Pabst gutdünken würde: sonst werde er noch größere, sowohl geistliche als zeitliche Strafen über ihn verhängen, als seine Vorfahren gethan hätten. — Ferner soll er alles zurücknehmen und vernichten, was er als Kaiser oder König gethan; zuerst aber soll er alles umstossen, und für nicht geschehen erklären, was auf dem Reichstage zu Frankfurt vorgegangen, und zu Rense beschlossen worden.

Ludwig, man weiß nicht, war es bei ihm übertriebene Gewissensängstlichkeit, oder erschlaffte Entschlossenheit, oder vielleicht Liebe zur endlichen Beilegung der wilden Unordnungen, kurz: Ludwig war schon auf dem Punkte, dem unbedingten Ansinnen des Pabstes zu willfahren. Nur machte er noch zuvor auf dem, nach Frankfurt in dieser Absicht 1344 ausgeschriebenen, Reichstage den gesammten Fürsten und Ständen den ganzen Verlauf und seinen Entschluß bekannt.

Nun aber war die ganze Versammlung über Ludwigs schimpfliche Erniedrigung äusserst aufgebracht. Man erklärte des Pabstes insolente Forderungen, besonders in Ansehung des

Reichs=

Reichsschlusses 1338 zu Frankfurt und Rense, als höchst nachtheilig für Deutschlands Gerechtsame.

Die Kurfürsten verfügten sich mit dem Kaiser abermals besonders nach Rense; wo die Meinung wieder dahin ausfiel: daß der Pabst in die Kaiserwahlen und Reichsangelegenheiten sich keineswegs zu mischen habe. Anbei ward dem Kaiser eröffnet und bedeutet, daß er nach so vielen fruchtlosen Versuchen sich nun nimmermehr um die Gnade des Pabstes bewerben soll.

Dies war nun freilich wieder ein schönes und löbliches Verhalten. Aber leider blieb es wieder, wie es fast immer der Fall war — beim unthätigen Reichsschluß. Kaum ist er abgefaßt: so handelt schon ein jeder nach seiner Willkühr, wie es eben sein Privatinteresse zu erheischen scheint. — König Johann von Böhmen, der es mit dem Kaiser nie redlich und aufrichtig gemeint, und jetzt noch dazu vom Pabst Klemens VI. sich ganz vorzüglich wider Ludwig aufhetzen ließ, trachtete ihn zu necken und ihm alle schlimmen Streiche mitzuspielen, wo und wie er nur immer konnte. Er ließ kein Mittel unversucht, seinen ältesten

Sohn

Sohn Karl, der Markgraf in Mähren war, auf den Kaiserthron zu erheben: wobei ihm der Pabst mit seiner ganzen Allmacht behülflich war. Zu diesem feindseligen Vorhaben wußte sich Klemens des Markgrafen Karls so trefflich als eines Werkzeuges zu bedienen, daß der Sturz des Kaisers unfehlbar erfolgen mußte. Zu dem Ende warf er neue Bannflüche mit vielen Verwünschungen auf des Kaisers Haupt. Unter andern sagt er in seiner Bannbulle: „Ludwig sey ein Erzketzer; er sey ehrlos und untauglich zu einem öffentlichen Amte, darum seyen seine Güter und Besitzungen hiemit alle konfiszirt — und seine Söhne und Enkel könnten ebenfalls zu keinem, weder geistlichen noch weltlichen, Amte gelangen; allen Gläubigen sey hiemit die Gemeinschaft mit ihm untersagt; und nach seinem Tode könne er nicht einmal nach Kirchengebrauch begraben werden; — alle weltlichen Mächte seyen gehalten, ihn aus ihren Gerichtsbezirken nach Kräften zu verbannen.“ — — Diese Bannbulle beschließt der Pabst mit so schweren, so fürchterlichen, noch nie erhörten Flüchen und Verwünschungen, daß man davor zurückschaudert und — ich Anstand nehme, sie euch mitzutheilen.

Bauer. O! erlauben Sie, Herr Pfarrer! von den Päbsten kömmt uns bereits nichts mehr fremd und unerwartet. Sagen Sie uns also diese Flüche und Verwünschungen des Pabstes nur auch vollends.

Pfarrer. Wohlan! „Wir bitten," sind des Pabstes Fluchworte, „die göttliche Allmacht, daß sie Ludwigs von Baiern Wahnsinn zu Schanden mache; seinen Stolz zerschmettere; ihn durch die Kraft ihrer Rechte niederdrücke — und in die Hände seiner Feinde hingebe. Er falle in einen Abgrund, wo er es am wenigsten vermuthet. Wenn er ausgeht, verfolg' ihn der Fluch: und wenn er heimgeht, nicht minder. Der Herr treffe ihn mit Raserei und Blindheit. Die Gerechtigkeit des Himmels müsse Blitze auf ihn herunterregnen. Des allmächtigen Gottes Zorn und seiner Heiligen, deren Kirche er zerstören will, brenne über ihn jetzt und ewig. Die ganze Welt waffne sich wider ihn. Die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig. Sein Name sterbe im ersten Glied. Sein Andenken schwinde von der Erde! — Alle Elemente seyen ihm Feind!! — Seine Wohnung werde zur Wüste!!!" — —

Schlmstr.

Schlmstr. Husch! mir fährt es eiskalt über den Rücken!! Wahrhaftig! dieser Pabst Klemens VI. versteht sich auf's Fluchen und Verwünschen wie ein Postillion! Und beim bloßen Fluchen wird er's vermuthlich nicht haben bewenden lassen?

Pfarrer. Freilich nicht! Die Kurfürsten ließ er wissen: wenn sie nicht haben wollten, daß er, vermög seines alten Rechts, das deutsche Reich mit einem ihm tauglichen Kaiser versehe: sollen sie nur gleich ungesäumt zu einer neuen Wahl schreiten. So geschah es auch. Der Markgraf Karl von Mähren, der durch ausserordentliche Geldsummen, und schmeichelhafte Versprechungen sich Anhänger verschafft hatte, ward 1346 nun wirklich zum Kaiser erwählt. Einige Fürsten jedoch nahmen an dieser Wahl keinen Antheil. Selbst der gegenwärtige Erzbischof und Kurfürst Heinrich von Mainz, dem die Ansetzung des Wahltags zukam und die Direktion des ganzen Geschäftes oblag, hatte keine Hoffnung von sich gegeben, sich jemals zu diesem Werke brauchen zu lassen. Allein der Pabst wußte sich hierin bald Rath zu schaffen. Heinrich ward von ihm des Erzbisthums entsetzt, und an seiner Statt ein gewis-

wisser Graf Gerlach von Nassau, ein junger Mensch von 20 Jahren, ernannt. Somit waren alle Hindernisse beseitiget — und Karl IV. war Kaiser.

Jedermann befürchtete, daß Deutschland nun wieder der Schauplatz eines schrecklich verheerenden Krieges werden müßte. Aber der unglückliche, von den Päbsten so entsetzlich verfolgte und gemishandelte Ludwig gieng, als er nach der Mittagstafel eben aus München nach Fürstenfeld auf die Jagd ritt, plötzlich mit Tode ab, im Jahr 1347 am 11. Oktober. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm bei der Mahlzeit Gift beigebracht wurde.

Kaiser Ludwig V., dieser von den Päbsten so verschriene Erzketzer und Kirchenverfolger, stiftete, ausser mehrern Klöstern in Baiern, auch das berühmte ehemalige Kloster Ettal.

Ludwig war endlich der letzte unter den Kaisern, wider den die Päbste mit ihren Bannflüchen so fürchterlich wütheten. —

Bauer Ach Gott! wie so herzlich froh bin ich, daß einmal die wilde, häßliche Grobheit der Päbste gegen die Kaiser ein Ende hat!! Mit den schändlichen Exkommunikationen werden hoffentlich auch die frechen Staatseingriffe

und

und Anmassungen gegen Kaiser und Reich ihre Endschaft erreichet haben?

Pfarrer. Ob wir uns mit dieser Hoffnung schmeicheln dürfen, daran möcht ich zweifeln. Doch der fernere Erfolg wird uns hierüber nähern Aufschluß geben. Für diesmal genug!

Schlmstr. Erlauben Sie, Herr Pfarrer! mir jetzt eine Bitte. — Wär' es Ihnen wohl nicht möglich; aber auch nicht zu mühsam, wenn Sie alles das, was Sie uns zeither erzählt haben, und was darüber angemerkt worden ist, zu Papier brächten, und im Drucke herausgäben? — Wahrlich! es müßte ein hübsches Geschichtbüchlein werden. Ich würde es mir sogleich anschaffen, und öfter durchlesen, daß mir Alles so recht im Kopf bliebe. — Und dann, däucht mir, könnte es gar nicht schaden: wenn noch mehrere Leute mit den ehemals so seltsamen Auftritten und Begebenheiten unsers lieben deutschen Vaterlandes bekannt würden! — Oder soll man vielleicht uns gemeine Leute nicht auch ein wenig in den Guckkasten der grauen Urzeiten hineinschauen lassen?! —

Pfar-

Pfarrer. Mein guter Schulmeister! er will mir da etwas zumuthen, das ich zimlich bedenklich finde. Nicht Jedermann denkt so unbefangen wie er. Er muß wissen, daß selbst manche so genannte Gelehrte, vorzüglich die Kapuziner und Bettelmönche überhaupt, nebst noch gar vielen andern so betitelten „Ordensmännern" derlei historische Wahrheiten nicht wohl verdauen können. Sie machen ein wild verzerrtes Maul darüber! — Aber freilich! wenn man sich immer nach den sonderbaren Grundsätzen dieser saubern Herren gerichtet und bequemt hätte: so würden sie und der römische Pabst miteinander, noch heut zu Tage über Fürstenthümer, Königreiche und Kaiserthümer eben so willkührlich und unumschränkt herrschen — tiranniſiren, als in den mittlern finstern Jahrhunderten. — Es kann seyn, daß ich mich vielleicht entschliesse, unsere zeitherigen Erzählungen im Drucke erscheinen zu lassen. Indeß, was sagt ihr dazu, Kirchenbauer!

Bauer. Ich bin ganz mit dem Schulmeister verstanden, und vereinige meine Bitte mit der seinen. Wenn ich doch nur auch zu lesen verstünde! wahrlich! ich ließ es mich viele Karolins für das Büchlein kosten. — Ich werd'

es

es mir aber doch ankaufen, und es dann von meinen Kindern vorlesen lassen.

Pfarrer. Hierin, mein lieber Kirchenbauer! kann ich euch nicht beistimmen. Die zeitherigen geschichtlichen Erzählungen sind doch für Kinder nicht ganz geeigenschaftet. — Er kann sich ja das Büchgen vom Schulmeister vorlesen lassen. Nicht wahr, Schulmeister! er ist schon so gefällig, und thut es?

Schlmstr. O mit Freuden! Ich wünschte nur, das Büchgen wäre schon erschienen.

Pfarrer. Nun, meine lieben Freunde! damit ich mit dem Niederschreiben der zeitherigen Erzählungen desto ungehinderter und schneller zu Ende komme; so müßt ihr aber euch gefallen lassen, daß ich die Erzählung der fernern Auftritte zwischen Päbsten und Kaisern, und unserm deutschen Vaterlande überhaupt, einstweilen einstelle.

Gehabt euch also wohl bis auf Wiedersehen! Der liebe Gott begleite alle eure Schritte. Erfüllet nur eure Berufsgeschäfte redlich und unverdrossen; lasset eure häuslichen Angelegenheiten, und eure Vaterpflichten nie ausser Acht; seyd gegen euern Mitmen-

schen

schen verträglich und, wo ihr könnet, dienstfertig; behaltet immer den Weg der Redlichkeit und Rechtschaffenheit im Auge: gewiß alle eure Unternehmungen werden dann von dem lieben Gott gesegnet seyn.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wahl, Georg

Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen eines Pfarrers mit seinem Schulmeister und einem Bauer ein nützliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelsorger, Lehrer und jeden wahrheitsliebenden Christen
Bd.: [1]

Leipzig ; Kölln (1806)

Bibl.Mont. 4352-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724810-9